





HENRY C. CASSIDY

# M O S K A U

1941 – 1943



VERLAG AMSTUTZ, HERDEG & CO., ZÜRICH

*Titel des englischen Originals: MOSCOW DATE LINE*  
*(Cassell & Company, Limited, London)*

*Deutsch von*  
**WOLFGANG BERGER**

*Verlagsnummer 57*

**COPYRIGHT 1944 BY VERLAG AMSTUTZ, HERDEG & CO.**  
**ZÜRICH, NÜSCHELERSTRASSE 45**

*Alle Rechte vorbehalten. Auch teilweiser Abdruck nur mit schriftlicher*

*Genehmigung des Verlages gestattet*

**1. AUFLAGE 1944**

*Gedruckt bei C. J. Bucher AG., Luzern*

*Printed in Switzerland – Hergestellt in der Schweiz*

*Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader*

*Meiner Frau Martha*

# INHALTSVERZEICHNIS

I	DER LETZTE FRIEDENSWINTER .....	9
II	RUSSLAND AM VORABEND DES KRIEGES .....	24
III	IWAN ZIEHT IN DEN KRIEG .....	40
IV	DREI WOCHEN KRIEG .....	54
V	DIE BLAMIERTEN FACHLEUTE .....	65
VI	MOSKAU IM BOMBARDEMENT .....	76
VII	BEI DER ROTEN ARMEE .....	94
VIII	DIE KAVIARKONFERENZ.....	112
IX	FAHRKARTE NACH KUIBYSCHEW .....	127
X	DIE SCHLACHT UM MOSKAU.....	143
XI	GENERAL WINTER .....	157
XII	ZWISCHENSPIEL IN IRAN .....	174
XIII	DER FELDZUG 1942 .....	190
XIV	WILLKIE UND STALIN .....	209
XV	EIN BRIEF VON STALIN .....	221
XVI	HAPPY END .....	234
XVII	UMZUG IN MOSKAU .....	250
XVIII	DIE SCHLACHT UM STALINGRAD.....	265
XIX	EIN TOAST AUF DIE ZUKUNFT .....	287



## *Kapitel I*

### **DER LETZTE FRIEDENSWINTER**

1941 wurde es in Moskau spät Frühling. Bis weit in den April hinein hingen über den byzantinischen Türmen des Kreml die schweren Winterwolken, die sich tiefer und tiefer herabsenkten, bis die feuchte, zusammengepresste Luft bei jedem Atemzug, den man tat, die Lunge wund rieb wie mit einer Feile. Der letzte Schnee fiel erst am 6. Juni. Wer bleiben musste, fluchte über die schmutzige Eisdecke, die schmierige Schneekruste, die auf dem Kopfsteinpflaster der Strassen haftete, und sehnte sich nach der Wärme des Frühlings, ohne zu ahnen, dass mit ihm der Krieg kommen würde.

Alle ausser denen, die es hätten wissen müssen, waren sich im klaren darüber, dass die beiden grössten Mächte Kontinentaleuropas, Russland und Deutschland, unmittelbar davorstanden, in Kämpfe verwickelt zu werden. Für zwei Cent waren in allen Zeitungen Berichte aus Ankara, Bern und London darüber zu lesen, dass Deutschland die Sowjetunion angreifen werde. In den Kanzleien Europas konnte man kostenlos von rumänischen Militärattachés, ungarischen Botschafts- und finnischen Gesandtschaftssekretären hören, dass der Konflikt an der Ostfront zu erwarten sei.

In dem von der Zensur abgedichteten Moskau wusste jedoch niemand etwas, weder die Ausländer, noch das russische Volk oder die Sowjetführer. Dass wir vom kommenden Krieg nichts ahnten, hatte seinen Grund darin, dass die Sowjetunion um jeden Preis den Frieden

wollte und, sogar unaufgefordert, zu fast jeder Konzession bereit war, um den Krieg zu vermeiden. Was wir nicht wissen konnten, war die Tatsache, dass Deutschland entschlossen war, auf jeden Fall anzugreifen.

So schimpften wir weiter darüber, dass der Frühling so spät komme, und führten das absonderliche Leben dieses letzten Friedenswinters in Moskau.

Der Kreml absolvierte all seine gewohnten Riten. Die Kommunistische Partei eröffnete am 15. Februar ihre achtzehnte Reichskonferenz und lauschte den Berichten Georgij Malenkows, des Sekretärs des Zentralkomitees der Partei, und Nikolaj Wosnessenskij, des Vorsitzenden der staatlichen Plankommission für Transport und Industrie. Das Zentralkomitee der Partei trat am 20. Februar zu einer Vollversammlung zusammen und schloss Maxim Litwinow zusammen mit anderen von der Mitgliedschaft am Komitee aus, wegen «Nichterfüllung ihrer Pflichten». Am 25. Februar hielt der Oberste Sowjet seine achte Sitzung ab und verabschiedete für 1941 ein Budget von 215'400'000'000 Rubel – gegen 179'000'000'000 Rubel im Jahre 1940; ein Drittel davon, 70'900'000'000 Rubel, wurde für die nationale Verteidigung ausgeworfen. Schokoladeschachteln, Flaschen mit Fruchtsaft und ganze Haufen von Früchten wurden auf den Buffettischen des Grossen Palais aufgestapelt. Die Delegierten aller sechzehn Republiken zogen durch die lichtüberflutete Einfahrt des Troitskij-Portals, zeigten mehreren Reihen von Wachen ihre Pässe, liessen ihre Galoschen, Mäntel mit Pelzkragen und Pelzmützen in den Garderoben des Parterres und fuhren in elektrischen Fahrstühlen hinauf. In dem Ratssaal mit den weissen Wänden hörten sie sich mit angeschnallten Kopfhörern die in den vielen Sprachen der Sowjetunion gehaltenen Reden über «anglo-französische Kriegshetzer» und den «zweiten imperialistischen Weltkrieg» an. Dann gingen sie hinaus und stellten sich an die Buffettische oder spazierten in den hohen Korridoren mit den roten Läufern auf und ab.

Josef Stalin sass an seinem gewohnten Platz, ganz hinten auf der rechten Seite des Podiums. Bei ihm, auf der für die Führer der Kom-

munistischen Partei reservierten Seite, waren Andreij Schdanow, der Parteisekretär für Leningrad, Nikita Chruschtschew, der Sekretär für die Ukraine, und andere Parteiführer. Stalin, der, von der weit entfernten Presseloge aus, wie eine winzige, lebendig gewordene Puppe aussah, die seine untersetzte Gestalt hatte und seine asiatische Maske trug, scherzte und lachte während dieser langen Rede mit seinen Kollegen, stand mit den anderen auf, um zu applaudieren, wenn sein eigener Name genannt wurde, nahm dann wieder Platz und setzte seine Unterhaltung fort.

Die Menschen ausserhalb des Kreml bildeten ihre ewigen Queues. Sie stellten sich um Brot, Milch und Fleisch an; sie warteten an den Kiosken auf die Abendzeitung *Wetschernaya Moskwa*, um festzustellen, ob irgendwelche Verkäufe ausgeschrieben wären; sie wollten Kinobillets für einen «Musikfilm», die russische Fassung eines der amerikanischen Filme mit Fred Astaire und Ginger Rogers ergattern; sie warteten auf Omnibus- und Trambillets, um nach Hause fahren zu können. Dann kochten sie Tee oder schenkten sich ihren Wodka ein, setzten sich an ihre Tische und redeten mitunter vom Krieg im Ausland, meistens jedoch von Geld, Essen und Trinken daheim.

Die Ausländer machten ihre eigenen kleinen Runden. Die Woche begann eigentlich am Dienstag, den «mardis de Madame Gafencu». Herr Gafencu, der ehemalige Aussenminister Rumäniens, gross, elegant, grauhaarig, und seine blonde Gattin empfingen an diesem Tag regelmässig um sechs Uhr in ihrer Gesandtschaft, einem kleinen, roten Marmorpalais an der Chaussee nach Leningrad. Alle Achsen-Angehörigen und Neutralen fanden sich dort ein.

Im Salon wurde Tee getrunken und geplaudert, in der Halle trank man Cocktails und spielte Ping-pong. Später wurde die Tür zum Speisesaal geöffnet, und es gab ein kaltes Buffet. Dann wurde das Gramophon angestellt, und man tanzte. Herr Gafencu, dessen sympathisches Gesicht jetzt von Linien der Besorgtheit durchfurcht war, pflegte seine Gäste einzeln beiseite zu nehmen und mit ihnen über die Ereignisse der vergangenen Woche zu sprechen. Er besass eine der grössten Zeitungen Rumäniens und liebte es, über Nachrichten zu sprechen,

vor allem mit den Korrespondenten. Madame Gafencu lud die Gäste einzeln dazu ein, sich mit ihr auf einen Diwan in einer Ecke zu setzen, und äusserte, eifrig plaudernd, ihre Ansichten über die verschiedensten Gegenstände. Besonders gern sprach sie über Zeitungsberichterstattung. «Wenn Sie ein grosser Korrespondent sein wollen», pflegte sie zu sagen, «müssen Sie auf zweierlei achten: Kaffeehausklatsch und die Frauen der Diplomaten ..

So ging es weiter bis vier oder fünf Uhr morgens; wer sich als erster entfernte, setzte sich der Gefahr aus, das Missfallen der Gastgeber zu erregen und vielleicht zum nächsten «mardi de Madame Gafencu» nicht eingeladen zu werden.

Das ganze diplomatische Corps wurde mit Karten überschüttet, die Einladungen für die übrige Woche brachten. Ein steifer Karton mit einem goldenen Adler und dem Text: «Der amerikanische Botschafter und Mrs. Steinhardt bitten . . . um die Ehre seines Besuchs», gewöhnlich für Samstag Abend. Es gab ein Dinner und einen amerikanischen Film, nachher wurde getanzt und Bridge gespielt. Ein grauer Briefbogen, der am Kopf in Prägedruck die Worte «Britische Botschaft» und am unteren Ende die Unterschrift von Isabel Cripps trug, besagte: «Es würde uns ein grosses Vergnügen sein, wenn Sie am . . . mit uns dinieren wollen», am Abend irgendeines Wochentages. Man musste im Frack erscheinen und tanzte. Auf einer Einladungskarte, an welche die Visitenkarte Augusto und Frances Rossos angeklammert war, stand getippt: «. . . gestatten sich daran zu erinnern, dass Sie zum Souper erwartet werden.» In der üppig eingerichteten, hübschen italienischen Botschaft speiste man, darauf wurde Ping-pong gespielt und getanzt.

Zwischen den Dinners gab es Cocktail-Parties für Gäste von auswärts und Luncheonladungen bei jüngeren Mitgliedern des Diplomatischen Corps. Über das Wochenende pflegten die «Munteren» sich zu der amerikanischen Datsche hinauszubegeben, einem winzigen Prachtstück von Landhaus auf einer Erhöhung in Nemtschinowka, abseits der Chaussee nach Modschaïsk, wo später die Schlacht tobte. Von aussen gesehen war es eine baufällig wirkende Bude mit kolossalen Schornsteinen und eingesunkenem Dach. Aber der grosse Hauptraum

hatte einen riesigen Kamin, der Wärme und Licht spendete und die ländliche Einrichtung behaglich machte. Hinter dem Haus lag, um einen Springbrunnen herum angelegt, ein kreisförmiger Garten, der eine Aussicht auf ein hübsches grünes Tal hatte. Um den Kamin oder im Garten versammelten sich die Besitzer der Datsche: Charles Dickerson, der Erste Botschaftssekretär, und seine Frau Constance, die Gastgeber; Ivan Yeaton, damals Major und Militärattaché, mit seiner Frau Alice, und Charles Thayer, der Dritte Botschaftssekretär.

Meistens war der italienische Botschafter Rosso mit seiner Frau oder der griechische Gesandte Diamantopoulos mit Gemahlin da. Diese beiden waren damals im Winter die beliebtesten Missions-Chefs in Moskau. Beide hatten Amerikanerinnen geheiratet. Sie waren eng miteinander befreundet, bis der italienisch-griechische Krieg sie auseinanderriß. Mit dem einen oder dem anderen Paar pflegten noch der belgische Gesandte Hendrykcx mit seiner Frau oder Oberst Eric Greer, der Militärattaché, und John Russell, der Dritte Sekretär an der britischen Botschaft zu kommen, oder der Luftattaché an der französischen Botschaft, Oberst Charles Luguët, mit seiner Frau, und ein oder zwei Amerikaner.

Überall, nur nicht in der Datsche, drehten sich die Gespräche stets um die Politik. Jeder wichtige Satz in der *Prawda*, jede Geste eines Mitglieds der Sowjetregierung wurde mit Analysen und Ausdeutungen herumgedreht und gewendet und auf die Folterbank gespannt. Heute glaubt man zu sehen, dass alles, was in diesem letzten Winter in Moskau geschah, einer Schicksalslinie folgte. Damals war das jedoch nicht so deutlich. Und es gab so viel, was man untersuchen musste.

Im Frühwinter häuften sich die Erfolge der Achse. Deutschland unterzeichnete einen neuen Handelsvertrag mit der Sowjetunion, der unter anderem eine Abmachung über die grösste Weizenmenge enthielt, die jemals ein Land einem anderen lieferte, und Wjatscheslaw Molotow, der Aussenminister und damalige Ministerpräsident, begab sich mit grossem Gepränge zu einem zeremoniellen Besuch bei Adolf Hitler. Ich sass gerade in dem dunklen Kinosaal bei Botschafter Steinhart im Spaso-Haus, als meine Sekretärin mir telephonierte und be-

richtete, der Besuch sei soeben vom Moskauer Radio bekannt gegeben worden. Ich flüsterte die Nachricht Steinhardt, Cripps und Gafencu zu, und diese schlichen sich hinaus, um, unter dem Kristalllüster im Salon auf- und abgehend, über die Bedeutung dieser Reise zu debattieren. Das Tanzen wurde an diesem Abend früh abgebrochen, und die meisten Gäste eilten nach Hause, um ihren Regierungen zu depeeschieren, dass Russland wahrscheinlich dem Dreimächtepakt Deutschlands, Italiens und Japans beitreten werde. Molotow kam jedoch mit trockener Feder zurück.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Periode am Ostersonntag, als Russland den Neutralitätspakt mit Japan unterzeichnete und Stalin sich auf den Bahnhof begab, um den damaligen japanischen Aussenminister Yosuke Matsuoka zu verabschieden. Dies war wohl der absonderlichste öffentliche Akt, der jemals vom Oberhaupt eines grossen Staates vollzogen wurde.

Matsuoka war zweimal nach Moskau gekommen. Den ersten Besuch machte er auf seinem Weg nach Berlin und Rom. Die Korrespondenten hatten eine Unterredung mit ihm bald nach seinem ersten Eintreffen; er schien einfach ein netter, kleiner Mann mit borstigem Haar, schwarzer Pfeife und grossem Redetalent zu sein. Jean Champenois, der damalige Havas-Vertreter, schilderte ihn am besten; er nannte ihn «einen gelb angestrichenen englischen Landedelmann». Matsuoka sagte uns, er hoffe, auf dem Rückwege, nachdem er Hitler und Mussolini gesprochen hätte, länger bleiben zu können, und es lag auf der Hand, dass seine mit grosser Publizität aufgezogenen Besuche in Berlin und Rom lediglich den Zweck hatten, ernstere Gespräche mit den Russen zu camoufflieren. Als er zurückkam, hatte er vor, sieben Tage zu bleiben, hielt sich jedoch zehn auf und machte sich schon bereit, anscheinend mit leeren Händen, abzureisen, als er an jenem Ostersonntag am Vormittag in den Kreml berufen und der Neutralitätspakt unterzeichnet wurde.

Seine Abreise mit dem Transsibirien-Express war für diesen Nachmittag um 4.50 Uhr festgesetzt. Ich war auf dem Bahnhof, um über die Abreise berichten zu können; die Zeit der Abfahrt rückte jedoch

heran, ohne dass Matsuoka gekommen wäre. Der Zug musste warten, und Mitglieder des diplomatischen Corps der Achse, die sich eingefunden hatten, um am Abschied teilzunehmen, wanderten ziellos auf dem Bahnsteig auf und ab, bis Matsuoka an der Spitze einer Autokarawane in einem Wagen mit der japanischen Flagge angefahren kam und, begleitet von einer ausgezeichnet gelaunten Eskorte japanischer Botschaftsbeamter, ausstieg. Sie standen vor seinem Wagen, drückten einander die Hände und umarmten sich. Es war 5.50. Schon sah es so aus, als würde der Zug jeden Augenblick abgehen. Ich drehte mich um, weil ich den Bahnsteig hinunterlaufen wollte, um telephonisch die Abreise zu melden. Als ich den ersten Schritt machte, wäre ich nahezu über zwei kleine Männer gestürzt, die ohne Eskorte den Bahnsteig entlang schritten. Es waren Stalin und Molotow!

So oft ich Stalin sah, war mein Haupteindruck der, einen Menschen vor mir zu haben, der nicht wirklich zu sein scheint. Er ist so oft porträtiert und karikiert worden und hat so viel Ähnlichkeit mit allen Bildern, Karikaturen und Büsten, die es von ihm gibt, dass er immer wirkt wie eine zum Leben erweckte Illustration. An diesem Tag sah er mit seinen zusammengekniffenen kleinen Augen und seinem bleichen Gesicht im Sonnenlicht noch unwirklicher aus als sonst. Auch seine Uniform, die Khakimütze und der Mantel – ohne alle Rangabzeichen – über den schwarzen Stiefeln, machte den Eindruck einer Puppenbekleidung. Er ging steif, die Arme blieben unbewegt und gerade ausgestreckt. Molotow, mit dem übergrossen Mondgesicht zwischen einem europäischen grauen Filzhut und dem Mantel, machte gleichfalls den Eindruck einer zum Leben erweckten Karikatur seiner selbst.

Sie näherten sich der Gruppe etwas verlegen, offensichtlich in der Kunst des zeremoniellen Abschiednehmens auf einem Bahnsteig nicht so versiert wie die Diplomaten. Dann erkannten sie Matsuoka, Stalin schritt auf ihn zu und umarmte ihn mehrere Male wortlos. An diesem Tag hatte Stalin jedoch noch eine Mission.

Er ging um den kleinen Kreis herum, verteilte nach allen Seiten Händedrucke und blickte dann in die Höhe, als suchte er jemanden. Er

wählte sich einen deutschen Offizier aus, den Oberst Hans Krebs, einen der vielen Männer, die in ihren langen, grauen Mänteln in steifer Haltung dastanden, und trat auf ihn zu. Stalin blickte dem Offizier scharf ins Gesicht und fragte zweimal: «Deutscher? Deutscher?»

«Jawohl», antwortete der Offizier salutierend.

Stalin schüttelte ihm die Hand und sagte: «Wir werden Freunde sein.»

Verblüfft starrte Oberst Krebs, der damals Stellvertretender deutscher Militärattaché war, auf Stalin hinunter und folgte ihm mit verwirrten Blicken. Stalins Ausspruch: «Wir werden Freunde sein», wurde von vielen gehört, die gut russisch verstanden. Rasch ging der Satz im Flüsterton von Ohr zu Ohr. Er wurde unverzüglich zum Anlass der verschiedensten Überlegungen: Hatte Stalin das als Ausdruck einer persönlichen Freundschaft für Krebs gemeint, oder war es die Proklamierung einer sowjetrussisch-deutschen Freundschaft? War es eine berechnete Geste? Oder wurde es ganz spontan geäußert? Die meisten Anwesenden waren der Ansicht, es sei vorher geplant worden und gelte nicht für Personen, sondern für Staaten.

Das war also der Höhepunkt der sowjetrussisch-deutschen Freundschaft und der Abreise Matsuokas. Stalin ging voran in den Wagen Matsuokas, wechselte dort noch einige Worte mit ihm und stieg un bemerkt an dem leeren Bahnsteig auf der anderen Seite des Zuges aus.

An diesem Nachmittag hatten die Deutschen Stalin mit funkelnden Augen beobachtet, wie wenn sie fasziniert wären, und das mit gutem Grunde. Denn genau eine Woche vorher, Sonntag, am 6. April, hatte Stalin einen Freundschaftspakt mit Jugoslawien abgeschlossen, gerade an dem Tag, an dem Deutschland in dieses Land einmarschierte. Wie sich später herausstellte, trug dieser Pakt dazu bei, Hitler davon zu überzeugen, dass die Sowjetunion die Absicht habe, Deutschland und Westeuropa zu überfallen, und dass er selbst zunächst in Russland einmarschieren müsse, noch ehe er sich erneut gegen England wende. Wer jedoch die wahre Geschichte dieses Paktes kannte, begriff, dass es nicht so war: dass es sich in der Tat um eine sehr schüchterne Geste handelte.

Anfangs hatten die Russen einen Freundschaftspakt und ein *Neutrali-*

*tätsabkommen* vorgeschlagen. Hätten sie die Absicht gehabt, den Pakt mit einer bewaffneten Aktion durchzusetzen, so wäre es sonderbar gewesen, auf einer Neutralitätsklausel zu bestehen, wie sie es taten. Die Jugoslawen jedoch beharrten auf einem Freundschaftspakt ohne Erwähnung der Neutralität. In der Nacht des 5. April sprach der jugoslawische Gesandte, Milan Gawrilowitsch, wiederholt telephonisch mit Belgrad, tatsächlich kurz bevor die Hauptstadt von den Deutschen bombardiert wurde, und erhielt die Autorisierung, den endgültigen Text zu unterzeichnen, in dem die Russen auf die Neutralitätsklausel verzichtet hatten. Die Deutschen fingen diese Gespräche sogar in Budapest auf und veröffentlichten sie zum Teil – verschwiegen aber wohlweislich ganz und gar den russischen Wunsch nach Neutralität.

Dann bestanden die Russen darauf, dass der Pakt das Datum des 5. April trage, des Tages vor dem deutschen Angriff auf Jugoslawien, obwohl Gawrilowitsch und sein Stab erst am 6. April um 1.30 nachts in den Kreml kamen und dort bis 7 Uhr früh blieben, als bereits deutsche Flugzeuge über Belgrad waren und deutsche Truppen in Jugoslawien einmarschierten. Diese anscheinend unwichtige Differenz der Daten war sehr bedeutsam insofern, als sie den Russen eine Lücke offen liess, durch welche sie sich der deutschen Anklage entziehen konnten, sie hätten einen Pakt mit einem Feind des Deutschen Reichs unterzeichnet. An dem Tag, dessen Datum der Pakt trug, unterhielten Jugoslawien und Deutschland noch diplomatische Beziehungen.

Die kleine jugoslawische Gesandtschaft war in diesem Winter eine der interessantesten Moskauer Missionen und der Brennpunkt der neuen Periode, in der Russland sich aus dem deutschen Lager zu entfernen schien. Dieser Gesandtschaft stiessen viele seltsame Abenteuer zu. Der Gesandte, ein Heiliger, wenn es in der Politik jemals einen gegeben hat, ein selbstloser und treuer Mann mit einem harten Gesicht, das von Furchen durchzogen war, wie wenn es aus Stein gehauen wäre, und bis zum äussersten verschwiegen, spielte in den letzten Tagen seines Landes eine wichtige Rolle. Als die jugoslawische Regierung Ende März beabsichtigte, sich mit den Deutschen zu verständigen, telegraphierte er prompt seine Demission als Gesandter. Dann führte er als Präsident

der serbischen Bauernpartei den Rücktritt dreier Kabinettsmitglieder herbei, die seiner Partei angehörten. Diese Spaltung führte zu dem Staatsstreich, der in der Folge Jugoslawien den Alliierten die Treue bewahren liess, bis es gezwungen wurde, sich den deutschen Waffen zu beugen.

Gawrilowitsch war bei den Sowjets beliebt. Er war noch nicht länger als ein Jahr in Moskau, der erste jugoslawische Gesandte nach der Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen, aber er war ein Slawe und ein Mann nach dem Herzen der Russen. In der Nacht, in der der Freundschaftspakt unterzeichnet wurde, blieb Stalin mit ihm bis weit über die Morgendämmerung hinaus im Kreml zusammen und fragte ihn genau über Jugoslawien aus – er wollte sogar hören, ob die Jugoslawen sich nach Art der Katholiken von links nach rechts oder von rechts nach links, wie die Orthodoxen, bekreuzigen. Und die photographische Aufnahme von der Unterzeichnungszeremonie, die in der ganzen offiziellen Sowjetpresse veröffentlicht wurde, zeigte Stalin mit einem wohlwollenden Lächeln für Gawrilowitsch, wie er es anderen höchst selten gezeigt hatte.

Aber diese Periode anscheinender Unabhängigkeit der Sowjets von Deutschland war nicht von langer Dauer. Die Russen hatten die Stärke des Balkan falsch berechnet und dort die Errichtung einer Front erwartet. Als diese nicht zustandekam, zogen sie sich rasch wieder in ihre Schale zurück. Auch hier spielte wiederum die jugoslawische Gesandtschaft die führende Rolle.

Kurz nach der Unterzeichnung des sowjetrussisch-jugoslawischen Paktes fuhr der deutsche Botschafter, Graf Friedrich Werner von der Schulenburg, zur Beratung nach Berlin. Er kam rechtzeitig nach Moskau zurück, um am 1. Mai an der grossen Parade, dem letzten prunkvollen Aufmarsch Sowjetrusslands auf dem Roten Platz vor dem Krieg, teilzunehmen. Es war ein brillantes Schauspiel, unter heiterem, hellblauem Himmel, bei strahlendem Sonnenschein. Ganz Moskau hatte sich mit roten Flaggen, wehenden Fahnen, revolutionären Devisen und Photographien des Politbüros geschmückt. Auf allen Plätzen tönnten Musik und Tanzmelodien aus Lautsprechern. Als die Glocken des Spasski-Turms die Mittagsstunde verkündeten, ritt Marschall Semjon

Timoschenko auf einem riesigen Kastanienbraunen auf den Platz. Die Rote Armee defilierte, sie zeigte eine ausserordentlich imposante Menge neuen motorisierten und mechanisierten Materials. Dann kamen die Zivilisten dran, sie marschierten am Politbüro vorbei und stellten sich an Lenins Grabmal auf. Aber Graf von der Schulenburg hatte Nachrichten mitgebracht, die den Horizont bald verdüsterten.

Am Abend des 8. Mai berief Andreij Wyschinskij, der Mann, der 1938 die Reinigungsprozesse geführt hatte und jetzt Erster Vizekommissar für Auswärtige Angelegenheiten war, Gawrilowitsch in das Narkomindjel, das Aussenkommissariat. Er weinte nahezu; es sei ihm widerwärtig, es auszusprechen, aber die Sowjetregierung müsse die diplomatischen Beziehungen zu Jugoslawien, dem Staat, mit dem sie vor einem Monat einen Freundschaftspakt unterzeichnet habe, abbrechen. Man werde den jugoslawischen Diplomaten alle Rücksichten erweisen, sagte er, sie könnten, wenn sie es wünschten, als Privatleute in Russland bleiben, aber formell müssten die Beziehungen abgebrochen werden. Mit aufeinandergepressten Lippen verliess Gawrilowitsch das Narkomindjel und sprach an diesem Abend mit keinem Menschen.

Am nächsten Vormittag öffnete Ivar Lunde, der Sekretär der norwegischen Gesandtschaft, ein Couvert, das so aussah wie die, in denen gewöhnlich die normalen Mietsrechnungen vom Bürobin, dem Fremdenbüro, gebracht wurden, und fand darin eine kurze Note, die besagte, dass die Sowjetregierung in Anbetracht der Tatsache, dass Norwegen als souveräner Staat nicht mehr bestehe, die Beziehungen abbreche. Ich erfuhr dies von Lunde und suchte sowohl die belgische als auch die jugoslawische Gesandtschaft auf, da diese beiden in der gleichen Lage waren, um zu hören, ob sie ähnliche Noten erhalten hätten. Der belgische Minister verneinte, rief aber einige Minuten später nochmals an und teilte mir mit, dass er die Note soeben auf seinem Schreibtisch vorgefunden habe. Der jugoslawische Sekretär, Miletitsch, sagte, er wisse nichts davon. Aber einige Stunden später versammelte Gawrilowitsch sein Personal und sagte; «Meine Herren, wir reisen von Moskau ab.» Es war interessant und bemerkenswert, dass Russland Jugoslawien die freundschaftliche Aufmerksamkeit erwies, die Beziehungen

nicht mit einer Note, sondern nur mündlich abzuberechnen, im Gegensatz zu Norwegen und Belgien, und auch dass Gawrilowitsch keinen Protest dagegen erhob. Sein Standpunkt, dem die späteren Ereignisse Recht gaben, war, dass alles für die Alliierten gut stehe, solange Russland sich dem Krieg fernhalte, selbst wenn dies einen vorübergehenden Nachteil für sein eigenes Land bedeute, und solange Russland die Möglichkeit behalte, an Stärke zu wachsen.

Interessant war es auch, dass man sich zu diesem Vorgehen entschloss, ohne von Deutschland dazu gedrängt worden zu sein. Als ich die deutsche und die italienische Botschaft in der Annahme, diese Vorgänge seien ihnen bekannt, ja, sie hätten sie herbeigeführt, anrief, um festzustellen, wie man dort darauf reagierte, wussten beide noch nichts davon und waren sehr erstaunt. Es war durchaus ein freiwilliger Befriedungsschritt.

Gawrilowitsch und sein Personal reisten am Vormittag des 3. Juni nach Ankara ab. Die belgische Gesandtschaft bestieg an diesem Nachmittag den Transsibirien-Express, um sich nach den Vereinigten Staaten zu begeben. Und als der griechische Gesandte Diamantopoulos in seine Amtsräume zurückkam, nachdem er mit den Belgiern an der Bahn gewesen war, fand auch er eine kleine Note vor, denn mittlerweile war die Besetzung seines Landes durch die Deutschen vollendet worden.

«Sie wissen, was das bedeutet», sagte der griechische Gesandte zu mir: «Frieden im Osten.» Und das Moskauer diplomatische Corps war überzeugt davon, dass die Sowjets wieder mit Entschlossenheit den Weg der Befriedung verfolgten. Ein so gigantisches Projekt wie ein Einmarsch in Russland kann nicht geheimgehalten werden, und die deutschen Truppenbewegungen allein mussten zur Genüge zeigen, was bevorstand, aber während überall in der übrigen Welt Gerüchte von dem kommenden Kampf umgingen, wollten die Russen und konnten die Diplomaten nicht daran glauben.

In dieser Periode übernahm Stalin von Molotow den Vorsitz im Rate der Volkskommissare, das Ministerpräsidenten-Portefeuille, und dass nur ganz ausserordentliche Umstände diesen Schritt veranlassen konnten, lag auf der Hand. Das Sowjetsystem übte seit jeher im Prinzip eine Doppelherrschaft aus, einerseits die Sowjetregierung und

andererseits die Kommunistische Partei. In Wirklichkeit war natürlich die Partei vorherrschend gewesen. Aber Verfügungen, Proklamationen und Begrüßungsakte waren von Molotow als Regierungschef und Stalin als Generalsekretär der Partei unterzeichnet worden. Nun war die Pyramide der Diktatur ganz durchgeführt, und Stalin übernahm offen die volle Verantwortung. Welche Notlage hatte ihn nun endlich aus der Obskurität der Parteiräume in den offenen Ratssaal der Regierung geführt? Die Diplomaten waren übereinstimmend der Ansicht, dass es sich nicht um ein «Kriegskabinett» handelte, sondern um ein «Pacte à quatre»-Kabinett– Pakt mit Deutschland, Italien und Japan.

Die Haltung der Russen selbst zur sowjetrussisch-deutschen Krise spiegelte sich in einer Anekdote über ein Gespräch zwischen Stalin und Hitler, die damals die Runde machte. Stalin: «Was machen alle Ihre Truppen an der Sowjetgrenze?» Hitler: «Sie sind auf Ferien. Was machen alle Ihre Truppen dort?» Stalin: «Sie sind da, um darauf zu achten, dass Ihre in den Ferien bleiben.»

Diese Geschichte war vielleicht gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Am 13. Juni nämlich veröffentlichte die offizielle Sowjetnachrichtenagentur Tass ein Communiqué, das von geradezu klassischer Naivität war und fast wie eine Paraphrase dieser Anekdote wirkt. «Schon bevor der britische Botschafter, Sir Stafford Cripps, abreiste», hiess es darin, hätten ausländische Pressemeldungen von politischen und wirtschaftlichen Forderungen Deutschlands an die Sowjetunion gesprochen. Diese Berichte wurden als «böartige Erfindungen» bezeichnet, und die Erwähnung von Sir Staffords Namen im ersten Satz wies darauf hin, dass die Berichte nach seiner Abreise noch hartnäckiger geworden waren. Das war eine unverhohlene Ohrfeige für den Mann, der später als Botschafter einer alliierten Macht zurückkehrte.

Tass erklärte, die Bewegungen der sowjetrussischen und der deutschen Truppen auf die gemeinsame Grenze zu hätten keinen «feindseligen Charakter». Die Rote Armee, so wurde nachdrücklich erklärt, beabsichtige nichts anderes als die Durchführung der üblichen Sommermanöver. Von Meldungen über Reibungen wurde gesagt, sie seien «mit der Absicht, sowjetrussisch-deutsche Feindseligkeiten zu provo-

zieren und den Krieg auszuweiten, verbreitet worden». Dieser Satz erinnerte an die Märztage 1939, als Stalin seiner Partei zum erstenmal die Freundschaft mit Deutschland vorgeschrieben, vor den «anglo-französischen Kriegshetzern» gewarnt und kategorisch erklärt hatte, Russland habe nicht «die Kastanien aus dem Feuer» zu holen.

«Beide Länder haben die Absicht, die Satzungen des sowjetrussisch-deutschen Freundschaftspaktes einzuhalten», beschloss Tass das Communiqué, sich zu Unrecht autoritative Kenntnisse über die Absichten Deutschlands zulegend.

Das Communiqué war so befremdlich, dass es bald nach Kriegsausbruch bis zu einem gewissen Grade von Solomon Losowskij, dem Vizekommissar für Auswärtige Angelegenheiten, an der ersten Pressekonferenz, die er als Vizechef und offizieller Sprecher des Sowjetinformationsbüros leitete, mit Erklärungen aus der Welt geschafft wurde. Das Ganze, so sagte er, sei ein Trick gewesen, mit dem man die Deutschen sondiert hätte. Wenn sie das Communiqué in der kontrollierten Presse ihres eigenen Landes und der unterworfenen Staaten abdruckten, so musste das bedeuten, dass sie die Absicht hatten, den Freundschaftspakt einzuhalten. Druckten sie es nicht ab, so bedeutete es, dass sie vorhatten, den Pakt zu brechen. Sie druckten es nicht ab, und daran habe die Sowjetregierung erkannt, dass Deutschland sich darauf vorbereitete, zum Feind zu werden. In Wirklichkeit zog die Sowjetregierung, soweit sich die Sache von aussen übersehen lässt, damals durchaus keine derartigen Schlussfolgerungen, und die Erklärung klang auch nachträglich als Ausrede überaus lahm. Was an diesem Communiqué stimmte, war, dass Deutschland der Sowjetunion keine politischen und wirtschaftlichen Vorschläge gemacht hatte. Tatsächlich führte Deutschland die letzte Lieferung an Russland im Rahmen des Handelsvertrags am 21. Juni durch. Und die Sowjets warteten weiter auf das Ultimatum, das erst kam, als der Krieg ausgebrochen war.

Grossbritannien und die Vereinigten Staaten machten die Sowjetregierung darauf aufmerksam, dass sie Informationen hätten, wonach Deutschland den Angriff vorbereitete, und eben diese Warnung führte zu einer weiteren Demonstration der Friedenssehnsucht der Sowjets.

Der britische Botschafter Sir Stafford Cripps suchte um eine Unterredung mit Stalin nach, um ihm diese Information zugänglich zu machen. Die Unterredung wurde abgelehnt. Er bat darum, von Molotow empfangen zu werden. Auch diesem Ersuchen wurde nicht stattgegeben. Schliesslich gelang es ihm, Wyschinskij zu sprechen, und wenn auch über diese Unterhaltung niemals etwas in die Öffentlichkeit drang, so hatte man im allgemeinen doch den Eindruck, dass Wyschinskij so weit ging, zu verstehen zu geben, dass er Sir Stafford für einen «Provokateur» halte, weil dieser davon rede, dass Deutschland sich gegen die ihm befreundeten Sowjets wenden werde. Anfang Juni reiste Sir Stafford, allem Anschein nach ein geschlagener Mann, ab. Es wurde bekanntgegeben, er begeben sich nach Stockholm, «um seinen Zahnarzt aufzusuchen». Tatsächlich fuhr er in Geschäften nach London und erwartete nicht, jemals nach Moskau zurückzukehren. Es blieb den Deutschen überlassen, seine Mission in Russland zu einem Erfolg und aus Grossbritannien und der Sowjetunion Verbündete zu machen.

Die letzte offizielle Gesellschaft, an der ich in Moskau vor dem Krieg teilnahm, wurde von der deutschen Botschaft in der ehemaligen österreichischen Gesandtschaft gegeben, unmittelbar neben dem gekachelten Gästehaus des Aussenkommissariats, nur wenige Häuser von meinem Büro am Ostrowski Pereulok entfernt. Es wurde ein Film vorgeführt, der die Schrecken des Blitzkrieges auf dem Balkan zeigte, ein alter deutscher Einschüchterungstrick. Das Personal der Auslandsverbindungs-Abteilung der Roten Armee war anwesend und schien nur wenig beeindruckt zu sein. Die amerikanische Botschaft lehnte die Einladung für ihr diplomatisches Personal ab, der Stab aus dem Büro des Militärattachés erschien jedoch. Ich auch, denn es war meine Aufgabe, zu wissen und zu berichten, was die Deutschen vorhatten. Am Tag darauf reiste ich nach dem Süden, um dort meine Ferien zu verbringen.

«Fahren Sie wirklich jetzt fort?» fragte mich Dmitrij Popescu, der Sekretär der rumänischen Gesandtschaft, und eigentlich hätte ich die Andeutung verstehen sollen, die in seinem sanft überraschten Ton lag – deutlicher konnte er ja unmöglich werden – aber ich merkte nichts. «Ja», antwortete ich. Und ich reiste ab.

## *Kapitel II*

### **RUSSLAND AM VORABEND DES KRIEGES**

**K**urz vor dem Krieg bot das russische Land ein verführerisches Bild, ein Panorama des ungestörten, glücklichen Friedens, dessen sich alle europäischen Neutralitätsanwärter erfreuten, während Deutschland ihre Nachbarn überwältigte, nur um sich dann gegen sie zu wenden. Nicht etwa, dass das Leben in Russland wirklich glücklich gewesen wäre. Das erste, was jedem Besucher auffiel, wenn er durch die Strassen Moskaus ging, war, dass die Menschen niemals lächelten. Aber ganz entschieden war das Leben in jenen Tagen besser geworden. Die Ernte war gut, so dass es genug zu essen gab. Die baltischen Staaten, die gerade vor einem Jahr in der Sowjetunion aufgegangen waren, begannen nun, grosse Mengen von Verbraucherwaren zu liefern. Und das Land war eine Insel friedlichen Aufbaus inmitten der zügellosen Zerstörung durch den «imperialistischen Krieg» rings umher.

Ich sah also das russische Volk in seinem glücklichsten Augenblick unter dem Sowjetregime. Ich sah es auch, wie es wirklich war. Ich hatte stets gemeint, es seien primitive Menschen, ebenso leidenschaftlich in ihren Gewalttätigkeiten wie stumpf in ihrer Unterwürfigkeit, aber bevor ich mit ihnen und Flugzeugen in engen Kontakt geraten war, hatte ich eigentlich nichts von ihnen gesehen. Dazu kam es, als ich von Moskau nach Sotschi an der kaukasischen Riviera am Schwarzen Meer flog.

Bei Intourist sagte man mir, ich sollte am 14. Juni um 8.30 morgens

am Moskauer Flugplatz sein, um das 9.10 abgehende Flugzeug zu nehmen. Pawel Iwanowitsch, mein Chauffeur, brachte mich rechtzeitig hin, und dann begann der Kampf. Ich hatte drei Gepäckstücke – einen Koffer, eine Stofftasche und eine Schreibmaschine. Im Warteraum des ultramodernen Flughafengebäudes stürzte sich eine Unzahl von Menschen darauf und protestierte, stritt und gestikuliert. Das Resultat war die Entscheidung, dass ich die Tasche und die Schreibmaschine mitnehmen durfte, aber für den Koffer war kein Platz. Der sollte am nächsten Tag nachfolgen. Und das russische Wort *safta* bedeutet, ebenso wie das spanische *manana*, fast so viel wie irgendwann einmal.

Ich fügte mich, fragte aber, ob ich einige Sachen, die ich sofort brauchen würde, aus dem Koffer in die Tasche umpacken dürfte. Dagegen war nichts einzuwenden, und alle gingen daran, mir die Arbeit abzunehmen. Dies hatte zur Folge, dass der Reissverschluss meiner Tasche völlig herausgerissen wurde und ich einen klaffenden Segeltuchbehälter behielt, der mit Pawels Gürtel zusammengeschnürt war.

Es war Zeit geworden, zu gehen. Pünktlich um 9.10 teilte der Lautsprecher irgendetwas mit, und ich begab mich hinaus. Aber ich hatte falsch verstanden. Es handelte sich um das 9.20-Flugzeug nach Odessa. Einige Minuten später wurde das 9.10-Flugzeug nach Suchum und Sotschi angekündigt, und ich ging wieder hinaus.

Ich konnte sehen, dass ich wegen des Apparats, einer doppelmotorigen, einundzwanzigsitzigen Douglas, nichts zu fürchten hatte. Es war ein gutes Flugzeug, wie das, in dem ich vor einem Jahr aus Berlin gekommen war, und in gutem Zustand. Auch die Mannschaft flösste Vertrauen ein: ein gesunder, tüchtig aussehender Pilot, ein ebensolcher Ersatzpilot, ein sachverständig wirkender Mechaniker und eine intelligente Stewardess. Diese war besonders bemerkenswert. Es war eine junge, rundliche Brünette mit freimütig blickenden blauen Augen und slawischer Nase; obwohl ihr im linken Oberkiefer einige Zähne fehlten, noch immer verhältnismässig schön, und stolz auf ihre blaue, halb-militärische Uniform. Sie erfüllte ihre Aufgaben freundlich und mit grosser Tüchtigkeit. Sorgen machten mir nur die Passagiere.

Kaum hatten die Laufräder den Boden verlassen, da ging es schon

los. Ich hatte Platz 10, in der Mitte der mittleren Reihe. Vor mir sass ein junges, stumpfsinnig aussehendes Paar. Das Mädchen winkte sofort der Stewardess, packte eine Papiertüte und übergab sich heftig. Dem Mann erging es ebenso. Dann schoben sie ihre Sitze zurück, so dass sie an mein Knie pressten, und schiefen ein. Der junge Mann mit Haken-nase und dunklem, lockigem Haar zu meiner Linken fing an wie wild zu reden. Auf seiner Stirn standen Schweisstropfen. Irgendwo hinter uns wurde noch einem Passagier übel. Vor uns unterhielten sich die Leute über die Gänge hinweg.

Das Flugzeug stieg auf eine Höhe von fünfhundert Meter und nahm geraden Kurs nach Süden. In dieser niedrigen Höhe war die Luft unruhig, und die Maschine stiess heftig. Mein Nachbar zur Linken beobachtete den Höhenzeiger, bis dieser ruhig blieb, und starrte dann das Paar vorn an, bis es still wurde. Als er endlich zu seiner Beruhigung wusste, dass das Flugzeug nicht höher steigen und dass er sich nicht übergeben werde, gewann er sein Selbstvertrauen wieder und beteiligte sich an der allgemeinen Unterhaltung. Dann begann er laut zu singen. Schliesslich deklamierte er, was seine Stimme hergab. Niemand beachtete ihn. Das alles war ganz normal.

Die Stewardess, die mit den Passagieren einzeln sprach, kam zu mir und verkündete für alle, die es hören wollten, dass ich etwas ganz Besonderes sei, von Intourist geschickt. Alle drehten sich nach mir um. Sie holte einen Taschenkalender aus rotem Leder hervor, die Reklame einer Berliner optischen Firma, und wollte wissen, ob ich auch einen solchen hätte. Nein, sagte ich, ich sei nicht Deutscher, sondern Amerikaner. Ja, antwortete sie, das wisse sie, man habe es ihr mitgeteilt. Den Kalender hätte sie während des letzten Fluges von Rostow nach Moskau von zehn deutschen Ingenieuren bekommen. Diese waren gerade noch vor Ausbruch des Kriegs evakuiert worden!

Die Passagiere begannen, mich mit Fragen zu überfallen, und ich erklärte, ich sei ein amerikanischer Zeitungskorrespondent und ginge nach Sotschi in die Ferien. Für welche Zeitung ich arbeite, wollte man wissen. Ich fand einige Auslandsdepeschen in der *Prawda*, die der Associated Press zugeschrieben wurden, und sagte ihnen, das sei mein

Zeitungskonzern. Sie fragten, ob diese Depeschen von mir wären, und ich erklärte ihnen, nein, ich sei der Moskauer Korrespondent. Dann folgten alle üblichen Fragen, wie lange ich schon in Russland sei, und wo ich mich vorher aufgehalten hätte.

Unterdessen war die Maschine oberhalb von Woronesch auf Gegenwind gestossen und flog weiter nach Rostow am Don. Das war die Heimatstadt meines Nachbarn, und als wir über dem Don und dem schmutzig aussehenden Asowschen Meer waren, wurde sein Gesang immer lauter, und er unterbrach ihn nur, um die Schönheiten Rostows zu preisen. Fünf Stunden, nachdem wir von Moskau abgeflogen waren, landeten wir.

Die Stewardess führte mich zu drei nebeneinander aufgestellten Maschinen, lauter Douglas, deren eine die Reise nach Suchum fortsetzte. Der grosse Einundzwanzigsitzer stieg mit nur vier Passagieren für den zweistündigen Flug über den Kaukasus zu einer Höhe von dreitausend Meter auf. Dort oben war es ruhig, und die Wolken unter uns sahen aus wie ein Märchenland mit Feldern aus Watte und Schlössern aus Schlagrahm, bewohnt von grotesken Schneemenschen und Wolltieren. Neben mir sass ein junger Mann, dessen ganzes Gepäck aus einem Tennisschläger bestand; er sagte stotternd etwas auf russisch und übersetzte es dann in ein zögerndes Englisch: «Phantastische Formen.» Ein anderer rief mir «Genosse» zu und wies auf eine andere Wolkenformation. Die neue Stewardess, ein dunkles, mageres kleines Mädchen, das in seinem weissen Dress schwitzte, lief von Passagier zu Passagier und zeigte alles Sehenswerte.

Dann rief der Passagier, der mich «Genosse» genannt hatte, auf russisch: «Das Meer, das Meer 1» Alle stürzten auf seine Seite hinüber; unter uns lag, durch die Wolken heraufschimmernd, das Schwarze Meer.

Das Flugzeug machte eine Kurve um die schneegekrönten Berge und folgte der Küstenlinie nach Suchum. Dort landete es auf einer glatten Wiese und wurde von einem Mädchen, das mit roten und weissen Flaggen signalisierte, geschickt vor das moderne, weissgetünchte kleine Lufthafengebäude bugsiert. Zwei Kampfflugzeuge machten

Startübungen, auf dem Flugfeld stand ein anderer Douglasapparat, und an der Seite sah ich eine ganze Kollektion kleiner Maschinen.

Ich hatte mich dazu entschlossen, in Suchum zu bleiben, auf meinen Koffer zu warten und am nächsten Tag nach Sotschi weiterzufliegen, aber im Flughafen war bereits ein Telegramm eingetroffen, das den Auftrag gab, mich weiter zu expedieren und mir das Gepäck nachzuschicken. Ein höflicher kleiner Bursche in blauer Uniform führte mich in das Gebäude, verkaufte mir ein Billet nach Sotschi und brachte mich wieder auf das Flugfeld hinaus.

Das Flugzeug, das ich besteigen sollte, sah ich erst, als ich davorstand. Es war ein alter, graugestrichener Doppeldecker mit vorspringendem Motor vorn an der Nase, Fahrradrädern am Landegestell und Streben, die nach allen Seiten herausstanden wie Nerven – wie meine eigenen Nerven in dem Augenblick. Es kam nämlich ein Mädchen mit einer Ausrüstung für erste Hilfe heran, reichte mir Watte für die Ohren und stülpte mir einen Helm und Brillen auf den Kopf. Dann rollte sie meinen einzigen Filzhut zusammen und steckte ihn in einen schmierigen Winkel. Meine beiden Gepäckstücke wurden vorn unter dem Armaturenbrett untergebracht. Es war ein offener Dreisitzer. Der Pilot sass vor mir, und der zweite Passagier hinter mir. Die Maschine ratterte, zitterte, hüpfte über das Feld und sprang in die Luft.

Unmittelbar vor dem Abflug wurde mir gesagt, es dauere eine Stunde nach Sotschi. Eine Stunde, so sagte ich mir, das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich umklammerte die beiden Holzstützen des Pilotensitzes mit den Händen und hielt mich verzweifelt daran fest. Als ich mich jedoch einmal daran gewöhnt hatte, zwischen mir und der Erde nicht mehr als eine dünne Holzschicht und dreihundert Meter Luft zu haben, war es nicht mehr so schlimm. Wir flogen längs der Küstenlinie zurück, bogen oberhalb von Sotschi ab und landeten glatt.

Ich wurde von einem alten Packard-Coupe erwartet, das mich in feierlicher Fahrt zum Riviera-Hotel brachte. Ich schritt, von den Urlaubsgästen, die Domino und Dame spielten, neugierig betrachtet, die Anfahrt hinauf und ging zu meinem Zimmer.

Es war ein prächtiger Anblick: ein grosses Doppelzimmer mit

grossen Fenstern auf eine geräumige Veranda mit Korbstühlen und Couch, Palmen und Zypressen, und dahinter das die Felsenküste bespülende Rote Meer.

Ich nahm ein Bad und ass unmittelbar nach Sonnenuntergang auf der Terrasse zu Abend – Kalbskotelett, Salat, Bier und Kaffee. Vor meinem Fenster blökte ein Lautsprecher dasselbe Programm des Staatlichen Rundfunks, das wir so oft in Moskau gehört hatten. Aber hier wirkte es weniger schlimm. Ich las noch ein Weilchen in Ernest Hemingways *Männer ohne Frauen* und schlief dann ein.

So reich der Kaukasus auch ist, am nächsten Tag musste ich kämpfen, um mein Essen zu bekommen. Nicht etwa, dass es nichts gegeben hätte, aber ich konnte es eben nicht zu der Zeit haben, für die ich es wünschte.

Ich hatte gesagt, dass ich in meinem Zimmer um 9 Uhr früh frühstücken wollte, etwas Obst, Brot, Kaffee und weiter nichts. Am Abend waren der Direktor, der Empfangschef, der Koch, der Gepäckträger und das Zimmermädchen in corpore erschienen, um zu fragen, was ich zu essen wünschte. Ich sagte allen dasselbe. Alle schienen überrascht zu sein, dennoch sah es eigentlich ganz einfach aus. Als ich um 9 Uhr früh aufwachte, stieg ich aus dem Bett, wusch mich, zog mich an und dachte, nun müsste das Frühstück jede Minute kommen. Um halb zehn hatte ich Hunger, und vom Frühstück war nichts zu sehen. Zum Glück hatte ich zwei Äpfel mitgenommen. Ich verzehrte sie, rauchte eine Zigarette, setzte mich auf die Veranda und wartete. Um halb elf erschien das Zimmermädchen mit einem riesigen Tablett, stellte es auf den Verandatisch und begann abzuladen. Es gab eine Schüssel Kaviar mit in Ringen geschnittenen und gehackten Zwiebeln, eine Schüssel gebratene Pilze mit Kartoffeln, Rettich- und Gurkensalat, Käse, Butter, Kuchen und eine Flasche weissen Abrau-«Riesling», das Sowjetäquivalent für Rheinwein.

«Das ist ein Mittagessen», protestierte ich.

«Das ist das Frühstück», antwortete das Mädchen.

«Aber ich habe doch Obst, Brot und Kaffee bestellt», erwiderte ich.

«Das kommt noch», sagte das Mädchen und verschwand.

In einigen Minuten erschien sie wieder mit einem Korb voll braunem Brot, einer Kanne Kaffee, einem Topf voll fettem Rahm und einer Schüssel mit Pfirsichen und Kirschen.

So gut das alles auch sein mochte, ich konnte es nicht essen. Ich trank eine Tasse Kaffee, schob das Essen auf dem Tisch aus der Sonne und ging spazieren.

Draussen brachte der Lautsprecher schon quäkend die staatliche Übertragung, abwechselnd die Stimmen von Ansagern und Ansagerinnen, Lieder und Vorträge. Als ich von der Küste zurückkam, wählte ich den Weg durch einen grossen Park, um das Radio nicht zu hören und um den Kaukasus zu sehen. Dort in der Ferne standen die schneebedeckten Berge, aber das Radio verfolgte mich unaufhörlich. Ich schritt auf die Stadt zu, vorbei an den Reihen der Menschen, die sich anstellten, um den Omnibus zu nehmen, Milch zu kaufen oder auf den Sportplatz zu gehen, und kehrte dann um. Den Weg konnte ich nicht verfehlen. Ich brauchte nur dem Lärm zu folgen, den der Lautsprecher machte.

Als ich zurückkam, warteten wieder alle auf mich, Direktor, Empfangschef, Koch, Gepäckträger und Zimmermädchen. Sie wünschten zu wissen, wann ich wieder essen wollte.

«Um zwei Uhr», antwortete ich so energisch, wie ich nur konnte, «Sie brauchen nur das warme Gericht wegzunehmen, das übrige Essen können Sie dalassen. Das wird meine Mittagsmahlzeit sein. Bringen Sie nur die Pilze und die Kartoffeln aufgewärmt wieder.»

Sie schienen verblüfft zu sein, aber zu verstehen, und entfernten sich einer nach dem anderen.

Ich setzte mich auf die Veranda, lauschte widerwillig dem Radio, das das Tosen des Meeres übertönte, und sah zu, wie die Sonne am Himmel höherstieg und das Essen beschien. Als es zwei Uhr wurde und das warme Gericht nicht kam, sah ich mich nach einer Klingel um, weil ich das Zimmermädchen rufen wollte. Es war keine da. Als es halb drei geworden war, ergab ich mich in mein Schicksal und setzte mich an den Tisch, um den mittlerweile in Gelee verwandelten Kaviar und den flüssig gewordenen Käse zu essen und den heissen Wein zu trinken.

Ich machte mich gerade an das Obst, als das Mädchen mit einem gewaltigen Tablett hereinkam, auf dem zwei Steaks, Bratkartoffeln, Karotten und Gurken waren.

«Es ist zu spät geworden, und das ist zu viel», versuchte ich zu protestieren.

«Es liegt nicht an mir, das ist der Chef», antwortete sie in gebieterischem Ton, «essen Sie», und damit entfernte sie sich brummend und so rasch, dass ihr schwarzer Rock und ihre weisse Schürze nur so flogen.

Ich spielte mit dem Fleisch und dem Gemüse herum und liess es dann stehen. Das Radio verstummte barmherzigerweise, ich nahm ein Sonnenbad auf der Veranda und ging, als es zu heiss wurde, in das Zimmer und machte ein Schläfchen. Um fünf Uhr fing das Gebrüll des Lautsprechers wieder an, ich stieg also aus dem Bett und las ein Weilchen, dann kam das Mädchen zum letzten Kampf um das Essen dieses Tages herein. Sie fragte, wann und wo ich die nächste Mahlzeit einnehmen wollte.

«Im Restaurant», antwortete ich, «um sieben Uhr.»

«Es gibt kein Restaurant, nur ein Sanatorium.»

«Meinetwegen», sagte ich, «im Sanatorium, oder wo sonst Sie wollen, aber nur an einem Ort, wo es den anderen gelingt zu bekommen, was sie essen wollen.»

Infolge eines Wunders kam mein Koffer um sieben Uhr abends; der Gepäckträger brachte ihn triumphierend herein. Der Koffer sah besser aus, als ich mich nach meiner Reise gefühlt hatte. Er trug einen grossen blauen Gepäckanhänger – blau, wie die grosse Maschine, in der ich die Reise begonnen hatte – auf der einen Seite stand «Aeroflot U.d.S. S.R.» auf der anderen «Kaccugu» (mein Name in russischer Schrift) und «Moskau–Suchum». Ein zweiter Anhänger, weiss und schlicht wie mein zweites Flugzeug, trug die Inschrift: «Kaccugu Ribera-Hotel Sotschi.»

Dann erschien das Mädchen und führte mich durch den Garten in das nebenan gelegene Sanatorium. Dort gab es einen grossen Speisesaal, dessen hohe Fenster auf drei Seiten zum Meer zu offen waren. Die

Tische waren mit Blumen geschmückt und bogen sich unter Schüsseln mit Essen. Schwärzliche Männer, die aussahen wie Gangster auf Urlaub, und Frauen, die einander unterfassten, nahmen gerade Platz. Das Mädchen führte mich über eine Treppe zu einem kleinen Privatzimmer, von dem aus man das Restaurant überblickte wie aus einer Theaterloge. Sie brachte mir eine kleine Terrine mit Hühnersuppe, und die Mahlzeituersituation sah schon verheissungsvoller aus. Dann hörte ich ein verdächtiges Knallen: das Mädchen tauchte mit einer in ein Tuch gewickelten Flasche auf.

«Was ist das?» fragte ich.

«Champagner», antwortete sie.

Während der vier Jahre, die ich in Frankreich gewesen war, hatte mir Champagner nie geschmeckt. Aber auch davon abgesehen, hätte ich russischen Champagner nicht gemocht.

«Ich will keinen Champagner», rief ich.

«Sowjet-Champagner», erklärte das Mädchen.

«Ich will keinen Sowjet-Champagner», erwiderte ich. «Wein oder Bier.»

Sie liess die Champagnerflasche vor mir stehen und ging fort. Im nächsten Augenblick kam sie mit einer anderen Flasche zurück – dickem, rotem Krim-Madeira. Dafür hatte ich auch nichts übrig.

«Grossartig», sagte ich resigniert.

Das Essen war gut; Suppe, Steak, Lattichsalat, Kuchen und Kaffee. Aber die Flaschen standen anklagend vor mir. Ich beeilte mich mit dem Essen und liess sie auf dem Tisch stehen.

Auf dem Hof wurden Bänke in einem Kreis aufgestellt. Ein Mensch in Hemdsärmeln brachte ein Akkordion heraus, und einige Paare tanzten. Allerdings hatten die Frauen in ihren wackligen Schuhen mit den hohen Absätzen Schwierigkeiten auf dem rauhen Zement. Ein Zeremonienmeister übernahm die Führung, und man spielte ein Geographie-spiel, das darin bestand, dass er ein Land nannte und die übrigen den Namen einer Stadt in diesem Land rufen sollten. Der Spass schien darin zu bestehen, dass man Wladiwostok nach Chile und Riga nach Australien verlegte, um dem Zeremonienmeister Gelegenheit zu witzigen

Bemerkungen zu geben. Dann versuchte man wieder ein Weilchen zu tanzen.

Ich bemerkte einen Pavillon im Garten, in dem Getränke verkauft zu werden schienen. Ich schritt hinüber und sah dort ganze Berge von Eis und braunen Flaschen.

«Bier?» fragte ich hoffnungsvoll.

«Keines mehr da», antwortete das Mädchen und fegte weiter den Boden.

Ich ging in mein Zimmer zurück, trank ein Glas lauwarmen Wassers aus der unvermeidlichen Karaffe auf dem Tisch und stieg ins Bett.

Ein kleines Mottenloch an einem strategischen Punkt meiner Badehose hatte mir Sorgen bereitet, aber das war ganz überflüssig, denn an der russischen Riviera zieht man sich zum Baden keine Hosen an.

Später fiel mir wieder ein, dass ich etwas über Nacktbaden in Russland gelesen und gehört hatte, aber das lag schon reichlich lang zurück, und selbst wenn ich daran gedacht hätte, wäre ich der Ansicht gewesen, dass sich das geändert hätte. Von einem Land, das damit angefangen hatte, kommunistisch zu sein, und nun Patriotismus und Heiligkeit der Familie predigte, konnte man sicherlich erwarten, es werde seine Schwimmer mit Badehosen bekleiden.

Als ich das erste Mal im Schwarzen Meer schwimmen wollte, rollte ich also meine Badehose in ein Handtuch ein, ging zum Empfangstisch und fragte nach dem Weg zum Strand. Der Empfangschef führte mich über die Stufen im Garten zur Küste hinunter und dann auf einem zementierten Weg zu einem grün gestrichenen Holzzaun auf dem Strand. «Da gehen Sie hinein», sagte er.

Auf der anderen Seite des Zauns sass ein junges Mädchen in einem weissen Gewand mit einem Handtuch um den Kopf. Hinter ihr lagen etwa hundert Meter steinigen Strandes, ganz von dem Zaun eingeschlossen, mit niedrigen Bänken in der Sonne, und darauf sassen nackte Männer. Hinten am Strand standen noch weitere Bänke, Stangen zum Aufhängen von Kleidungsstücken, und ein Sonnensegel war aufgespannt.

Ich begab mich zu einer Bank in der Mitte der letzten Reihe und wartete ein Weilchen, um zu sehen, wie man sich verhielt. Bald kam ein weiterer Badegast herein, suchte sich eine Bank aus und machte sich in aller Ruhe daran, alles abzulegen, was er anhatte, und zum Wasser hinunterzugehen. Die meisten Männer waren nackt, aber einige hatten Badehosen an; ich zog mich also rasch aus, fuhr in die Hosen und lief in das Meer.

Als ich hinausschwamm, konnte ich feststellen, dass es eine Abteilung für Frauen gab, unmittelbar anschliessend an die für Männer, auf dem Strand durch den Zaun abgeteilt, im Wasser aber durch nichts. Im Augenblick schwammen nur wenige Frauen, und diese waren alle in Badeanzügen. Bald aber schritt ein junges Mädchen in einem Morgenrock an den Rand des Wassers, liess ihn fallen und rannte nackt in das Meer hinaus. Am Strand lagen einige Frauen nackt und sonnten sich auf den Bänken.

Es war warm, gab nahezu keine Brandung, und bald hatte ich genug, schwamm an Land zurück, stieg auf den Strand hinaus und dachte darüber nach, wie einfach und kindlich die Russen in manchen Angelegenheiten sein konnten, während sie in anderen so kompliziert und reif waren.

Diese Nacktheit war völlig frei von jeder Verlegenheit oder Unanständigkeit. Ob sie Badehosen an hatten oder nicht, die Männer schwammen miteinander oder spielten ein Spiel, das darin bestand, dass sie mit Steinchen nach den Füßen aller warfen, die am Rand des Wassers herumstanden. Einige von den Männern, die Badehosen an hatten, legten sie später ab. Sie zogen es eben vor, so zu schwimmen, während die Frauen anscheinend lieber Badeanzüge trugen.

Das blonde Mädchen, das an der Tür im Zaun sass, beunruhigte mich ein wenig, aber sie beachtete die Männer nicht mehr, als sie Tiere beachtet hätte. Einmal wanderte sie müssig am Strand herum, blieb stehen, um ein oder zwei Männern, die auf dem Rücken lagen, etwas zu sagen, dann ging sie weiter und hob ein Stück Papier auf, das jemand auf den Strand geworfen hatte. Hierauf schlenderte sie zurück und setzte sich wieder an ihren Tisch.

Die Mittagssonne brannte heftig, und als ich ein Weilchen liegen geblieben war, um trocken zu werden, zog ich mich an und ging zum Hotel zurück.

Als die Mittagszeit kam, war mit dem Essen offensichtlich alles gut geregelt. Das Frühstück war prompt um neun Uhr erschienen, Obst, Brot und Kaffee – nur ein kleiner Teller Kaviar und ein Lebergericht als Zutaten. Zum Mittagessen brachte man mir in meinen Verschlagn über dem Speisesaal eine Platte mit Huhn, Reis, Bratkartoffeln und Gurke; die Portion war gerade richtig für mich, und es gelang mir auch, den Champagner und den Madeira gegen ein Glas Milch einzutauschen.

Auf diese Art verbrachte ich genau eine Woche mit Essen, Schlafen, Schwimmen und Lesen.

Als ich das zweite Mal baden wollte, traf ich fast gleichzeitig mit einer grösseren Anzahl unbekleideter Damen ein. Ich schritt auf den Platz zu, den ich am Tag vorher aufgesucht hatte, in der Absicht, mich dort einzurichten, als ich von innen weibliche Stimmen hörte; es war wie das Gegacker vieler Hennen in einem Hühnerhof. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, lugte über den Zaun und sah rosa Kleidungsstücke an den Stangen hängen und weisse Körper auf den Bänken liegen. Rasch duckte ich mich und las das Schild. An diesem Tag war der Platz, vor dem ich stand, für die Frauen reserviert, und der andere dahinter für die Männer. In diesem Land der Geschlechtergleichheit wechselte man sogar die Badeplätze täglich aus.

Ich ging zur Männerabteilung hinüber, zog mir die Badehosen an und lief rasch ins Wasser. Nebenan waren mehr Frauen als am Tag vorher, und sie hatten weniger an. Eine besonders elegante Badende schlenderte zum Wasser hinunter, bekleidet mit einem Sonnenhut, einem Brusttuch und weiter nichts, und setzte sich gelassen bis an die Hüften ins Wasser. Ein anderes junges Mädchen, das gar nichts anhatte, schwamm etwa hundert Meter hinaus zu einer Stelle, wo einige junge Leute in Ruderbooten vorüberkamen, begrüßte sie und schwamm dann zurück.

Als ich in der Mittagssonne lag, kam eine ältere Frau in weissem Kleid und Strohhut, gefolgt von dem Mädchen am Eingang, über den

Strand und redete mit den Männern. Sie trat auch zu mir und sagte: «Bleiben Sie nicht zu lang in der Sonne.» Ich antwortete: «Nein.» Dann fragte sie: «Haben Sie nichts, was Sie sich auf die Schultern legen können?» Als ich gesagt hatte: «Nein», entgegnete sie: «Sie werden einen Sonnenbrand bekommen.»

Die Unterhaltung war peinlich. Ganze Reihen nackter Männer hörten zu, und obwohl ich meine Badehosen anhatte, kam ich mir nackt vor. Um der Sache ein Ende zu machen, erklärte ich: «Ich verstehe nicht russisch.»

Die ältere Frau stemmte verwundert die Hände in die Hüften und fragte: «Sie verstehen nicht russisch?» Ich antwortete: «Nein.» Dann wollte sie wissen: «Woher sind Sie denn?» Ich sagte: «Aus Amerika.»

«Schau, schau, aus Amerika», rief sie. «Also, hören Sie, bleiben Sie in der Sonne nicht mehr als zwei Minuten, sonst bekommen Sie einen Sonnenbrand.»

Das junge Mädchen tätschelte meine Schulter und wiederholte: «Sonnenbrand.»

Als die zwei Minuten meiner Meinung nach um waren, stieg ich von der Bank herunter und ging unter die Markise. Dann kamen zwei alte Weiblein mit Eimern dorthin und hoben Papierstücke auf. Vier Frauen auf einmal, das war mir zu viel. Ich zog mich an und kehrte zum Hotel zurück.

Mittags liess sich das Mädchen beim Aufräumen des Zimmers Zeit, musterte mich vorsichtig und schob sich dann zu dem Tisch heran, an dem ich den Theaterteil einer Sonntagsnummer der *New York Times* las. Sie zeigte auf das Achtspalten-Inserat einer Operette «Freund Joey» – hübsche Paare tanzten auf einer Bühne – und fragte: «Was ist das?» «Eine Operette», antwortete ich. «Sind das Künstler?» fragte sie. Ich sagte: «Ja.» Sie seufzte und starrte das Inserat lang an.

«Wie spät ist es jetzt in New York?» wollte sie wissen. Ich rechnete acht Stunden zurück und antwortete: «Vier Uhr.» «Morgens!» rief sie, nach Luft schnappend. Ich erklärte: «Ja, es ist immer acht Stunden Unterschied zwischen hier und New York.» Sie wiederholte: «Acht Stunden», und dachte eine Weile darüber nach.

Dann wollte sie offensichtlich mit ihren Kenntnissen paradien. Sie zeigte auf eine Stelle der Veranda, wo ein Schwalbenpaar in einer Ecke des Dachs ein Nest mit einer kleinen Öffnung, an der Innenseite gegenüber meinen Fenstern und vor den Seewinden geschützt, gebaut hatte. Die Vögel flatterten hin und her, krochen ab und zu in das Nest und steckten ihre weissen Gesichter mit den schwarzen Kappen heraus, um zudringliche Vögel, die sich an sie herandrängen wollten, zeternd zu beschimpfen und nach ihnen zu picken. Das Mädchen sagte: «Es sind zwei.» Ich nickte. Dann verkündete sie: «Bald werden es mehr sein.» Dann beendete sie ihr Aufräumen und ging hinaus.

An einem trüben Tag ging ich nach Sotschi hinein, um mir die Stadt anzusehen. Einen solchen Badeort hatte ich noch nie zu Gesicht bekommen. Es gab keine Würstelbuden, keine Tanzlokale, keine Läden mit Souvenirs, keine Karussells, keine bunten Sonnenschirme, keine Kasinos, keine Schäufelchen und Eimer – es gab nichts von dem, was man an jedem amerikanischen oder europäischen Strand finden würde. Es war nichts weiter als ein einfaches russisches Städtchen mit je einem Strand an beiden Enden, einem Hafen in der Mitte und Geschäften in den Hauptstrassen.

Etwas weiter landeinwärts lag ein Fussballplatz, auf dem eine Mannschaft trainierte, und ein Sportgelände, auf dem Tennis und Netzbball gespielt wurde. In den Parks konnte man auf langen Wegen spazieren.

Auf den Vorbergen des Kaukasus, die auf die Stadt hinunterblickten, standen grosse Gebäude, die früher elegante Hotels gewesen waren und jetzt als Sanatorien dienten. Hier bedeutete ein Sanatorium nicht einen Aufenthaltsort für Kranke, es war für die Gesunden gedacht und hatte den Zweck, sie bei Gesundheit zu erhalten. Alles, was es hier gab, mit der warmen Sonne, der reinen Luft, dem Salzwasser und dem frischen Land, war für die Gesundheit da.

Anfangs wirkte es als Strandbadeort ein wenig komisch. Aber dann merkte man, dass die Idee gar nicht schlecht war. Wahrscheinlich besser als das, was bei uns üblich ist. Ich machte einen zweiten Ausflug in die Stadt, um zu photographieren, und amüsierte mich grossartig: ich wurde verhaftet.

Ich war auf einer Anhöhe über der Stadt, wo zwei Statuen, ein Mann und eine Frau, die Bälle schleuderten, den Eingang nach Sotschi bezeichneten. Ich wollte eine Aufnahme von der ganzen Stadt, mit der Frauenstatue als Vordergrund, machen und trat hinter die Steinfigur. Zwei zerlumpte Burschen, die mit den Armen winkten und sich auf die Brust schlugen, wollten durchaus mit auf das Bild. Ich wartete, bis sie weg waren. Und dann kam der Milizsoldat; er winkte auch mit den Armen, aber er meinte nicht den Apparat – sondern mich.

«Was machen Sie da?» fragte er kampflustig.

«Eine Aufnahme», antwortete ich.

«Wovon?»

«Von der Statue.»

Er betrachtete argwöhnisch das Hinterteil der Statue, und dann mich noch argwöhnischer. Er fragte, wer mir die Erlaubnis gegeben hätte zu photographieren. Niemand. Er wollte meine Papiere sehen. Sie waren im Hotel. Er bedeutete mir also, ich solle ihm folgen, und wir gingen hinunter und dann durch eine Seitenstrasse zum Polizeiposten.

Im Eingang lümmelte ein sinnlos Betrunkener herum, den ein Milizsoldat bewachte. Im Vorderzimmer war eine ausgemergelte junge Frau, die einen Säugling an ihre nackte Brust drückte und Fragen beantwortete, die ihr ein Beamter an seinem Tisch stellte. Ich wurde an beiden vorüber zu einem Beamten im Hinterzimmer geführt. Der Dialog von früher wiederholte sich, und dann wurde mir gesagt, ich solle draussen warten. Nach einer Weile wurde ich in das Stockwerk hinauf zu dem Chef geführt, einem grossen, blonden liebenswürdigen Mann in weisser Uniform. Er begrüßte mich mit einem freundlichen «Hallo» und sagte dann: «Nehmen Sie Platz.»

Der Chef schien mehr Verständnis als die anderen für den künstlerischen Wert zu haben, der der Hinterseite einer Frauenstatue zukommt. Er nickte verstehend, als ich ihm erklärte, was ich getan hatte.

«Sie können ruhig Nahaufnahmen von Statuen und hübschen Mädchen machen», setzte er mir auseinander, «aber Sie dürfen nichts photographieren, worauf die Stadt und der Hafen zu sehen sind. Wenn

Sie solche Aufnahmen machen wollen, holen Sie unsere Erlaubnis ein. Das ist alles.»

Der Milizmann führte mich hinaus. Ich war darauf gefasst gewesen, mindestens meinen Film loszuwerden, aber nicht einmal den hatte man mir genommen. Und man hatte mir eine Gelegenheit gegeben zu sehen, wie es in einem Polizeiposten der Sowjetunion zugeht.

Das war am 21. Juni. Als ich in mein Zimmer zurückkam, konnte ich feststellen, dass das Zimmermädchen mit den Vögeln Unrecht gehabt hatte. Es waren keine zu erwarten; drei kleine Eier lagen zer-schellt auf dem Zementboden der Veranda. Und um das Nest raufte eine ganze Schar rüpelhafter Spatzen.

Es war eine Parabel. Denn an der nahegelegenen Grenze versam-melte sich eine Menge anderer rüpelhafter Vögel, um noch in dieser Nacht in ein fremdes Nest einzudringen.

## *Kapitel III*

### **IWAN ZIEHT IN DEN KRIEG**

Am 22. Juni 1941, datumsmässig einen Tag später als Napoleon, marschierte Hitler in Russland ein. Vom Datum abgesehen, boten, so sehr man auch später danach suchte, die Feldzüge des französischen Kaisers aus dem neunzehnten Jahrhundert und die des deutschen Führers im zwanzigsten, nur wenige Vergleichsmöglichkeiten. Denn Napoleon marschierte mit einer mobilen Heereskolonne nach Moskau, drehte um und marschierte zurück. Hitler stürzte sich mit einer gewaltigen Streitmacht auf Russland, blieb kurz vor Moskau stehen und biss sich dort fest, mit der Absicht, bis zum Ende zu kämpfen.

Als der Krieg an jenem schicksalsschweren Sonntag um vier Uhr morgens begann, wurden einhundertsechzig Divisionen mit mehr als zwei Millionen Mann, mit zehntausend Tanks und zehntausend Flugzeugen auf die Sowjetunion losgelassen. Mit ihnen schritten Tod und Zerstörung über die Steppen des südlichen, die Wälder des westlichen und die Tundren des nördlichen Russland.

Der Überfall überraschte die Sowjets. Trotz allen Alarmen und Warnungen waren sie nicht vorbereitet. Völlig unerwartet regneten Bomben auf Kiew, Sewastopol, Kowno, Schitomir und andere wichtige Städte im Hinterland herunter. Brest-Litowsk, Bialystok und andere Städte an der Grenze wurden mit Granaten überschüttet. Grenzposten wurden rasch überwältigt. Die Überraschung war so vollständig, dass junge Piloten auf den Flugplätzen, während diese schon bombardiert

wurden, umherliefen und ihre Vorgesetzten suchten, um Befehle zum Abflug zu bekommen. Viele von den höchsten Offizieren in Heer und Marine und von den Staatsbeamten waren in den Ferien und nicht auf ihren Posten.

Nicht vor halb sechs Uhr früh, eineinhalb Stunden nach dem Einmarsch, suchte Graf von der Schulenburg den Aussenminister Molotow im Kreml auf, um ihm mitzuteilen, dass Deutschland die Sowjetunion wegen Truppenkonzentrationen der Roten Armee an der deutschen Grenze mit Krieg überzogen habe. Erst um 12.15 erfuhr das russische Volk aus einer Rundfunkrede Molotows, dass es ohne Kriegserklärung, ohne dass vorher Forderungen gestellt worden wären, angegriffen worden sei.

An der Grenze war die Hölle los. Sturzkampfbomber gelleten durch die Luft, Fallschirmabspringer landeten auf dem Boden. Die Raupenketten der Tanks klirrten auf der Erde. Schützen mit automatischen Pistolen sausten auf Motorrädern einher. Motorisierte Infanterie raste auf Camions heran. Hinter diesen blinkenden Schwertern des Blitzkriegs kamen die Schilde, nicht endenwollende Kolonnen von Menschen und Pferden, die über alles das Dunkel der Besetzung breiteten, diesen furchtbaren bösen Traum, der so viele lange Nächte wahren wollte.

Die ersten Ziele der Wehrmacht – von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer – waren nach der Ansicht des Generalhauptquartiers der Roten Armee Schaulen, Kowno, Wolkowisk, Korobinsk, Wladimir-Wolynsk, Rawaruska und Brodsk. In Wirklichkeit schlug das deutsche Heer alle Richtungen ein, es bewegte sich auf allen Strassen, Wegen und Pässen über die Grenze und schwärmte in Russland ein.

Die Verwirrung war vollständig. Die Rote Armee gab den Fall Brest-Litowsks am 23. Juni zu. Es fiel erst am Tag darauf. Eine Wäscherin liess, als sie die Deutschen sah, ihre Wäsche fallen, trocknete sich die Hände ab, nahm ein Gewehr, half einem Grenzposten bei der Abwehr des Feindes, ging dann zur Garnison zurück und holte Verstärkungen. Dieser Posten hielt einen Tag stand. Die 99. Infanteriedivision der Roten Armee, unter dem Befehl von Oberst Jacob Kreuzer, gab Przemysl im ehemaligen Polen auf, stiess aber wieder vor und

eroberte die Stadt zurück. Sie hielt dann aus, bis sie den Rückzugsbefehl bekam. Ringsumher jedoch wurden die Sowjetgrenzen überrannt.

Weiter hinten im Land verkündeten die Lautsprecher Anordnungen: die Mobilisierung der Männer zwischen dreiundzwanzig und sechsunddreissig Jahren in den vierzehn westlichen Militärbezirken, Luftschutz- und Gasschutzmassnahmen, Belagerungszustand im ganzen europäischen Russland. In dieser Nacht gingen, wie vorher in allen Städten Europas, die Lichter Russlands aus.

Und so wurde Russland wider seinen Willen zum Schlachtfeld.

Im Anfang schien es mir ein ausgesprochenes Pech zu sein, dass ich den Kriegsausbruch nicht in Moskau, sondern auf der friedlichen, sonnenbeschienenen Terrasse des Riviera-Hotels in Sotschi erlebte, aber nachträglich stellte sich heraus, dass ich damit Glück gehabt hatte.

Es war ein schöner, sonnenwarmer Sonntag, wie frisch gewaschen nach dem Regen und Gewitter des vorhergehenden Tages. Das Schwarze Meer lief kraftvoll gegen den Wellenbrecher an und liess seine Wasser über den zementierten Weg spülen. Der Krieg war schon vor Stunden ausgebrochen, aber ich ahnte noch nichts davon, während ich auf der Anhöhe über dem Strand sass und mir die Wellen ansah.

Am Morgen war eine Telegramm für mich aus Moskau gekommen, in dem es hiess: «Sofort abfliegen.» Ich überlegte mir müssig, was für Gründe das haben mochte, persönliche oder geschäftliche. Witt Hancock, mein Vorgänger in Moskau, hatte halb und halb die Absicht gehabt, den Weg über Moskau zu nehmen, falls er von seinem Posten in der Türkei nach Hause berufen werden sollte. Für diesen Fall hatte ich ihm die Nachricht hinterlassen, dass ich nach Moskau zurückkommen würde, um ihn zu sehen. Das, so nahm ich schliesslich an, musste die Ursache des Telegramms sein. Natürlich wollte ich reisen, aber es lag kein Anlass zur Eile vor. Früher als am nächsten Tag gab es ohnedies kein Flugzeug. Dann stellte sich doch heraus, dass es sich um etwas Geschäftliches handelte. Witt Hancock fuhr nicht nach Hause, sondern reiste nach Indien und Batavia weiter und wurde schliesslich in Java vermisst. Und ich musste des Kriegs wegen zurückkehren.

Als ich vom Strand durch den Garten nach Hause ging, sah ich, dass

sich rings um den Lautsprecher vor dem Hotel eine Menschenmenge angesammelt hatte. Eine modulationslose, unbewegte Stimme sprach. Es war Molotow, der sagte:

Ohne dass Forderungen an die Sowjetunion gestellt worden wären, ohne Kriegserklärung, haben deutsche Truppen unser Land überfallen, unsere Grenzen an vielen Stellen angegriffen und unsere Städte von ihren Flugzeugen aus bombardiert . . .

Dieser unerhörte Überfall auf unser Land ist eine Perfidie, zu der es in der Geschichte der Zivilisationen keine Parallele gibt. Der Angriff auf unser Land wurde durchgeführt, obwohl zwischen der U.d.S.S.R. und Deutschland ein Nichtangriffspakt unterzeichnet ist, und obwohl die Sowjetregierung alle Klauseln dieses Vertrages getreulich erfüllt hat. . .

Die Verantwortung für diesen räuberischen Überfall auf die Sowjetunion fällt voll und ganz auf die faschistischen Beherrscher Deutschlands . . .

Die Sowjetregierung hat unseren Truppen den Befehl gegeben, diesen Raubüberfall abzuwehren und die deutschen Truppen aus dem Gebiet unseres Landes zu verjagen. . .

Unsere Sache ist gerecht. Der Feind wird geschlagen werden. Der Sieg wird unser sein.

Die Menschen lauschten dieser Ansprache schweigend, zunächst völlig verblüfft, dann wie gelähmt begreifend. Ein, zwei Frauen weinten still und entfernten sich, aber die meisten blieben stehen, wie in Trance, erstaunt, schliesslich resigniert die schauerliche Nachricht entgegennehmend. Auf dem Weg zu meinem Zimmer kam ich auf der Treppe an einem Mädchen vorbei, das atemlos ausrief:

«Sie haben uns angegriffen!»

Mir war schlimmer zumute als den Russen, denn ich war nicht auf meinem Posten, und das grösste aller Ereignisse, über die ich zu berichten hatte, war Tatsache geworden. Alle düsteren Prophezeiungen für Russland im Kriegsfall, die ich gehört hatte, fielen mir ein: Es würde drei Wochen bis drei Monate dauern . . . Die Deutschen konnten in fünf Tagen in Moskau sein . . . Moskau würde mit einem ein-

zigen Bombardement dem Erdboden gleichgemacht werden. Vielleicht kam ich gar nicht rechtzeitig zurück.

Den Rest des Tages verbrachte ich damit, dass ich auf alles Mögliche wartete, das nie eintrat. Ich meldete ein Gespräch nach Moskau für vier Uhr nachmittags an. Es kam nicht. Man sagte mir, ein Mann werde mir ein Billet nach Moskau für das am nächsten Tag um neun Uhr früh abgehende Flugzeug bringen. Er erschien nicht. Dann erfuhr ich, dass keine Flugzeuge starteten. Ich sass am anderen Ende Russlands fest, es gab keine Strassen von hier nach Moskau, keine andere Möglichkeit, dorthin zu gelangen als mit der Bahn. Und der letzte Zug nach Moskau an diesem Tag war schon abgegangen.

Etwas geschah jedoch, das ich nicht erwartet hatte. Es kam Besuch zu mir. Ich lag ausgezogen auf der Veranda, nahm ein letztes Sonnenbad und wünschte, ich wäre in Moskau, als es an meine Tür klopfte. Ich schlüpfte in einen Bademantel und öffnete. Wortlos begann eine Durchsuchung meines Zimmers. An der Tür hielt jemand Wache. Da ich begriff, dass es Polizei in Zivil war, blieb ich stumm. Der Mann, der alles durchsuchte, ein kräftiger, junger Mensch mit kahlem Schädel, stöberte eine Zeitlang vergeblich herum und fragte schliesslich in hitzigem Ton:

«Wo ist er?»

«Wer soll wo sein?»

«Der Apparat.»

«Aha», rief ich, und mir fiel mein Besuch bei der Polizei ein; ich holte meine Sowjet-FED, eine leica-ähnliche Kamera, aus der Schreibtischlade.

Der junge Mann öffnete sie rasch, belichtete den Film und fragte dann plötzlich:

«Wo ist der andere?»

«Der andere was?»

«Film.»

«Ich habe keinen anderen», antwortete ich wahrheitsgemäss.

«Es ist einer da, es muss einer da sein», rief er aufstampfend und begann wieder zu suchen.

«Ich bin Amerikaner, wissen Sie, nicht Deutscher», erklärte ich, so sanft ich nur konnte. Ich wollte keine Scherereien haben.

Er nickte zustimmend, suchte aber weiter. Nach einigen Minuten glaubte er, dass kein zweiter Film da war. Er beriet mit seinem Kollegen an der Tür, grüsste und ging. Ich erwiderte den Gruss, so gut ich konnte, während ich meinen Bademantel zuhielt, und begab mich wieder in die Sonne, um zu überlegen. Ich kam zu dem Schluss, dass dieser Besuch ein gutes Zeichen sei. Wenn es nur einen Ausländer in der Stadt gab, und wenn dieser am Tag vor Kriegsausbruch ohne Erlaubnis fotografiert hatte, war es sicherlich eine gute Idee, zumindest seinen Film durch Belichtung zu zerstören, wenn man ihn schon nicht verhaftete.

Noch etwas Unerwartetes ereignete sich an diesem Tage. Es kam ein Telegramm, und der Hoteldirektor bat mich, es zu öffnen. Es war auf englisch an Intourist, Sotschi, adressiert. Da Intourist, das Reisebüro für Ausländer, hier keine Niederlassung mehr hatte, da ich der einzige Ausländer am Ort war und ausserdem englisch sprach, musste es wohl für mich sein. In Wirklichkeit war es jedoch für Erskine Caldwell und seine Frau, Margaret Bourke-White, die in dem nahegelegenen Suchum waren, und kam von Botschafter Steinhardt von Moskau. Der Inhalt besagte, dass er allen Amerikanern, die nicht zwingende Gründe hätten zu bleiben, rate, die Sowjetunion unverzüglich zu verlassen. Das liess mir meine Aussichten durchaus nicht besser erscheinen.

Die allgemeine Stimmung verschlechterte sich im Verlauf des Tages. Es kam zu kleinen Gezänken und Reibereien in der Nähe des Hotels. Aber hinter alle dem spürte man so etwas wie Entschlossenheit, ja sogar Begeisterung für den Krieg. Marschlieder, welche die Lautsprecher in die Welt sandten, hallten von den Bergen wider. Die Menschenmengen, die den Wiederholungen der Ansprache Molotows und den darauf folgenden Nachrichten lauschten, wurden grösser und grösser. Ab und zu applaudierte man und rief Hurra.

Am Abend wurde die Verdunkelung mit überraschender Geschwindigkeit und Tüchtigkeit durchgeführt. Blaue Birnen wurden in Lampen eingeschraubt, Verdunkelungsvorhänge bedeckten die Fenster, ein Mädchen brachte mir eine Kerze ins Zimmer.

Am nächsten Morgen, dem zweiten Kriegstag Russlands, erwachte ich mit einem Ruck aus unruhigem Schlaf und sprang aus dem Bett, um mich um die Besorgung eines Eisenbahnbillets nach Moskau zu kümmern. Ich kannte den Andrang der Menschen, die nach Hause zurückkehren wollten, die Einschränkungen infolge der Mobilisierung, das langsame Fahren der Züge auf verdunkelten, überbeanspruchten Strecken zu Anfang eines Krieges. Wenn ich rasch fortkommen und nicht lang hier festsitzen wollte, musste ich mich beeilen.

Das erste, was ich hörte, war unangenehm. Das Hotel hatte zum Bahnhof telephoniert und die Auskunft erhalten, für diesen Tag gebe es keine Fahrkarten mehr. Ich ging mit dem Gepäckträger des Hotels zur Station, er schlüpfte in das Büro und kam mit der Nachricht zurück, dass es am nächsten Tag vielleicht ein Billet geben könnte. Wieder dieses *safta*, das *manana* bedeutete.

Ich ging selbst in das Büro und hielt einem Offizier in der Uniform der Roten Armee eine beredte Ansprache in einem sicherlich grotesk schlechten Russisch. Ich erklärte ihm, dass ich amerikanischer Zeitungsberichterstatte sei, am Vortag den Auftrag bekommen hätte, nach Moskau zurückzufliegen, und nun, da es keinen Flugverkehr gebe, noch an diesem Tag per Bahn abreisen müsse. Ich holte meinen Pass vom Aussenkommissariat hervor und sagte: «Ich glaube, mit diesem Dokument könnte ich den heutigen Zug nehmen.»

Der Offizier nickte und antwortete: «Sie könnten.»

Mehr schien nicht zu machen zu sein. Der Gepäckträger wollte auf dem Bahnhof, der sich schon mit besorgten Menschen füllte, bleiben, um das Billet zu kaufen, und ich begab mich zum Frühstück ins Hotel zurück; unterwegs trat ich in das kleine Postbüro in dem Garten hinter dem Hotel, um Moskau telegraphisch davon zu verständigen, dass ich mich auf den Weg machte.

Durch die Strassen marschierten Abteilungen mit Männern in Zivil. Die Häuser wurden mit Sandsäcken befestigt. Truppen fuhrten in Camions vorbei. Die Stadt begann sich zu leeren, nur Frauen und Kinder blieben zurück.

Mir drängte sich ein Vergleich mit dem auf, was ich vor nicht ganz

einem Jahr in Frankreich gesehen hatte. Hier gab es keinen Flüchtlingsstrom auf der Strasse. Man hatte sogar, wie ich später noch feststellen musste, kaum die Möglichkeit, überhaupt Ortsveränderungen vorzunehmen. Es kam bei den Massen zu keiner Nervenkrise: der Nervenkrieg hatte diese in einer abgelegenen Gegend lebenden, unerschütterlichen Menschen niemals erreicht.

Wenn die Russen jemals geschlagen werden, musste ich denken, wird es nicht sein, weil sie die Nerven verloren haben.

Auf dem Weg zum Hotel fragte ich einen Mann, was die Frühlingsnachrichten gebracht hätten.

«Wir greifen an», sagte er.

Im Hotel erwartete mich eine weitere Enttäuschung. Der Gepäckträger rief an und berichtete, dass man ihm auf dem Bahnhof trotz meiner Unterredung mit dem Offizier keine Fahrkarte nach Moskau verkaufen wollte. Wiederum tauchte vor mir die gespenstische Gefahr auf, ich könnte in Sotschi hängen bleiben, vielleicht schliesslich über die Grenze nach Iran oder in die Türkei geschafft werden, nach dem Süden, während sich auf meinem Posten im Norden welterschütternde Nachrichten vorbereiteten. Ich war überzeugt davon, dass ich niemals fortkommen würde, wenn es mir nicht gelänge, Sotschi noch an diesem Tage zu verlassen. Ich packte also meine Koffer, bezahlte meine Rechnung und wanderte unter der brennenden Sonne wiederum zum Bahnhof.

Jetzt lagerten schon, inmitten formloser Haufen von Habseligkeiten, die man in Decken gewickelt hatte, grosse Menschenmengen rings um die Station. Auf den Rasenflächen hockten die Frauen, und ihre Kinder liefen aufgeregt im Gras umher. Auf den Trottoirs standen in langen Reihen Truppen, die zu den Billetschaltern wollten. Marineoffiziere in Weiss und Heeresoffiziere in Khaki gingen auf und ab. Das Gebäude war belagert.

Ich drängte mich durch die Reihen der Wartenden zu dem Büro, in dem ich am Vormittag gewesen war. Es war verschlossen. Aber an der Tür hing ein Anschlag, der besagte, der Offizier, der mit der Abfertigung der Truppen zu ihren Mobilisationszentren betraut sei, werde in diesem Raum amtieren, und einige Leute warteten. Ich wartete mit

ihnen. Bald ging die Tür auf, und die Soldaten, zum Teil noch in Zivil, stellten sich regelrecht an. Ich schloss mich der Reihe an. Sie gingen durch das Büro, legten ihre Mobilisierungsscheine auf den Tisch, nannten ihre Bestimmungsorte, «Rostow», «Woronesch», «Moskau», und bekamen ihre Fahrkarten. Als ich so weit war, legte ich meinen Aussenamtspass auf den Tisch, sagte «Moskau» und hielt den Atem an. Der Offizier, es war der, mit dem ich am Vormittag gesprochen hatte, blickte auf, lächelte und antwortete: «Nu ladno» – der russische Ausdruck für «Gemacht».

Ich packte rasch das Billet und eilte zu dem Zug, der schon wartete.

Ich war in Russland noch nie mit der Bahn gefahren. Alle meine Reisen in der Sowjetunion hatte ich im Flugzeug oder im Auto gemacht. Dies nun wurde eine rauhe Einführung in die Mysterien des russischen Eisenbahnwesens, denn in dem Coupe, das mir zugewiesen war, standen schon sechs Leute mit Besitzerminen. Es waren zwei Männer in mittleren Jahren, zwei Frauen, die anscheinend mit ihnen verheiratet waren, und zwei junge Leute. Es gab jedoch nur vier Kojen.

«Oho, da kommt ja noch einer, der zu uns gehört», zwitscherte eine der Frauen, und ich wusste, dass es sich nicht um einen Irrtum handelte. Es war wirklich mein Coupe. Ich stellte mein Gepäck ab und floh zurück auf den Bahnsteig, überliess es den anderen, diese vier Betten unter sieben Personen aufzuteilen.

Draussen rief mir der Gepäckträger, der mich mittlerweile wieder gefunden hatte, zu, ich sollte auf die Suche nach Brot gehen, aber ich lehnte es ab, mich von diesem kostbaren Zug zu entfernen. Nach einer Weile kam er mit einem Glas rosa Sodawasser, aber ohne Brot zurück. Dieses war schon von den Massen, die den Bahnhof umdrängten, aufgekauft worden. Bei Sonnenuntergang fuhr der Zug ohne Signal mit Pfeife oder Glocke an, und ich sprang auf das Trittbrett.

Langsam ratterte der lange, schwer belastete Zug über die nicht allzu fest gebaute eingleisige Strecke, die sich im Schatten der hohen, schneegekrönten Kaukasusberge im Osten am Schwarzen Meer entlangzog. Ich stand im Korridor und betete eifrig, der Zug möge weiterrattern, bis er Moskau erreiche. Aber es kamen noch viele Aufenthalte.

An einer Station nach der anderen blieben wir stehen, um noch mehr Passagiere aufzunehmen. Die meisten von ihnen waren armselig gekleidete, sonnengebräunte kleine Burschen, Bergbewohner, die mit der einen Hand ein Gewehr, mit der anderen einen Laib Brot festhielten. Sie zogen mit einem Lächeln in den Krieg und winkten den Gruppen von Verwandten und Freunden zu, die gekommen waren, um ihnen das Abschiedsgeleit zu geben. In den Dörfern sassen Musikanten auf den Wegen und spielten Harmonika. In den Städten bestiegen die Männer den Zug zu den Tönen kriegerischer Musik, die auf den Lautsprechern über den hölzernen Bahnsteigen erklangen. Überall waren sie vergnügt und munter.

In der violetten Dämmerung, als wir die Vorberge des Kaukasus verliessen und die bei den einzelnen Ortschaften liegenden Strandstücke am Schwarzen Meer, schon mit Stacheldrahtverhau versehen und von Bewaffneten abpatrouilliert, an uns vorübersausten, beschleunigte sich das Tempo des Zuges. Es wurde Zeit schlafen zu gehen.

Ich schritt den Korridor entlang zu meinem Coupe, in dem meine sechs Gefährten auf den beiden unteren Kojen sassen. Sie warteten auf mich.

«Sie nehmen die», sagte einer der älteren Männer und zeigte auf die Koje links oben. Ich stieg hinauf, legte die Kleider ab, schlüpfte unter die Decke und rollte mich ganz nah an die Wand, wobei ich mich fragte, wieviele eigentlich hier, wo kaum genug Platz für mich war, noch schlafen sollten.

Von unten hörte ich Bewegungen, Gepolter und Gekicher, und dann ging das Licht aus. Ich lag noch immer allein.

Eine Hand berührte meine Schulter. Derselbe ältere Mann sagte zu mir: «Sie bleiben allein.» Ich drehte mich um und sah in dem schwachen Lichtschimmer, dass er mit seiner Frau in eine der unteren Kojen kroch. Das andere Paar hatte die zweite untere Koje genommen. Die beiden jungen Leute waren oben, gegenüber von mir.

«Das ist Demokratie», erklärte der ältere Mann von seiner Lagerstätte aus.

Beim ersten Halt am nächsten Morgen drängte alles aus dem Zug.

Als schüchterner Neuling wartete ich in meinem Bett, bis die anderen fort waren, und zog mich dann an. Als ich mich endlich in den Korridor hinauswagte, bewegte sich der Zug wieder, und die Reisenden drängten sich um einen Glücklichen, der ein Morgenblatt ergattert hatte. Er las das Communiqué vom 23. Juni vor:

. . . Richtung auf Schaulen, Kaunas, Wolkowisk, Korobinsk, Wladimir-Wolynsk, Rawaruska und Brodsk ... In Richtung auf Bialystok und Brest ist es den Deutschen gelungen, sich der Städte Brest, Kolno und Lomdscha zu bemächtigen.

«Auf unserem Gebiet?» fragte jemand ungläubig.

«Natürlich auf unserem Gebiet.»

Das überaus Paradoxe an dieser ersten Kriegsperiode war, dass, während die übrige Welt erwartete, die Deutschen würden in fünf Tagen, drei Wochen oder höchstens drei Monaten durch ganz Russland marschieren, die Russen meinten, sie würden an der Grenze aufgehalten oder auf ihren eigenen Boden zurückgeworfen werden. Beide Teile wurden enttäuscht. Denn die Rote Armee, für welche die Russen zwanzig Jahre lang so viel von der Behaglichkeit ihres Lebens aufgeopfert hatten, und von der ihnen gesagt worden war, sie sei stark genug, der ganzen kapitalistischen Welt standzuhalten, war nicht imstande, den Deutschen an der Grenze Halt zu gebieten. Aber sie war sehr wohl in der Lage, sie weiter im Lande zum Stehen zu bringen.

Nicht nur um des Communiqués habhaft zu werden, hatten sich die Reisenden bei der ersten Station aus dem Zug gestürzt. Sie waren auch auf die Proviantsuche gegangen. Ich musste zu meiner unangenehmen Überraschung feststellen, dass es keinen Speisewagen gab, und dass ich, wenn ich im Verlauf der unberechenbaren Zeit bis zur Ankunft in Moskau überhaupt essen wollte, auf Nahrungsmittel angewiesen war, die ich auf Bahnsteigen ergattern konnte. Gleichzeitig jedoch erlebte ich die angenehme Überraschung, dass der Zug mit einer schönen Geschwindigkeit vorwärtseilte, als wäre gar nicht Krieg.

Zwei Tage ging es so weiter. Gleichmütig schnaupte der Zug durch die Weizenfelder des Nordkaukasus, vortüber an den sumpfigen Küstenstrichen des Asowschen Meeres, hinter denen sich in der Ferne wie eine

Fata Morgana die Türme von Taganrog erhoben, zur Stadt Rostow am Don. An den eifrig arbeitenden Stahlwerken des Donetzbeckens vorüber rollte er in das Schwarzerdegebiet von Woronesch. Dann dampfte er über die Hauptlinie durch Kursk, Orel und Tula.

Bei jedem Halt stürzte ich mich mit den anderen auf die Nahrungssuche. Nur einmal bekam ich etwas. Das war gegen Ende des zweiten Tages, als mein älterer Coupegefährte sich meiner Unerfahrenheit erbarmte, mich an die Spitze einer Reihe von angestellten Leuten führte und mir ein prächtiges belegtes Brot mit Kaviar und Tomaten besorgte. Aber ich verspürte keinen Hunger. Mein einziger Wunsch war es, nach Moskau zu kommen. Und unterdessen sah ich zu, wie das Panorama des Kaukasus, der Ukraine und Zentralrusslands am Fenster vorüberzog, und prägte meinem Gedächtnis diese Liste von Städten ein, die sich las wie eine Aufzählung künftiger Schlachtfelder.

Als es am zweiten Tag dunkel geworden war, begannen die Reisenden in eine gewisse Aufregung zu geraten. Wir näherten uns Moskau. Aber vielleicht wurde es bombardiert, und wir konnten gar nicht bis zur Stadt gelangen. Wenn wir dort einträfen, würden wir vielleicht wegen des Zapfenstreichs über Nacht im Zug eingeschlossen werden. Mindestens aber würden wir auf dem Bahnhof bleiben müssen, weil es ja an Automobilen fehlen musste, die uns und unser Gepäck nach Hause schaffen könnten. Ruhig, fast heimlich, rollte der Zug durch die dunklen Vorstädte zum Kursker Bahnhof. Wir waren mit friedensmässiger Pünktlichkeit angekommen. Und in Moskau geschah, was wir am wenigsten erwartet hätten – überhaupt nichts.

Es gab keine einschränkenden Bahnsteigvorschriften. Jeder Reisende nahm sein Gepäck und ging durch das blau erleuchtete Bahnhofsgebäude hinaus. Dort lag in aller Stille der grosse Platz. Die übliche Anzahl von Fussgängern, jetzt nach Mitternacht nicht gross, war auf den Strassen. Sogar Taxis gab es. Ringsumher lag die Stadt im Schlaf.

Ich ging in eine Telephonzelle und wählte die Nummer meines Assistenten Robert Magidoff. Ein Wunder – er meldete sich mit seiner gewöhnlichen, nächtlich krächzenden, vom Schlaf dicken Stimme, die mir so süss klang wie der Sopran der grössten Sängerin. Und,

Wunder aller Wunder, es gab sogar noch Benzin; der Chauffeur Pawel war nicht mobilisiert worden, und man wollte gleich zum Bahnhof kommen.

Pawel fuhr in der eleganten Kurve, die er so sehr liebte, wenn er jemanden abholte, an das Trottoir heran. Ich stieg in den Wagen. Da war ich also wieder an meiner Arbeitsstätte!

Ich hatte eine Million Fragen zu stellen. So viele, dass ich eine Zeilang gar nichts fragte, sondern nur da sass und mich an Moskau weidete.

Das Büro war so sauber und ordentlich wie immer. Robert, der später Moskauer Korrespondent für die *National Broadcasting Company* wurde, hatte gründlich und gut gearbeitet. Es waren keine Beschwerden aus New York gekommen, nur eine Anfrage, ob Robert sich mit mir in Verbindung gesetzt hätte. Und der Krieg wurde noch immer in den entfernten Gegenden von Wilna, Baranowitschi, Lemberg und Brodsk geführt.

Ich habe gesagt, es stellte sich als ausserordentlich glücklich heraus, dass ich den Kriegsbeginn in Sotschi, und nicht in Moskau erlebte. Am Vormittag nach meiner Ankunft schrieb ich einen Bericht über die Provinz im Krieg, über die ohne jede sichtbare Schwierigkeit durchgeführte Mobilisierung, über die umsichtig und tüchtig durchgeführte Verdunkelung, über die pünktliche Einhaltung der Eisenbahnfahrpläne, über die Gründlichkeit und Geschwindigkeit, mit der in Landwirtschaft und Industrie gearbeitet wurde. «Ich hatte den Eindruck», schrieb ich, «dass die Sowjets gut gestartet sind.»

Später erfuhr ich, dass dies der erste, den Kriegsbeginn schildernde Artikel war, der von Moskau abging, der erste optimistische Bericht, der von der Monotonie der Voraussagen einer Kriegsdauer von fünf Tagen, drei Wochen oder drei Monaten befreite. Ich stellte fest, dass er in den japanischen Zeitungen zitiert wurde. Ich sah ihn auf der ersten Seite amerikanischer Zeitungen unter der Schlagzeile;

IWAN ZIEHT GELASSEN IN DEN KRIEG

Konstantin Umanskij, der russische Botschafter in Washington, las meinen Bericht und kabelte ihn nach Moskau zurück. Er sprach darüber mit Ralph Ingersoll, dem Redaktor der New Yorker *PAf*,

## IWAN ZIEHT IN DEN KRIEG

der den Schluss zog, Russland werde sich jedenfalls so lange halten, dass er rasch nach Moskau reisen könnte. Mir wurde gesagt, «ein sehr wichtiger Mann» – und in Russland kenne ich nur einen solchen, Stalin – habe ihn gelesen und Gefallen daran gefunden.

Ich suchte über meine Eindrücke mit einigen der Fachleute zu sprechen, die einen kurzen Krieg vorausgesagt hatten. Sie wollten nichts davon hören. Mit ihrer Vermutung, die Deutschen würden in fünf Tagen in Moskau sein, hatten sie jedenfalls schon Unrecht. Denn an diesem fünften Tag meldete das Communiqué, dass deutsche Tanks, die in das litauische Gebiet um Wilna herum eingedrungen waren, von der sie unterstützenden Infanterie abgeschnitten worden seien, und dass die Rote Armee im ehemaligen Polen im Gebiet von Lemberg und in Rumänien im Abschnitt Czernowitz Gegenangriffe machte. Noch immer aber liessen sich diese Herrschaften nicht nehmen, dass der Krieg nur drei Wochen bis drei Monate dauern würde.

## *Kapitel IV*

### **DREI WOCHEN KRIEG**

Im Anfang spielte sich der Krieg so weit von Moskau ab, dass man fast den Eindruck hatte, es würde auf einem anderen Kontinent, auf einem anderen Planeten gekämpft. Nach einer Woche der Gefechte verlief die Front in nordsüdlicher Richtung von der Ostsee im Zickzack durch die Abschnitte Schaulen, Wilna, Minsk, Baranowitschi, Lutzk, Lemberg und Przemysl zum Schwarzen Meer. Ihr nächster Punkt war noch immer mehr als sechshundertfünfzig Kilometer von Moskau entfernt, und das Leben in der Hauptstadt wurde von nichts Aufregenderem gestört als von Probefliegeralarmen.

An der Front spielten sich seltsame Dinge ab, von denen nur ein schwacher Widerhall nach Moskau drang. Der Spezialmilitärbezirk der Ostsee erliess eine Verfügung, die von der Zivilbevölkerung die Ablieferung aller Waffen verlangte, es verbot, sich auf Dächern oder Balkonen zu zeigen, die Entfernung aller privaten Radioantennen anordnete und die Hausausschüsse dafür verantwortlich machte, der NKVD alle Personen auszuliefern, die im Verdacht stehen, Gerüchte zu verbreiten oder eine Panikstimmung zu erzeugen. Litauen, Lettland und Estland waren erst vor einem Jahr der Sowjetunion einverleibt worden, und jetzt wollten sich einige Balten dafür rächen. Männer schossen von den Dächern, Frauen stachen auf den Strassen mit Messern, während die Rote Armee requirierte.

Im Mittelabschnitt der Front führten die Deutschen einen Haupt-

## DREI WOCHEN KRIEG

stoss um die Pripjetsümpfe herum aus Minsk im Norden und Luzk im Süden der Sümpfe. Es wurde gemeldet, dass das grösste Tankgefecht aller Zeiten, in das viertausend Maschinen verwickelt seien, im Abschnitt Luzk begonnen habe. Was war das Ergebnis? Darüber wurde niemals etwas bekanntgegeben. Aber Ende Juni wurde berichtet, dass wiederum eine grosse Tankschlacht im Gange sei, im Abschnitt Rowno, östlich von Luzk. Abermals hatte die Rote Armee sich zurückgezogen, und der Sieger pflegt nicht zu retirieren.

Diese ganze Zeit hindurch war die grosse Frage in Moskau: Wo ist Stalin? Die deutsche Invasion war dem Volk nicht von Stalin selbst, sondern von seiner rechten Hand, Molotow, bekanntgegeben worden. Seitdem kämpften die Russen um ihr Leben, ohne ein Wort von ihrem Führer gehört zu haben. Und wenn es je eine Zeit und einen Ort gab, die eine starke Führerschaft erforderten, so waren das gerade diese Zeit und Moskau.

Einige Auslandsfachleute, die für sich in Anspruch nahmen, durch ein Anstarren der Aussenmauern des Kreml auf okkultem Wege erfahren zu können, was darin vorging, behaupteten hartnäckig, Stalin sei nicht da. Sie deuteten an, er sei in die Türkei, nach Iran oder Afghanistan oder China geflohen. Andere waren gleichfalls der Ansicht, Stalin sei nicht da, glaubten aber, er hätte, als der Krieg ausbrach, gerade einen Urlaub in seiner Villa in Gagri an der Küste des Schwarzen Meeres verbracht und sei noch nicht zurückgekehrt. Andere skeptische, aber weniger boshafte Fachleute fanden ihre eigene Antwort auf die Frage nach dem Aufenthalt Stalins. Sie sagten, einen treffenden amerikanischen Ausdruck benutzend, «er sitze auf dem Zaun» – mit anderen Worten, er wolle noch abwarten, wie sich die Kriegsschicksale wenden würden, ehe er offen das Kommando übernehme.

Die Frage wurde dringlicher, als der britische Botschafter, Sir Stafford Cripps, am 27. Juni mit Flugzeug nach Moskau zurückkam und eine Militärmission sowie ein Hilfeversprechen mitbrachte. Die Mission wurde geführt von Generalleutnant F. N. Mason Macfarlane für die Armee, Admiral Miles für die Marine und Vize-Luftmarschall A. C. Collier für die Luftstreitkräfte. Laurence Cadbury, Schokoladefabri-

kant, Zeitungsbesitzer und Direktor der Bank von England stand an der Spitze einer Wirtschaftsmission.

Sicherlich erwarteten diese Herren, sofort zu Stalin gebeten zu werden. Sie wurden auch noch am Tage ihrer Ankunft im Kreml empfangen. Aber von Molotow, nicht von Stalin.

Die amerikanische Botschaft war eifrig mit anderen Dingen beschäftigt. Sie verliess am Tag des Kriesgausbruches ihr grosses Bürogebäude an der Mochowaja gegenüber dem Kreml. Das Personal schlof in der Datsche, die Botschafter Steinhardt neuerdings in Tarasowka am Kliasma-Fluss, zweiunddreissig Kilometer nordöstlich von Moskau, gemietet hatte. Zu ihrer Arbeit kamen sie in das Wohnhaus des Botschafters, das Spaso-Haus im Bezirk Arbat, dem Westend Moskaus. Als eine Woche um war, arbeiteten sie nicht nur im Spaso-Haus, sondern wohnten auch dort. Die acht Ehefrauen der Botschaft waren einen Tag vor Kriesgausbruch teils nach Stockholm, teils nach Teheran geflüchtet. Die Nachricht, dass der geliebte Hund Walthers, des Sekretärs der deutschen Botschaft, der Bullenbeisser «Pompo», per Flugzeug nach Berlin evakuiert worden sei, war das Gefahrensignal gewesen, das die amerikanische Evakuaton auslöste. Nach Kriesgausbruch nahmen elf Angestellte der Botschaft den Transsibirien-Express nach Wladiwostok, um heimzureisen. Botschafter Steinhardt bemühte sich vergeblich, eine wichtigere Persönlichkeit als einen Vizekommissar zu sprechen, um etwas über die Pläne der Sowjetregierung zu erfahren.

Hinter den Kulissen jedoch dirigierte die starke Hand eines Menschen fest und entscheidend die Ereignisse.

Während die Berichterstatter am 28. Juni gegen Mittag im Aussenkommissariat ihre Depeschen für die Morgenblätter abfassten, merkten sie zum erstenmal etwas davon, als ihnen eine Adresse genannt wurde, wo um fünf Uhr nachmittags eine «wichtige Persönlichkeit» eine Pressekonferenz abhalten würde. Es kam zu aufgeregten Spekulationen, und man stellte Fragen, auf die zunächst keine Antwort gegeben wurde. Die Adresse war die ehemalige griechische Gesandtschaft. Die genannte Persönlichkeit, so stellte sich schliesslich heraus, war Solomon K. Lo-sowskij.

Ich kannte dieses hübsche kleine Haus aus der Zeit, da Madame Diamantopoulos, geborene Alberta Kirchhof aus Denver in Colorado, in dem langen, vielenstrigen Salon zu Tees, in dem dunklen Speisesaal mit der Wandtäfelung zu Dinners und in dem zweiten Salon, zu dem eine schöne Wendeltreppe vom Speisesaal hinaufführte, zu Bällen empfangen hatte. Den sympathischen kleinen Losowskij hatte ich als Vizekommissar im Aussenamt, der die Angelegenheiten des Fernen Ostens unter sich hatte, und als gelegentlichen Gast bei Dinners im diplomatischen Corps kennengelernt. Nun war das Haus das Hauptquartier des Sowjetinformationsbüros, und Losowskij führte nun auch noch den Titel eines Vizechefs dieses Büros.

Wir sassen an einem langen, mit einem grünen Tuch bezogenen Tisch in dem im Parterre gelegenen Salon. Die Moskauer amerikanischen, britischen, französischen und japanischen Korrespondenten waren sämtlich da, und ebenso, sehr zu unserer Überraschung, auch die Komintern-Korrespondenten, Amerikaner, Briten, Franzosen und Spanier, mit denen zusammenzukommen man uns früher niemals gestattet hatte. Losowskij trat energischen Schrittes ein, nickte uns in stummem Gruss zu, wobei sein grauer Bart vor- und zurückruckte, öffnete am oberen Ende des Tisches eine prächtige Aktenmappe, faltete seine schmalen Hände und begann russisch zu sprechen.

Losowskij erklärte, die Sowjetregierung habe beschlossen, das Informationsbüro zu schaffen, mit Alexander Schtscherbakow, Sekretär der Kommunistischen Partei, Bezirk Moskau, und Mitglied des Politbüros als Direktor und ihm selbst als zweitem Direktor; es werde zweimal täglich Communiqués ausgeben und in regelmässigen Abständen Konferenzen für Auslandsberichterstatter abhalten. Das erste Problem, sagte er, sei die Sprache, deren man sich bedienen solle. Es wurden Englisch und Französisch vorgeschlagen. Losowskij beherrschte beide ziemlich fließend. Aber er schob diese Vorschläge zur Seite, so, als wäre sein Entschluss

schon vorher festgestanden, und erklärte, er werde russisch sprechen.

«Wenn wir einige Monate lang regelmässig zusammengekommen sind», sagte er jedoch, «werde ich in der Lage sein, mit Ihnen englisch

Diese Äusserung mag jetzt nicht sehr bemerkenswert klingen, aber zurzeit, als sie ausgesprochen wurde, machte sie grossen Eindruck auf mich. Ganz nebenbei hatte Losowskij damit allem Gerede über einen kurzen Krieg, das ihm nicht unbekannt sein konnte, ein Ende bereitet und, ohne auch nur die Möglichkeit eines Zweifels einzuräumen, klar gemacht, dass die Sowjets Vertrauen in ihre Fähigkeit hatten, einen langen Krieg zu führen.

Dann ging er daran, eine vorbereitete Erklärung zu verlesen, das Musterbild für viele künftige Verlautbarungen. Es war defensive Propaganda (eine Zurückweisung der deutschen Anklage, die Sowjetunion hätte Absichten auf die Dardanellen) eine Wiederaufwärmung alten Materials (deutsche Flugzeuge hätten in den sechs Monaten vor dem Krieg die Sowjetgrenzen dreihundertvierundzwanzig Mal verletzt) das Ganze gewürzt mit Losowskij'schem Witz. Seine Bosheiten wurden in der kurzen Zeit, in der diese Konferenzen stattfanden, berühmt. Eine produzierte er schon am ersten Tag: Die deutsche Behauptung, dass die Russen die Dardanellen begehrten, sagte er, habe «ebenso viel Ähnlichkeit mit der Wahrheit wie Goebbels mit Apollo». Mindestens eine Äusserung dieser Art hatte er für jede Konferenz.

Schliesslich wurde seine Ironie unerträglich. Es wurde immer schwerer, ihm eine ernste Antwort zu entlocken. Als er bestätigte, dass die Sowjets den Dnjepr-Damm zerstört hätten, ein ungeheures Opfer, tat er dies mit einem gleichgültigen «Aber natürlich», als ihm diese Frage gestellt wurde. Seine Informationen wurden immer unzuverlässiger. Er behauptete immer wieder hartnäckig, dass die Deutschen von einem bestimmten Punkt, zum Beispiel Nikolajew, noch weit entfernt seien, und gab dann noch am Abend desselben Tages im Communiqué den Verlust dieser Ortschaft bekannt. Man nahm immer weniger an diesen Konferenzen teil, und man räumte ihnen in der Auslandspresse immer weniger Platz ein. Vier Monate später, nach der Evakuierung der Berichterstatter nach Kuibyschew, wurden seine Beziehungen zur Presse gespannt. Und nach zehn Monaten, als die Korrespondenten nach Moskau zurückkehrten, während er bei dem diplomatischen Corps in Kuibyschew blieb, brachen sie ganz ab.

## DREI WOCHEN KRIEG

Als ein Jahr später, während eines Frühstücks für Schtscherbakow in Moskau, eine schmeichelhafte Bemerkung über die Pressekonferenzen Losowskij's gemacht wurde, beugte sich ein Würdenträger am Kopf des Tisches zu mir herüber und fragte mich leise, ob ich der Ansicht sei, dass man die Konferenzen wieder aufnehmen solle. Ich musste antworten, dass mir die Morgenblätter mit ihren Heeresberichten lieber seien als die Konferenzen am Nachmittag mit ihren inhaltslosen Erklärungen.

Der Mann, der mir die Frage stellte, war Nikolaj Palgunow, der tatsächlich die Macht über die Auslandspresse in Moskau ausübte. Als Chef des Pressedepartements im Aussenkommissariat wurde er von den Berichterstattern gehasst: wegen der strengen Zensur, die er ausübte; wegen der Nachlässigkeit, mit der er Reisen und Interviews organisierte oder vielmehr nicht organisierte; und wegen seines Äusseren, seines Schopfes aus braunem Kräuselhaar, seiner hervortretenden Augen und seines roten Gesichts, das sich zu schauerlichen Grimassen verzog, wie ein Gummigesicht, das man an beiden Seiten zieht. Bei seinen Sowjetkollegen war er gefürchtet, weil er im Rufe stand, wichtige Beziehungen irgendwo im Zentralkomitee der Kommunistischen Partei zu haben. Jedenfalls hielt sich Losowskij mit seinen Pressekonferenzen nicht lange. Ein Oberst der Roten Armee, der anfangs, sozusagen als Führungsbeamter des Sowinformbüros, Reisen für Berichterstatter zu organisieren, wurde nach Taschkent versetzt, um an einer Militärschule als Lehrer zu amtieren. Palgunow blieb.

Aber für die erste Kriegsperiode war eine neue Grundlage für die Sowjetpropaganda geschaffen worden.

Plötzlich trat Stalin in den Vordergrund. Er tat dies so einfach und undramatisch, wie es für ihn charakteristisch war, auf eine Art, die den Russen verständlich war und den Ausländern bizarr erschien. Am dritten Juli um 6.30 früh, als das Sowjetradio seine üblichen Sendungen begann und Stalin seine übliche Nacharbeit beendet hatte, sass er im Kreml vor einem Mikrophon und sprach zu seinem Volk.

Es gab keinen besonderen Anlass für die Ansprache, wie etwa den Ersten Mai oder einen Jahrestag der bolschewistischen Revolution. Nichts war vorher bekannt gegeben worden. Es war einfach so, dass

Stalin etwas zu sagen wünschte und es bei Tagesanbruch sagte. Im Verlauf des Tages wurde die Ansprache in regelmässigen Abständen von Ansagern verlesen und mit Lautsprechern auf den Strassen und Plätzen verkündet. Der Text wurde an Zäunen und Mauern angeschlagen. Als es Abend geworden war, kannte jedermann die Worte des Führers.

«Genossen, Bürger, Brüder und Schwestern, Männer der Armee und der Marine», sagte er, «meine Worte gelten Euch, liebe Freunde.»

In einfachen Worten berichtete er, dass die deutschen Truppen Litauen, einen grossen Teil Lettlands, des westlichen Weissrussland und der westlichen Ukraine besetzt hielten, dass deutsche Flugzeuge Murmansk, Smolensk, Kiew, Odessa und Sewastopol bombardierten, und dass «eine ernste Gefahr über unserem Lande schwebt».

Er erklärte, die Deutschen seien imstande gewesen vorzudringen weil sie, unterstützt von besser für den Krieg vorbereiteten Truppen, einen plötzlichen, verräterischen Angriff geführt hätten. Er stellte fest, dass seine Regierung vorher den Nichtangriffspakt mit Deutschland abgeschlossen habe, um eineinhalb Friedensjahre und Zeit zur Vorbereitung des Krieges zu gewinnen.

Nach diesen Ausführungen zu zwei Fragen, die den Russen viel bitteres Kopfzerbrechen bereitet hatten, ging er dazu über, ihnen zu sagen, was sie zunächst tun müssten: sich die furchtbare Gefahr klar machen, in der sie schwebten, alles für die Front aufopfern, das Hinterland stärken und, wenn man zum Rückzug gezwungen werde, die Erde verbrennen. Er trug seinen Hörern auf, Guerillabanden hinter den deutschen Linien und Volksgarden hinter den Linien der Roten Armee zu bilden.

Er gab bekannt, dass das Landesverteidigungskomitee an dessen Spitze er selbst stehe, voll und ganz die Führung übernommen habe, und forderte unter Anrufung seines eigenen Namens das Volk auf, «sich um die Partei Lenins und Stalins und um die Sowjetregierung zu scharen, damit der Roten Armee und der Roten Marine sein aufopferungsvoller Beistand zuteil, der Feind vernichtet und der Sieg erungen werde».

Das Wichtige daran war, dass Stalin, der Mann von Stahl, die Kriegsführung übernommen hatte.

## DREI WOCHEN KRIEG

Eine noch überraschendere Ansprache wurde fünf Tage später gehalten. Am Vormittag des 8. Juli teilte man den Berichterstattern mit, um 11 Uhr abends werde eine wichtige Sendung übertragen werden. Als sie ihre Telegramme vorlegten und ihre Büros beauftragten, um diese Stunde am Radio zu sein, fragte Palgunow in bescheidenem Ton: «Warum sagen Sie ihnen nicht, dass Litwinow sprechen wird?»

Das war eine Überraschung! Litwinow war aus der Öffentlichkeit verschwunden, seit Molotow ihn kurz nach der Maifeier 1939 als Aussenkommissar abgelöst hatte. In Abständen verlautete gerüchweise im Ausland, er sei erschossen worden, obgleich wir ihn ab und zu als Leningrader Deputierten des Obersten Sowjets im Hintergrund auf seiner Bank oder mit seiner englischen Gemahlin, Ivy Low, im Bolschoi-Theater gesehen hatten.

Es war jedoch nur selbstverständlich, dass er jetzt wieder in den Vordergrund rückte. Er war während seiner Laufbahn als Kommissar der Verfechter der kollektiven Sicherheit und der Zusammenarbeit mit den Westmächten gewesen. Man hatte ihn kalt gestellt, als diese Politik bankerott machte und Russland den Pakt mit Deutschland unterzeichnete. Er war jedoch sorgfältig eingewickelt und für einen anderen Tag auf Eis gelegt worden. Dieser Tag war nun gekommen.

Litwinow wurde weder in der Sowjetunion gehört, weil er sprach, nachdem das Inlandsprogramm beendet war, noch in den Vereinigten Staaten, weil die atmosphärischen Bedingungen schlecht waren. In England hörte man ihn. Am nächsten Tag brachte die Presse aller drei Länder seine Rede.

Sie hatte einen prophetischen Klang. Seine Hauptthese war: «Das Wichtigste ist, dass Hitler nicht einen Augenblick der Ruhe bekommt, dass er in seiner Hoffnung auf einen *de /zt/ö*-Waffenstillstand im Westen enttäuscht wird. Während es sein Ziel ist, einem Gegner nach dem anderen Schläge zu versetzen, muss es *unseres* sein, gemeinsam, gleichzeitig, ohne Ruhepause, unermüdlich zuzuschlagen. Jeder Schlag, der *jet-zt* geführt wird, ist zehnmal wirksamer und bedeutet unendlich weniger Kosten und Opfer, als wenn er geführt wird, nachdem einer seiner Gegner schwächer geworden ist.»

Die Worte «unseres» und «jetzt» waren in seinem Originaltext unterstrichen. Das Wort «untiringly» (unermüdlich) war «untimingly» getippt und mit Bleistift korrigiert.

Litwinow sollte als Botschafter in die Vereinigten Staaten gehen. Die Frage der zweiten Front, die in seiner Rede aufgeworfen wurde, blieb eine der meist umstrittenen Fragen des Krieges.

Die ersten drei Wochen des Krieges gingen am 12. Juli zu Ende, und da es ein Samstag war, beschloss ich, mir einen halben Tag frei zu nehmen. Botschafter Steinhardt lud mich für den Nachmittag in die Datsche in Tarassowka ein, und dort spielte ich in aller Ahnungslosigkeit eine kleine Rolle bei einem der grössten politischen Akte im Krieg.

Ich kam früh hin. Der Botschafter ruderte mit dem Ersten Sekretär der Botschaft, Charly Dickerson, auf der Kliasma. Die meisten anderen Gäste waren noch nicht da. Ich ging also mit zwei jungen Leuten von der britischen Marine zum Fluss hinunter und schwamm in dem warmen, dicken, kaffeeschwarzen Wasser. Als wir zurückkamen, stand ein kaltes Buffet auf der Terrasse, und die Gäste waren da.

Sir Stafford Cripps, adrett in weissen Hosen und blauem Rock, sprach vertraulich mit Botschafter Steinhardt in einer Ecke. John Trant, der britische Generalkonsul, John Russell, der Dritte Sekretär und die übrigen Mitglieder des britischen Botschaftspersonals waren in ihren besten Anzügen. Alle hatten auf Hochglanz gebürstetes Haar und vom Rasieren glänzende Wangen. Offensichtlich waren sie aufgeregt.

Nachher fuhr ich mit zwei Offizieren der R. A. F. nach Moskau zurück, und einer von ihnen bemerkte ganz nebenbei, Sir Stafford Cripps müsste «jetzt ganz obenauf sein». Ich hatte ein chiffriertes Telegramm mit, das ich für Botschafter Steinhardt auf dem Telegraphenamt abgeben sollte. Erst am nächsten Tag erfuhr ich, worum es sich gehandelt hatte.

Am 12. Juli waren Grossbritannien und die Sowjetunion Alliierte geworden. An diesem Nachmittag war um 5.15 im Kreml ein Abkommen über ein gemeinschaftliches Vorgehen im Krieg gegen Deutschland von Cripps und Molotow unterzeichnet worden.

Der Pakt entstand im Verlauf zweier Unterredungen zwischen Cripps und Stalin. Er war in einfachen Worten abgefasst und enthielt

nur zwei Klauseln – dass die beiden Mächte einander Hilfe leisten und nicht gesondert Frieden schliessen sollen.

Während der Unterschriftszeremonie stellte sich die Frage, wann das Abkommen in Kraft treten solle. «Sofort», erklärte Cripps. «Protokollieren wir es.» Sein juristischer Stab schauderte und murmelte etwas davon, man müsse die Ermächtigung von London einholen, ein Prozess des Chiffrierens und Dechiffrierens von hin- und zurückgehenden Depeschen, der Tage beanspruchen würde. «Ich übernehme die Verantwortung», sagte Cripps.

Lacy Baggeley, der Botschaftsrat, und Dan Lascelles, der Erste Sekretär, gingen in ein Nebenzimmer, wo ihnen eine deutsche Schreibmaschine angeboten wurde. «Ich denke nicht daran, mein Protokoll auf einer deutschen Maschine zu schreiben», sagte Lascelles, und nach einigem Suchen wurde eine amerikanische Schreibmaschine herbeigeschafft. Die Abfassung des Protokolls dauerte eine Stunde.

Während die anderen warteten, wurde Champagner serviert, ein sehr guter kaukasischer Champagner – «trocken wie ein Zwieback», wie sich einer der Gäste ausdrückte. Auch Schokoladebonbons wurden herübergereicht, vielleicht um Laurence Cadbury zu zeigen, dass die Sowjets selbst auch Schokolade haben. Niemand nahm davon. Stalin, der klein und müde aussah, stand bei Marschall Boris Schaposchnikow, seinem militärischen Haupttratgeber, dem Chef des Generalstabs der Roten Armee, und schaute immer wieder, nahezu schüchtern, zu dem ehemaligen kaiserlichen Oberst auf. Dann wurde das Protokoll hereingebracht, man fügte die Unterschriften, blaue Bänder und rote Wachssiegel hinzu, es wurde fotografiert, und das Abkommen war geschlossen.

Während die Aufnahmen gemacht wurden, stand John Trant, der rundliche, kleine Generalkonsul, der seinerzeit in Amerika Tourneen als Schauspieler gemacht hatte, neben Stalin. Er stiess den Sowjetführer an und fragte: «Warum unterschreiben Sie nicht auch?» Stalin war verblüfft und antwortete: «Das ist Sache des Aussenkommissars.» «Aha», sagte Trant. «Ich habe auch meinen Botschafter, der für mich unterzeichnet.» Stalin fand das gar nicht komisch. Er blickte Trant an und zerbrach sich den Kopf darüber, wer er sein mochte.

Das Abkommen wurde in Moskau und London am 13. Juli um 2 Uhr nachmittags bekanntgegeben, und am Tag darauf brachte die *Prawda* auf der ersten Seite den Text, einen Leitartikel und zwei prächtige Photographien, auf denen John Trant zu sehen war, der neben Stalin stand wie ein Spatz und mit auf die Seite gelegtem Kopf beobachtete, wie Cripps und Molotow unterzeichneten. Die Zeitung wurde Cripps auf den Schreibtisch gelegt, mit dem Kommentar:

«Die Unterzeichnung des Stalin-Trant-Pakts.»

Bei den Sowjetbehörden hatte das Abkommen eine gute Presse, aber die Öffentlichkeit schluckte es nicht so rasch. Als es am Radio bekanntgegeben wurde, hörte ich einen Russen sagen: «Ich dachte, wir würden nur mit ehrlichen Leuten etwas unterschreiben.» Die anti-britische Propaganda vor dem Krieg war so heftig gewesen, dass es den Leuten nicht möglich war, sich sofort umzustellen.

An der Front hatte sich ein Wunder ereignet, das erste in einer Reihe so vieler dann noch folgender, dass sie in diesem Krieg zu etwas Alltäglichem wurden. Das Sowjetcommuniqué des 10. Juli gab bekannt: «Es hat sich nichts von Bedeutung ereignet.»

Hätte dieses Communiqué den Fall Moskaus bekanntgegeben, es hätte unmöglich überraschender wirken können. Zum ersten Mal war dem deutschen Krieg der Blitz genommen worden. Die Wehrmacht war durch Kämpfe zum Stillstand, zu einem Anhalten und einer Umgruppierung ihrer Einheiten gezwungen worden. Dies war in dem Lande geschehen, das in drei Wochen bis drei Monaten zusammenbrechen sollte.

Als die dritte Woche um war, gab das Communiqué des 12. Juli bekannt, dass die Deutschen in der Richtung auf Pskow im Ostseeabschnitt, in Witebsk im mittleren Weissrussland und in Nowograd-Wolynsk in der Ukraine wieder Angriffe führten. Mittlerweile liessen sich die Ziele der Deutschen deutlich erkennen. Es waren Leningrad, Moskau und Kiew.

Unterdessen hatte aber die Sowjetunion auch ihre Vorbereitungen in militärischer, politischer und propagandistischer Hinsicht – sogar im Hinblick auf die Auseinandersetzungen mit ihren Alliierten – für einen langen Krieg getroffen.

## **DIE BLAMIERTEN FACHLEUTE**

**D**ie ganze Welt täuschte sich über Sowjetrußland. Freund und Feind begriffen gleichermassen nichts von den ungeheuren Möglichkeiten dieses Sechstels der Welt, der enormen Kraft dieser hundert-dreiundneunzig Millionen Menschen. Am 3. Oktober musste Adolf Hitler in seiner im Sportpalast in Berlin gehaltenen Rede, mit der der Entsetzungs-Winterfeldzug 1941 der Nazis eröffnet wurde, dies in einem Satz einräumen, der wohl einer der bedeutsamsten über den Krieg in Rußland war.

«Wir haben uns allerdings über etwas getäuscht», sagte der Reichsführer. «Wir hatten keine Ahnung davon, wie gigantisch die Vorbereitungen dieses Gegners gegen Deutschland und Europa waren . . .»

Die Worte des Führers klangen ironisch:

«Das kann ich heute hier aussprechen. Ich spreche es heute aus, weil ich es heute aussprechen darf, dass dieser Gegner bereits gebrochen ist und sich nie mehr erheben wird.»

Er verfiel noch immer in den gleichen Fehler!

«Hier hat sich gegen Europa eine Macht zusammengeballt, von der leider die meisten keine Ahnung hatten und viele heute noch keine Ahnung besitzen», sagte er.

Er selbst liess sich nichts davon träumen, dass zwei Monate später die Rote Armee sich ungebrochen wieder erheben und die Wehrmacht von den Toren Moskaus vertreiben würde.

In diesem Abschnitt seiner Rede gab Hitler unbewusst ein Bild von dem Phänomen, das sich schliesslich als bestimmender Hauptfaktor für den Verlauf des Kriegsbeginns in Russland erwies – die allgemeine Fehlberechnung und Unterschätzung der Stärke der Sowjetunion. Sowjetrußland blieb ein Rätsel, bis der gewaltigste aller militärischen Feldzüge die Nation in ihrer ganzen Kraft zeigte. Und gleichzeitig stellte sie die Fachleute, die zwanzig Jahre lang behauptet hatten, über die Sowjetunion genau Bescheid zu wissen, in all ihrer Unwissenheit bloss.

Die Sache mit den Ansichten der Fachleute über die Sowjetunion war eines der seltsamsten Kapitel einer langen, seltsamen Geschichte. Denn dieses Regime, alles, was hier nach dem ersten Weltkrieg aufstieg, bot ein Rätsel, das alle Fachleute mit wahrhaft magnetischer Kraft anzog. Es war nicht etwas, das man akzeptierte oder beiseite liegen liess. Es war eine Angelegenheit, der man begeistert zustimmte oder die man mit aller Heftigkeit anklagte. Es war nicht etwas, worüber man wenig oder recht viel wusste. Es war eine Angelegenheit, von der man entweder einfach nichts oder einfach alles wusste. Und dennoch waren es bei fast allen Grossmächten, wie sich herausstellte, gerade die Fachleute, die am falschsten urteilten.

Im allgemeinen ist es eine stumpfsinnige Angelegenheit, die schmutzigen Kohlen eines ausgebrannten Feuers zu durchstöbern und die Reissigbündel zu suchen, die nicht anbrennen wollten. Hier jedoch ist das von äusserster Wichtigkeit. Hätte nämlich Deutschland die wirkliche Wahrheit über die Sowjetunion oder ihre Stärke und ihre Absichten gekannt, wie anders hätte der ganze Ablauf des Krieges aussehen können. Wenn Finnland, Ungarn, die Slowakei und Rumänien die Monate furchtbarer Kämpfe vorausgesehen hätten, die ihnen bevorstanden, wie anders wäre wohl ihre Haltung gewesen! Wenn den Vereinigten Staaten und Grossbritannien die Möglichkeiten ihres neuen Verbündeten klar gewesen wären, um wieviel besser hätten sie da ihre eigenen Gelegenheiten ausnutzen können!

Wer waren die Fachleute, die irrten, die sich der Fehler schuldig machten, welche so viel kosteten? Hier wird das Paradoxon nur noch

## DIE BLAMIERTEN FACHLEUTE

grösser. Denn das Land, das am meisten zahlte, Deutschland, hatte zweifellos die besten Fachleute.

Die deutsche Botschaft in Moskau war eines der prächtigsten Gremien von Diplomaten, Beobachtern und Untersuchenden, die jemals gemeinsam eine Mission bildeten. An ihrer Spitze stand Graf von der Schulenburg, ein Diplomat der alten Schule, hochgewachsen, grauhaarig, von vornehmer Erscheinung, würdevoll und distanziert in seinem Benehmen, geschmeidig, dabei aber fest im Verhandeln. Er hatte Russland eine lange Laufbahn gewidmet, als Konsul in Tiflis begonnen und als Doyen des diplomatischen Corps in Moskau geendet. Für alle, die ihn kannten, war er der ideale Botschafter, und sein Personal das ideale Personal.

Er hatte zwei Berater. Der eine war Gustav Hilger, im Ausland wenig bekannt, aber in den sowjetrussisch-deutschen Beziehungen vor dem Krieg eine kolossale Persönlichkeit hinter den Kulissen und zweifellos der beste unter den Fachleuten.

An Hilger, einem blassen, stillen Menschen mit glanzlosem, braunem Haar und dick eingefasster Brille, von durchschnittlicher Grösse, mittlerem Alter und völliger Farblosigkeit, gab es nichts, was die Aufmerksamkeit des Publikums an sich gezogen hätte. Dennoch war er es, der die Verhandlungen über den vor Ausbruch des Krieges im Westen abgeschlossenen sowjetrussisch-deutschen Freundschaftspakt führte. Und kein anderer als er reiste mit Molotow, dem damaligen Ministerpräsidenten, nach Berlin und fungierte als dessen Dolmetsch bei den Gesprächen mit Hitler, die dem Ausbruch des Krieges im Osten vorausgingen. Er war als Sohn deutscher Eltern in Russland geboren, hatte den grössten Teil seines Lebens in Russland verbracht, begann seine diplomatische Laufbahn in diesem Land als einfacher Attaché und stieg langsam zum Botschaftsrat auf. Wenn irgendein Ausländer die Sowjetunion kennen konnte, so war es Hilger. Später kam er in Hitlers Hauptquartier an der Ostfront und verlor seinen Sohn in der Schlacht um Moskau.

Der andere Rat war Herr von Tippeiskirch, ein geduldiger, weisshaariger kleiner Karriere-Diplomat mit einer ausserordentlichen Beob-

achtungsgabe für Einzelheiten. Unter ihm standen Dr. Gebhardt von Walther, der geschmeidige, scharfe Erste Sekretär, der wendig war wie ein Wiesel, Hans Meissner, der verwöhnte, aber kluge Sohn von Hitlers Kanzleichef, und eine schimmernde Schar anderer intelligenter junger Leute.

Die militärische Abteilung dieser Botschaft war nicht weniger imponierend. An ihrer Spitze stand General Ernst Köstring, der Rangälteste der Militärattachés, ihr Doyen, wie Schulenburg der Doyen der Diplomaten war. Auch er war in Russland als Sohn deutscher Eltern zur Welt gekommen, hatte in diesem Lande einen grossen Teil seiner Laufbahn verbracht und hätte es kennen müssen. Ihm stand gleichfalls ein grosser Stab intelligenter, ausgebildeter Beobachter zur Verfügung.

Was geschah nun mit den Depeschen, die diese Gruppe hervorragender Fachleute abgeschickt haben muss? Die Wahrheit ruht verborgen in den Archiven der Wilhelmstrasse und wird vielleicht niemals bekannt werden. Es gibt zwei mögliche Gründe dafür, dass Deutschland in seinem Urteil über die Sowjetunion so sehr irrte. Diese Fachleute müssen eine Vorstellung von der gewaltigen Macht des Staates gehabt haben, in dem sie seit so langer Zeit lebten und den sie so eifrig studiert hatten. Aber es ist möglich, dass ihre Depeschen von dem, was sie als Wunsch ihres Führers kannten, ein wenig gefärbt waren – was er wünschte, war ein Bericht über das Elend, die Schwäche und die Desorganisation unter dem Kommunismus. Und was sie zu sagen wagten, wurde vielleicht von Vorgesetzten in den Wind geschlagen, die sich mit ihrer Antikomminternpropaganda selbst hypnotisierten.

Auch der andere Teil der Achse, Italien, hatte eine fähige Botschaft. An ihrer Spitze stand Augusto Rosso, gleichfalls ein Diplomat der alten Schule, aber das genaue Gegenstück Schulenburgs, klein von Gestalt, freundlich in seinem Benehmen und sanft im Verhandeln. Er hatte hervorragende Dienste in Washington geleistet, aber hier war seine eigentliche Zeit vorüber. Er rückte sich noch immer seinen schwarzen Hut aus der Stirn, schob die Hände in die Seitentaschen und amtierte voll Anmut bei den ewigen Begrüssungs- und Verabschiedungszeremonien

## DIE BLAMIERTEN FACHLEUTE

auf Bahnhöfen. Gesellschaftlich war er wahrscheinlich Moskaus bester Diplomat. In diplomatischer Hinsicht jedoch war er untätig. Seine Lieblingsbeschäftigungen im Verlauf eines Tages waren ein Morgenspaziergang mit seinem grossen schwarzen Spaniel Pumpkin in seinem Garten, am Nachmittag eine Autofahrt mit seiner amerikanischen Gattin Frances, in seinem offenen Roadster, vor die Stadt und am Abend eine Pokerpartie mit den jungen Amerikanern. Ich erinnere mich an eine Nacht, in der wir in der Wohnung des Zweiten Militärattachés der Vereinigten Staaten, Hauptmann Joseph A. Michela, bis sechs Uhr früh spielten und, als die Sonne aufging, zu Fuss nach Hause gingen, während der Wagen mit der NKVD-Eskorte des Botschafters langsam hinter uns herfuhr.

Der Experte der italienischen Botschaft war Guido Relli, der den Rang eines Attachés hatte, dessen Kenntnisse über Russland jedoch für riesengross gehalten wurden. Er war als Sohn österreichischer Eltern in der Nähe von Triest geboren und in Russland, wo er sich bei Ausbruch des ersten Weltkrieges besuchsweise aufhielt, gefangen gesetzt worden. Später brachte ihn sein Leben immer wieder in Berührung mit Russland, und in den Tagen, da die Abrechnung fällig wurde, gehörte er in den kleinen Gruppen, die sich bei diplomatischen Empfängen in den Ecken bildeten, zu denen, denen man am meisten Beachtung schenkte; er sprach russisch mit ebensolcher Leichtigkeit wie deutsch, italienisch, englisch und französisch, zitierte Stellen aus dem jeweils letzten Leitartikel der *Prawda* und diskutierte ihre Bedeutung. Als er vom Kriegsausbruch im Osten hörte, weinte er und rief aus: «Das ist das Ende . .

Die Alliierten hatten gleichfalls ihre Fachleute. Die eifrigsten waren die Mitglieder des Kaffee-Clubs, den man unter dem Namen GETS kannte – die Anfangsbuchstaben stehen für Griechisch, Englisch, Türkisch und Serbisch – und die wichtigsten unter ihnen waren Christophe Diamantopoulos, der griechische Gesandte, Sir Stafford Cripps, der Botschafter Grossbritanniens, Haidar Aktay, der Botschafter der Türkei, und Milan Gawrilowitsch, der jugoslawische Gesandte. Sie kamen jeden Vormittag zusammen, gewöhnlich im sonnenhellen

Wohnzimmer Sir Staffords in der britischen Botschaft, dem ehemaligen Heim der Zuckerhändlerfamilie Haritonenko, auf der anderen Seite des Flusses gegenüber dem Kreml. Sie sassen bei ihrem Kaffee, blickten durch die hohen Fenster hinaus, die auf Sir Staffords Garten und Tennisplatz gingen, und diskutierten die Probleme, Informationen des Tages und ihre Interpretationsmöglichkeiten.

Wenn schon nichts anderes, so hätte ein kleiner Vorfall die GETS von der Klugheit des Regimes überzeugen müssen, das sie zu durchschauen suchten. Als Stalin Ministerpräsident wurde, schickten sie ihre Karten, mit den Buchstaben PF (*pour feliciter*) in den Ecken, in den Kreml, eine delikate diplomatische Geste, von der man kaum erwarten konnte, dass die Bolschewisten sie verstehen würden. Stalins Karten kamen jedoch mit einem PR (*pour repondre*) in der Ecke zurück – der Gipfel der Korrektheit.

Die GETS hatte etliche Schwierigkeiten. Eine davon war es, dass sie zusammenkamen, um ihre falschen Informationen auszutauschen und ihre falschen Interpretationen aufeinander abzustimmen, aber nicht oft zu einer Einigung gelangen konnten. Es gab den klassischen Fall der Depesche, die Haidar Aktay seiner Regierung übersandte; dem Sinne nach hiess es in ihr: «Das hat mir der britische Botschafter mitgeteilt, aber ich habe nicht viel Zutrauen in sein Urteil.» Ein Bericht darüber kam auf Sir Staffords Schreibtisch, er überflog ihn, schob ihn beiseite und sagte: «Das muss ein Missverständnis sein.» Am nächsten Vormittag kam die GETS wie gewöhnlich beim Kaffee zusammen.

Die Hauptschwierigkeit der GETS bestand darin, dass ihre Mitglieder keine «vertraulichen Informationen» erhielten. In der Zeit, als die Sowjetunion sich darum bemühte, nicht in Misshelligkeiten mit Deutschland zu geraten, ereignete es sich nur selten, dass einer von ihnen in den Kreml gelangen konnte. Kam es jedoch dazu, so hatte der Betreffende meist nur Gelegenheit, eine untergeordnete Persönlichkeit zu sprechen. Unwichtige Informationen, die aber nicht über das hinausgingen, was im allgemeinen publiziert wurde, bekamen sie allerdings. Die Auflösung der GETS stand jedoch bevor.

## DIE BLAMIERTEN FACHLEUTE

Als ersten schickten die Russen Gawrilowitsch fort, als sie die Beziehungen mit Jugoslawien, Belgien und Norwegen abbrachen. Dann, nachdem die Deutschen die Besetzung Griechenlands und Kretas ganz durchgeführt hatten, entfernten die Sowjets Diamantopoulos. Cripps ging aus eigenem Antrieb kurz vor Beginn des Krieges. Damit blieb Haidar Aktay als letztes und einziges Mitglied der GETS übrig. Dass Cripps später wiederkam, hatte nichts mit diesen Kaffeegesprächen zu tun.

Die Botschaft der Vereinigten Staaten erhob wenig Anspruch auf fachmännische Kenntnisse. Der Botschafter selbst, Laurence A. Steinhardt, wurde am treffendsten von einem anderen Botschafter geschildert als «der beste Konsul, der je nach Moskau gekommen ist». Er verhandelte monatelang über die Eröffnung eines Generalkonsulats in Wladiwostok. Wochen hindurch kämpfte er um Ausreisevisen für Amerikaner, die die Sowjetbürgerschaft erworben hatten und es sich nachher wieder überlegen wollten. Man wusste, dass er das Aussenkommissariat aufgesucht und dort dagegen protestiert hatte, dass einem seiner Chauffeure wegen einer Verletzung der Verkehrsregeln der Führerschein entzogen worden war. Seine Glanzleistung war es wohl, als er seinem Telephonisten zuschrie: «Rufen Sie Wyschinskij an und sagen Sie ihm, wenn mein Klosett nicht innerhalb einer Stunde funktioniert, gehe ich hinüber und benutze seines.» Ob das Klosett dann funktionierte oder nicht, ist nicht offiziell bekannt.

Steinhardt befasste sich selbst mit den Informationen und ihrer Interpretation, der die Fachleute ihre Zeit widmeten, aber er arbeitete daran nicht so sehr als Fachmann wie als Jurist. Er pflegte stundenlang die eine Seite einer Frage zu diskutieren und dann, anscheinend um in Übung zu bleiben, eine Kehrtwendung zu machen und Argumente für die andere Seite anzuführen. Er behauptete, einiges über die Sowjetunion zu wissen, niemals aber fachmännische Kenntnisse zu haben.

Das einzige Mitglied der Botschaft der Vereinigten Staaten, das Anspruch auf die Bezeichnung Fachmann hätte erheben können, war Charles «Chip» Bohlen, ein eleganter junger Mann, der nach seinen Studien in Harvard an der Pariser Schule für Orientalische Sprachen

Russisch getrieben hatte und seit vier Jahren als Zweiter Sekretär in Moskau diente. Er las die Zeitungen selbst – eines der sichersten Erkennungszeichen eines Fachmanns – pflegte den Umgang mit anderen Fachleuten und sprach mit ihnen russisch. Kurz bevor der Krieg ausbrach, wurde er nach Tokio versetzt.

Auch bei der Presse gab es eine Anzahl von Fachleuten. Ja, die Berichterstatter taten es den Diplomaten an fachmännischem Gehaben zuvor, denn dies war die Ära, in der die Botschafter per Kabel von einer Minute zur anderen Instruktionen erhielten, die ihnen nur wenig Gelegenheit für eigene Verantwortung oder Initiative übrig liessen, in der die Nachrichten schnell reisten, so dass die Depeschen der Diplomaten, wenn sie bei den Regierungen einträfen, schon altersgrau geworden waren; in der Flugzeuge Sondergesandtschaften zur Erledigung der meisten wichtigen Probleme brachten. Zwei Botschafter der Vereinigten Staaten, Laurence A. Steinhardt und Admiral William H. Standley, und zwei britische Botschafter, Sir Stafford Cripps und Sir Archibald Clark Kerr, begegneten während ihrer Kriegsarbeit in Moskau herzerreissenden Schwierigkeiten. Aber in dem Masse, in dem der Einfluss der Diplomaten schwand, wuchs der der Berichterstatter. Ihnen fiel bei der gewaltigen Aufgabe, die öffentliche Meinung zu formen, der Hauptanteil zu.

Der Doyen der amerikanischen Korrespondenten war Henry Shapiro, der vor zehn Jahren mit der Hoffnung, an Sowjetgerichten auftreten zu können, von der juristischen Fakultät Harvards nach Moskau gekommen war, dann aber nacheinander Reiseführer, Lokalberichterstatter für Reuter und schliesslich Chefkorrespondent der United Press wurde. Als naturalisierter Bürger der Vereinigten Staaten, der aus einem Karpathendorf stammte, kannte er Russland und die Russen gut. Aber er verbiss sich in winzige Details und Eintagsepisoden. Und ausserdem war er verbittert infolge seines langen Kampfes gegen die Unbeweglichkeit und den unelastischen Bürokratengeist der Slawen.

Vor dem Krieg und zurzeit seines Ausbruchs, als die ersten Beurteilungsfehler gemacht wurden, waren nur wenige andere Berichterstatter in Moskau. Ich hatte Paris erst nach seinem Fall verlassen,

## DIE BLAMIERTEN FACHLEUTE

und Maurice Lovell von Reuter war eben erst aus Griechenland eingetroffen. Jean Champenois, der unter dem Zusammenbruch seines Vaterlandes schwer litt, vertrat noch Havas. Mehr ständige Korrespondenten gab es nicht, wenngleich gelegentlich Gäste kamen. Walter Duranty und Anna Louise Strong von der nach revolutionären Expertenschule verliessen das Land im Winter vor dem Krieg. Erskine Caldwell und Margaret Bourke-White kamen im Frühling und waren, als der Krieg ausbrach, im Kaukasus auf Reisen.

Die Gruben, in die alle Fachleute fielen, waren zahlreich. An erster Stelle kam der Mangel an Informationen. Was sie an Nachrichten hatten, stammte in der Hauptsache aus offiziellen Zeitungen, die unglaublich wenig brachten. Die *Prawda*, das Organ des Zentralkommitees der Kommunistischen Partei, die *Iswestja*, das Organ des Obersten Sowjets, und die unbedeutenderen Zeitungen publizierten nur stereotype Leitartikel, die unabänderlich in der Tonart von Stalins letzter Äusserung über das besprochene Thema abgefasst waren, vorsichtige Berichte und Artikel, die ein Minimum an Informationen enthielten, und Auslandsnachrichten, die genau Wiedergaben, was die Associated Press, Reuter oder die anderen Agenturen veröffentlicht hatten.

Mit der Bevölkerung des Landes, das sie zu beurteilen suchten, hatten die Fachleute wenig oder gar keine Berührung, weder offiziell noch inoffiziell. Die Ausländerkolonie Moskaus führte hinter Mauern, die unsichtbar, aber ebenso undurchdringlich waren wie die Wälle des Kreml, ein abgesondertes Leben. Innerhalb dieser Mauern tauchten einige wenige Sowjetsekretäre, Köchinnen und Dienstmädchen auf, ab und zu eine Ballerina oder ein Besucher des Hotel Metropole, aber von der grossen Masse der gewöhnlichen Sterblichen kannten die Fachleute nicht einen Menschen. Das lag nicht etwa an mangelnder Gastlichkeit auf Seiten des russischen Volks. Die Bevölkerung war immer freundlich, bis zur Naivität. Die Ursache war auch nicht eine Abneigung gegen den Ausländer. Kommunisten, die aus dem Ausland kamen, wie die Flüchtlinge des spanischen Bürgerkriegs, wurden grosszügig aufgenommen. Es lag an der grossen Kluft zwischen den beiden von den Sowjets als Bourgeoisie und als Proletariat gekennzeichneten

Klassen. Es galt, ganz buchstäblich, als Verbrechen für Angehörige des Sowjetproletariats, mit Angehörigen welcher Bourgeoisie immer, also auch mit der Ausländerkolonie, zu fraternisieren.

Selbst flüchtige Blicke auf das tatsächliche Aussehen des russischen Landes waren den Fachleuten versagt. Kurz vor Ausbruch des Krieges im Osten verschickte das Aussenkommissariat an die Botschaften und Gesandtschaften ein Rundschreiben, in dem mitgeteilt wurde, Reisen ausserhalb Moskaus ohne Spezialerlaubnis seien verboten. Und Genehmigungen dafür waren nicht zu haben. Dem ungarischen Gesandten, der bald nachher zum Feind wurde, wurde ein Pass zur Fahrt nach Wladimir, hundertundneunzig Kilometer östlich von Moskau, verweigert, wo er an einem Sonntag die weissen byzantinischen Kirchen besichtigen wollte, für welche die Stadt berühmt ist.

Was die Fachleute an Informationen fanden, unterzogen sie einem gründlichen – und misstrauischen – Studium. Sie nahmen nichts so hin, wie es ihnen gesagt wurde, und misstrauten offiziellen Erklärungen so sehr, dass sie es oft ablehnten, Überlegungen zu akzeptieren, die unter anderen Umständen völlig normal gewirkt hätten. Als zum Beispiel Marschall Woroschilow zum Chef des Verteidigungsrates des Sowjetnarkom oder Kabinetts gemacht wurde und Marschall Timoschenko sein Amt als Verteidigungskommissar übernahm, wurde wütend darüber gestritten, ob Woroschilow befördert worden oder «die Treppe hinaufgefallen» sei. Und alle kamen zu der Schlussfolgerung, Woroschilow sei kaltgestellt worden, obgleich der Rat, an dessen Spitze man ihn gestellt hatte, das Verteidigungskommissariat kontrollierte. Dennoch wurde er später wieder Befehlshaber eines Frontabschnitts und blieb der zweite Mann nach Stalin – vor ihm rangierte nur noch Molotow.

Einen Teil der Sowjetinformationen akzeptierten die Fachleute gern. Das war die für die Russen so typische Selbstkritik. Wenn die Sowjetpresse über eine grossartige Entwicklung im Anbau der Kautschuk liefernden Pflanze Kok Saghyz berichtete, wurde das mit Skepsis aufgenommen. Übtten aber dieselben Zeitungen Kritik an der Holzindustrie, weil sie ihren Plan nicht erfüllt hatte, so wurde das als Tatsache ent-

## DIE BLAMIERTEN FACHLEUTE

gegengenommen. Die Selbsterniedrigung, die im Verlauf der Hochverratsprozesse von 1937-38 so befremdend wirkte, war wirklich ein Teil des russischen Charakters, den man verstehen musste, wollte man das Land begreifen.

Das waren also die Hindernisse, die den Fachleuten im Wege standen – und sie stolperten nahezu über alle. Ihre übereinstimmende Meinung ging dahin, der Krieg in Russland werde drei Wochen bis drei Monate dauern. Damals hätte es sie sehr überrascht, wenn sie erfahren hätten, dass noch in seinem dritten Jahr die Rote Armee mit der Wehrmacht erbittert kämpfte.

**MOSKAU IM BOMBARDEMENT**

**A**m 21. Juli 1941, um 10 Uhr 10 am Abend, heulten die Sirenen auf. Kein Mensch beachtete sie sehr. Sie waren schon sechsmal ertönt – das letztmal am Morgen eben dieses Tages – und es hatte sich weiter nichts ereignet. Ich trat an mein Fenster im fünften Stock und blickte nach Westen, wo mir die purpurrote Glut des Sonnenuntergangs interessanter vorkam als die Möglichkeit einer Annäherung deutscher Flugzeuge. Ein friedlicheres Bild konnte man sich nicht vorstellen.

Das Heulen der Sirenen schwächte sich zu einem Brummen ab und erstarb schliesslich. Zehn Minuten später war wieder etwas zu hören – ein Knacken im öffentlichen Lautsprechersystem, und dann eine Stimme, die ruhig, aber ernst auf den Strassen und Plätzen verkündete: «Bürger, Bürgerinnen, Achtung! Fliegeralarm!»

Eine angespannte, erwartungsvolle Stille herrschte, während vier Millionen Menschen auf das Unbekannte harrten. Dann kam, an die Stadt heranrollend wie eine gewaltige Woge aus dem Westen, das Aufbrüllen des Flabsperreffeuers, nachher das schrille Gellen der Bomben und das dumpfe Dröhnen der Explosionen.

Damit war die Luftschlacht um Moskau, ein grosser, bedeutungsvoller Kampf, eröffnet. Ihre Wichtigkeit ist unterschätzt worden, glaube ich. Die Schlacht um Grossbritannien übertraf sie selbstverständlich an Reichweite und Bedeutung. Aber auch hier ging die Luftwaffe

## MOSKAU IM BOMBARDEMENT

daran, eine grosse Hauptstadt zu demoralisieren und eine mächtige Luftflotte zu vernichten. Mehr als acht Monate mussten verstreichen, ehe sie sich geschlagen gab.

Als die Luftwaffe zum ersten Mal vorausflog, um Moskau zu bombardieren, hatte ihr Gefährte, die Wehrmacht, Schwierigkeiten auf dem Boden. Diese grossartige Militärmaschine, auf der die Nazis seit mehr als einem Jahr munter über Europa dahinfuhren, begann zu spuken und zu zögern, als sie nach Russland vordrang. Sie wurde am 10. Juni mit einem Ruck vor Pskow, Witebsk und Nowograd-Wolynsk zum Anhalten gezwungen, sammelte dann neue Kräfte und stiess im Mittelabschnitt der Front wieder vor, nach Smolensk.

Smolensk wurde von den Deutschen am 16. Juli erreicht. An diesem Tag sammelten sich Wolken über der Erde, welche die heisse Sommer Sonne im westlichen Russland hart gebacken hatte. Es waren für die Deutschen düstere Wolken. Sie meldeten den Fall Smolensks an dem Tag, an dem sie es erreichten. Erst am 13. August, fast einen ganzen Monat später, gaben die Russen zu, dass sie die Stadt vor einigen Tagen geräumt hätten. Was während dieser Zeit geschehen war, erfuhren wir in Moskau nicht einmal ein Jahr nachher. Aber eines stand fest: die Russen hatten um Smolensk gekämpft, verbissen und gut gekämpft. Sie hielten die Deutschen dort eine Zeitlang auf. Sie lernten den unermesslichen Wert kennen, den eine Stadt als provisorische Festung hat, selbst wenn damit die Aufopferung der Stadt selbst verbunden ist. Sie erwarben wertvolle Erfahrungen in Strassenkämpfen und Gefechten von Haus zu Haus, wenngleich mit der Zerstörung der Häuser dafür bezahlt werden musste. Smolensk war die erste in der Ehrenliste russischer Städte, die zu Schlachtfeldern wurden – Smolensk, Leningrad, Moskau, Odessa, Sewastopol, Stalingrad – einige darunter errangen den Sieg, andere erlitten ihre Niederlage, aber sie alle wurden berühmt in den Annalen der Kämpfe.

Im Verlauf dieser Schlacht flog die Luftwaffe voraus nach Moskau. Sie fand die Stadt nicht unvorbereitet. Im ersten Kriegsmonat hatte sich Moskau in eindrucksvoller Weise für seinen eigenen Kampf gegürtet. Das Sichtbarste war die Tarnungshülle. Die Mauern des Kreml wur-

den so übermalt, dass sie Reihen von Wohnhäusern glichen. Lenins Mausoleum aus rotem und schwarzem Marmor auf dem Roten Platz wurde mit Sandsäcken bedeckt und als Dorfhaus dekoriert. Die Mochowaja-Strasse zwischen dem Kreml und der Botschaft der Vereinigten Staaten wurde mit Zickzacklinien bemalt, die von oben wie Hausdächer aussehen sollten. Das Bolschoi-Theater wurde mit Segeltuch behängt, auf dem falsche Eingänge aufgemalt waren. Über die Fassade des Grossen Palais im Kreml wurde ein Netz mit grünen Zweigen gehängt. Die fünf roten Sterne, die allnächtlich auf den höchsten Türmen des Kreml zu leuchten pflegten, wurden unter grauem Stoff verborgen. Die goldenen Kuppeln der Kreml-Kirchen wurden dunkel verschalt, und die leuchtend grünen Dächer vieler anderer grosser Bauwerke wurden in erschreckenden Tönen von Blau und Braun angestrichen.

Niemals hatte ich in Kriegszeiten etwas Ähnliches gesehen, weder in Spanien noch in Frankreich. Damals schrieb ich nicht darüber, weil der Zensor es mir nicht erlauben wollte. Wenn es mir möglich gewesen wäre, hätte ich darüber berichtet, weil diese Tarnung während eines Fliegeralarms keinen Menschen täuschen konnte, höchstens jemanden, der, nachdem er zuviel getrunken hatte, von einem Wodkagelage durch die Verdunkelung nach Hause wankte. Sie hätte unter Umständen einen erschrockenen deutschen Soldaten, der in einer fremden Stadt im Verlauf von Strassenkämpfen seinen Weg suchte, irreführen können, aber sicherlich bedeutete sie niemals auch nur das Geringste für einen deutschen Bomber, der, geblendet von den Scheinwerfern und den krepierenden Geschossen in dem Brunnen der Dunkelheit unter ihm, viele Hunderte von Metern hoch über die Stadt flog. Ich spreche von dieser Tarnung jetzt, weil sie zum grössten Teil verfallen oder entfernt worden ist.

Unsichtbar wurden andere, wichtigere Vorbereitungen getroffen. Moskau liegt im Herzen des russischen Waldgürtels. In den dichten Beständen von Nadelbäumen und Birken wurde die grösste Anzahl von Scheinwerfern, die jemals um einen einzelnen Punkt herum angesammelt worden ist, in konzentrischen Kreisen aufgestellt. In den Lich-

tungen wurden Abwehrbatterien in die Erde eingegraben und mit Zweigen und Laub bedeckt, bereit, zur Verteidigung der Stadt emporzutauchen. In den Niederungen warteten silberne Ballons darauf, die stählerne Sperre ihrer Kabel in die Luft zu tragen.

Innerhalb Moskaus selbst wurden bis in alle Einzelheiten Vorsichtsmassnahmen gegen Luft- und Gasangriffe getroffen. In die Untergrundbahnhöfe wurden Stahltüren und Luftfilter eingebaut. Die Betonkeller grosser Gebäude und Wohnhäuser erhielten Balkenverstärkungen. Schilder mit der Inschrift «Bombeschischtsche sdess» (Luftschutzkeller hier) und schwarzen Pfeilen, die die Richtung wiesen, erschienen in den Strassen. Jeder Hausausschuss ernannte Bewohner zu nächtlichen Dach- und Strassenwachen. Kisten mit Sand und Asbesthandschuhen wurden verteilt. Man hingte Anschläge auf, die darüber belehrten, wie Brände zu bekämpfen sind. Sie zeigten, wie ein Paar asbestbewehrter Hände eine flammende Bombe ergriff und in ein Fass Wasser tauchte. Dies führte übrigens zu einer ziemlich heftigen Kontroverse mit den britischen Luftangriff-Fachleuten, die aus London mit dem Rat kamen, die Bomben nicht in Wasser zu stecken, sondern mit Pumpen zu bespritzen. Da die Russen keine Pumpen hatten, benutzten sie weiterhin Wassertonnen, Sand und alles andere, was sie in die Finger bekommen konnten – mit nicht geringem Erfolg.

Die Bevölkerung Moskaus, die auch nur menschlich war, erwartete ihre erste Heimsuchung mit Feuer und Bomben nicht ohne ein gewisses Zittern. Die Botschaft der Vereinigten Staaten verteilte am 15. Juli an alle amerikanischen Staatsbürger Zettel, die im Falle einer Evakuierung oder eines Unglücks an die Türen geklebt werden sollten, um das Eigentum amerikanischer Bürger zu kennzeichnen. Meine Sekretärin, Sophia Tschidschowa, die auf Grund des Befehls, dass Kinder mindestens sechzig Kilometer weit von der Stadt fortzuschaffen seien, am Abend vorher ihre Tochter in einen Zug nach Mitschurin gesetzt hatte, sah den Zettel auf meinem Schreibtisch und ging in die Küche hinaus, um ungestört mit Anna, meinem Wolgadeutschen Mädchen, zu weinen. Der Chauffeur Pawel bat zwei Tage später um seine Urlaubsbezahlung, bekam sie auch, und ging für zwei Wochen fort. Schliesslich

entschloss sich Tschidschowa resigniert dazu, ihrer Tochter aufs Land nachzufahren. Es sei jedoch zu Ehren sowohl Tschidschowas, einer weisshaarigen Dame, und Pawels, eines prächtigen jungen Mannes, gesagt, dass beide wieder auf ihren Posten waren, als es wirklich ernst wurde.

Die Ausländerkolonie hatte ihre eigenen Ängste. Botschafter Steinhart schickte seinen Ersten Sekretär, Charles Dickerson, den Dritten Sekretär, Charles Thayer, und den Zweiten Militärattaché, Joseph A. Michela, am 17. Juli nach Kasan, um dort eine Notbotschaft einrichten zu lassen. Sie reisten am Abend dieses Tages, traurige Lieder singend, mit der Bahn ab. Die britische Botschaft schickte ihren Generalkonsul John Trant nach Kasan. Die russischen Gattinnen der beiden amerikanischen Berichterstatter Robert Magidoff und Herman Habicht bekamen Ausreisevisen von den Sowjets und bestiegen den Transsibirien-Express.

Manche Ausländer machten den umgekehrten Weg. Der jugoslawische Gesandte Gawrilowitsch und sein Attaché Miletitsch, die vor zwei Monaten von den Russen in ihrem Bemühen, die Deutschen zu beruhigen, fortgeschickt worden waren, flogen von Ankara nach Moskau zurück. Diese beiden kräftigen Serben mit ihren festen Nerven, wetterharten Gesichtern und ergrauendem schwarzem Haar boten einen willkommenen Anblick inmitten der Moskauer Ängstlichen. Gawrilowitsch war vor die Wahl gestellt worden, nach London zu gehen und in das jugoslawische Kabinett einzutreten oder nach Moskau zurückzukehren und seinen alten Posten zu übernehmen. Er zog das zweite vor. Selbst Slawe, hatte er das russische Volk, Russland und Moskau kennen und lieben gelernt. Ich fuhr ihn zu seiner alten Gesandtschaft hinüber, einem Haus, für das er nie etwas übrig gehabt hatte, weil es einmal von Deutschen bewohnt gewesen war, aber er ging in das Souterrain hinunter, um seinen alten Portier und sein ehemaliges Dienstmädchen zu besuchen. Diese weinten vor Freude, als sie ihn sahen.

Als der erste Kriegsmonat weiter ins Land ging, stieg die Spannung, verschärft durch gelegentliche Fliegeralarme. Dann bestand Moskau seine Prüfung.

## MOSKAU IM BOMBARDEMENT

Als die Bomben herunterkamen, die ersten schweren Sprengstoffladungen rings um Bahnhöfe und andere Ziele abgeworfen und später leichte Brandbomben längs den Strassen und über Häusern verstreut wurden, stieg die Bevölkerung Moskaus auf ihre Dächer. So rettete sie die Stadt.

Ich für meine Person hätte es vorgezogen, mit dem Retten nichts zu tun zu haben. Mein eigenes Rezept für das Überleben von Luftangriffen war es gewesen, mir einzureden, das Ganze sei nur ein Manöver, ich sei bloss Zuschauer und hätte an meiner Aufgabe, Nachrichten zu sammeln und niederzuschreiben, eifrig zu arbeiten, so eifrig, dass ich keine Zeit fände, mir den Kopf darüber zu zerbrechen, ob mir dabei etwas passieren könnte. In Barcelona, wo das Aussenamt in den Bergen hinter der Stadt, weit ausserhalb des Bombardierungsgebiets, war, und in Paris, wo alle Alarme mit einer einzigen Ausnahme überflüssig waren, hatte das funktioniert. In Moskau konnte es nicht so gehen.

Es gab in der ganzen Stadt keine ungefährdete Stelle oberhalb des Erdbodens. Der Alarm am 21. Juli war ganz entschieden kein falscher. Und man konnte nicht müssig danebenstehen, während Freunde um ihr Leben, ihr Heim und ihre Stadt kämpften. In dieser Nacht kam ich so weit, die Deutschen zu hassen, weil sie mich, so sagte ich mir, umzubringen suchten. Ich erklärte ihnen ganz privat und höchst persönlich den Krieg und unternahm gegen sie, was mir möglich war. Praktisch war das absolut nichts, aber ich tat mein Bestes.

Meine Wohnung, ganz oben in einem fünfstöckigen Holzbau, fing zu zittern an, sowie die Abwehrgeschütze das Feuer eröffneten. Als die Batterien innerhalb der Stadt zu schiessen begannen, tanzte es buchstäblich. Es war kein angenehmer Tanz. Der Boden hob sich, die Wände machten Bewegungen ähnlich denen, die in Paris den Reisenden in den Folies Bergeres von den Bauchtänzerinnen gezeigt werden. Aber dies war ein Totentanz, er behagte mir nicht. Als die ersten Bomben in der Nähe des Kiewer Bahnhofs, in einer Entfernung von etwas mehr als eineinhalb Kilometer, niedergingen, stand ich am Fenster. Sobald die Brandbomben herunterzukommen anfangen, stellte ich mich unter die Balkenträger an der Treppe. Dann lief ich in das Parterre hinunter, in

das Zimmer des Hausausschusses. Das Gellen in der Nähe einfallender Bomben und der Anblick schwarzer Rauchsäulen, die einen rötlichen Schimmer hatten und wie Anzeichen des Untergangs aufstiegen, beschleunigten meine Schritte.

Die Menschen dort unten waren sehr beschäftigt und freuten sich nicht allzusehr darüber, mich zu sehen. Sie waren in einem dunklen, fensterlosen Raum, gleich am Eingang. Die Frau, die die Tür behütete, öffnete auf mein Klopfen einen Spalt, liess mich hineinschlüpfen und schlug die Tür hinter mir zu. Zuerst konnte ich in der Finsternis nichts wahrnehmen, aber allmählich hörte ich, über das Brüllen der Geschütze und der Bomben draussen hinweg, dass sie sich aufgeregt unterhielten – und zwar über mich! Das Leuchtzifferblatt meiner Armbanduhr verbreitete einen schwachen Schimmer, und sie verlangten von mir, ich solle diesen zum Verschwinden bringen. Ich zog den Ärmel darüber, behob damit die Krise und lehnte mich an die Wand.

Obleich ich nicht das Mindeste sehen konnte, stellte ich schliesslich an den Stimmen fest, dass keine Männer im Zimmer waren, nur Frauen und Kinder. Eine Frau stand bei dem Telefon an der Wand, rief beständig die nächsten Hausausschüsse an, gab und empfing Mitteilungen über Bombeneinschläge und fragte, wo Hilfe gebraucht würde. Eine andere Tür ging immer wieder auf und zu, Jungen stiegen zum Dach hinauf und kamen von dort herunter. Sie alle waren in einer angespannten Stimmung, wie ich sicherlich auch, aber ruhig und tüchtiger als sonst.

Die erste Bomberwelle war in einer halben Stunde vorbei, und es kam zu einer Pause. Gegen Mitternacht ging das Tosen wieder los, es war, wie wenn die Tür eines Hochofens aufgerissen worden wäre. Die grossen Geschütze dröhnten, kleinere bellten, Maschinengewehre knatterten, Scheinwerfer stachen in den schwarzen Himmel, rote Leuchtraketen segelten durch die Luft, und die Flugzeuge kamen, Brandbomben in den Strassen verteilend, wie Briefträger, die Post bringen. Diesmal bekam unsere Nachbarschaft es ab.

Ich sah gerade zur Vordertür hinaus, als ein gespenstisch weisses Licht an mir vorübersauste und zischend im Hof erlosch. Ich sprang zurück

in den Raum des Hausausschusses, und bald kam ein junger Bursche zur anderen Tür herein. Er war von Freunden begleitet, die ihm auf den Rücken klopfen und erklärten, er sei ein Held, auf russisch «Geroj». Das war etwas ganz Besonderes, ein Held im Hause, und wegen der Wichtigkeit dieses Ereignisses wurde die schirmlose elektrische Birne an der Decke eingeschaltet, was keine Gefahr bedeutete, trotz der früheren Aufregung über meine Armbanduhr, denn es waren keine Fenster und keine anderen Öffnungen da, durch die ein Lichtstrahl hätte hinausdringen können. Das Licht zeigte uns einen sechzehnjährigen jungen Burschen; sein blondes Haar troff von Schweiß, das Hemd war am Hals geöffnet, er rieb sich die Hände in den bis zum Ellbogen reichenden Asbesthandschuhen. Er berichtete, was geschehen war: Er hatte gerade Dienst auf dem Dach, als eine Brandbombe herunterkam, und diese warf er in den Hof. Das war alles. Aber die Menschen, die in diesem Hause ihre Wohnungen hatten, Wohnungen, die er vor einer Feuersbrunst bewahrt hatte, fanden natürlich, es sei eine grosse Leistung. Die Frauen brachten ihm einen Hocker, hiessen ihn sich setzen, so sehr er auch dagegen protestierte, und umschmeichelten ihn, als hätte er soeben die Schwergewichtsweltmeisterschaft errungen. Ein anderer Junge löste ihn auf dem Dach ab.

Bald hatte unser Held einen Nebenbuhler. Ein Bursche aus dem anstossenden Haus kam herein und sagte, er habe vier Brandbomben von seinem Dach hinuntergeworfen. Ich begann diesen Geschichten gegenüber skeptisch zu werden und ging hinaus, um nachzusehen, was voring. Das Dröhnen liess wieder nach. Als ich in meiner Wohnung im fünften Stock war, merkte ich, dass unser Held recht gehabt hatte. Die Brandbombe, die er fortgeschleudert hatte, war mitten in meinem Schlafzimmer gelandet. Ein anderer in der Nachbarschaft war nicht so glücklich gewesen. Das zweistöckige Holzgebäude unmittelbar hinter unserem brannte lichterloh.

Ich ging hinunter, um das dem Hausausschuss mitzuteilen, und wurde prompt als Feuerwehrmann rekrutiert. Ein hübsches blondes junges Mädchen mit Hakennase nahm mich an der Hand und sagte: «Gehen wir.» Sie führte mich in den Hof, und wenn sie mich hinter sich her-

schleppen musste, so lag das nicht daran, dass ich nicht mitkommen wollte, sondern lediglich daran, dass meine Knie zitterten. Es war nicht vergnüglich da draussen, wo man schwarzen Rauch vor einem Hintergrund roter Glut sich zusammenballen sah, scharfe Dämpfe einatmete und keine Deckung gegen Bomben oder Sprengstücke von Abwehrgeschossen über sich wusste. Ich hatte genug Erfahrung in Luftangriffen, um mir im klaren darüber zu sein, dass die Deutschen gerade gern zu solchen Bränden zurückkehrten, um noch mehr Bomben abzuwerfen. Aber ich schlich getreulich mit wankenden Knien hinter meiner blonden Schönheit einher, bereit, das Meine mindestens zu versuchen. Wir kamen nicht sehr weit. Die reguläre Feuerwehr war bereits dort, legte Schlauchlinien durch den Hof des Nachbarhauses und begann Wasser hineinzupumpen. Sie sagten etwas, das sich anhörte wie der russische Ausdruck für «Haut ab», und wir gingen zum Hausausschuss zurück.

Nachher schienen die Flugzeuge in kleineren Gruppen zu kommen. Die Geschütze traten stets von neuem plötzlich in Aktion, es gab einige dumpfe Explosionen, und dann herrschte wieder Ruhe. Ein- oder zweimal ging ich hinaus, weil ich hoffte, der Angriff sei vorbei, aber jedesmal brach das Getöse wiederum los. So weit ich blicken konnte, sah ich Rauch und Flammen. Nach allem, was ich wusste, musste ich annehmen, dass Moskau in Trümmern liege. Endlich zeigten sich einige graue Streifen auf dem schwarzen Himmel, das Dröhnen der Flugzeuge wurde schwächer, und um vier Uhr früh sprach dieselbe Stimme, die den Angriff am Radio angekündigt hatte, das willkommene Wort «Otboj» – alles ruhig.

Im Hof draussen holten unsere Nachbarn ihre Habseligkeiten aus dem brennenden Haus. Nachdem das Feuer das Dach und das obere Stockwerk zerstört hatte, schien man seiner Herr geworden zu sein. Menschen liefen auf die Strasse, um den Schaden abzuschätzen. Durch sie hindurch kam Pawel über das Kopfsteinpflaster des Ostrowskij Pereulock mit meinem Wagen, und wir fuhren zum Aussenkommisariat, um den Bericht fertigzumachen.

Um diese Zeit wurde es hell, und die Strassen waren voll, wie wenn es Mittag wäre. Zu meiner Überraschung war, sobald wir uns vom

Ostrowskij Pereulock entfernt hatten, sehr wenig Schaden zu sehen. Was ich für einen vernichtenden Angriff gehalten hatte, war also, wie sich jetzt erwies, ein ganz leichter gewesen. Den Eindruck der Heftigkeit, den dieser erste Angriff und auch die späteren machten, hatte man vor allem infolge des Getöses der Abwehrbatterien.

In der Arbatstrasse begegneten wir dem Aussenkommissar Molotow, der aus der Stadt hinausfuhr, als begäbe er sich nach seiner üblichen Nachtarbeit nach Hause. Wie die übrigen vier Millionen Moskaus war er während des ganzen Angriffs in der Stadt geblieben. Später erfuhr ich, dass Ministerpräsident Stalin seinen eigenen Luftschutzkeller innerhalb des Kreml hatte. Ein schnell fahrender Privataufzug brachte ihn von seinem Büro im zweiten Stock ins Parterre hinunter, und von dort führte ein zweiter zu dem tief unter der Erdoberfläche liegenden Unterstand. Dort war Stalin hinter einer Stahltür sicher. Im Raum stand ein Konferenztisch mit grüner Decke, an dem er und sein Politbüro bei den Angriffen Weiterarbeiten konnten.

Auf meinem Weg zum Aussenkommissariat sah ich, dass bei diesem ersten Angriff eine Bombe in der Mochawaja-Strasse gelandet war, in der Mitte zwischen dem Kreml und der Botschaft der Vereinigten Staaten, von beiden keine ganzen hundert Meter entfernt. Sie schlug einen Trichter, richtete aber keinen Schaden an. Das war der einzige Bombeneinschlag, den ich im Zentrum der Stadt feststellen konnte. Weder der Kreml noch andere öffentliche Gebäude waren beschädigt worden.

Um 5 Uhr 30 früh gab das Aussenkommissariat ein Communiqué aus. Mehr als zweihundert deutsche Flugzeuge versuchten einen massierten Angriff auf Moskau, hiess es darin, aber nur vereinzelt Bomber durchbrachen die Verteidigung, der Rest wurde zerstreut, siebzehn wurden abgeschossen. Einige Privathäuser gerieten in Brand, und eine kleine Anzahl von Menschen wurde getötet, aber kein militärisches Ziel wurde erreicht. «Dieser Versuch», sagte der Bericht, «muss als fehlgeschlagen bezeichnet werden.»

Das war er auch ganz entschieden. Die Deutschen hatten versucht, Moskau in Brand zu werfen, wie sie es mit London getan hatten, aber es war ihnen nicht gelungen.

Die Nazis wollten sich nicht so leicht um ihre Beute bringen lassen. In der nächsten Nacht, es war die des 22. Juli, kamen sie um die gleiche Zeit, 10 Uhr 10 abends, wieder, hundertfünfzig Stück, warfen abermals zuerst Sprengbomben, liessen dann wahllos Brandbomben fallen, aber wiederum erhoben sich um die Morgendämmerung die spitzen Türme und runden Kuppeln der alten Stadt unversehrt aus einer schwarzen Rauchwolke. Das zweite Abenteuer über Moskau brachte sie um fünfzehn Apparate.

Diesmal war ich in einem mit Zimmerholz verstärkten Luftschuttkeller im Souterrain des Aussenkommissariats. Eine Pressekonferenz bei Losowskij war soeben zu Ende gegangen. Er legte von einem deutschen Regiment erbeutete Dokumente hervor, aus denen ersichtlich war, dass die Nazis Sondereinheiten geschaffen und Geheiminstruktionen zur Vorbereitung des Gaskriegs in grossem Massstab ausgegeben hatten. Vor dem Angriff blieb uns keine Zeit, einen Bericht darüber zu schreiben. Die Sirenen heulten auf, gerade als wir aus dem Büro Losowskij gingen, und man führte uns mit dem Personal des Kommissariats hinunter. Jeder Zweig des Kommissariats hatte seinen eigenen Luftschutzraum. Unseren erreichte man, indem man an das Hinterende des Hofes, dann eine Treppe hinunter und durch einen Vorraum in einen grossen Raum ging, in dem dicke Holzpfeiler die Decke unter dem sechsstöckigen Steingebäude stützten. Der Keller war behaglich eingerichtet, mit Lehnstühlen, Tischen und einem Telefon. Das Dröhnen des Abwehrfeuers und der Bomben drang nur schwach herein, man hörte es wie die nächtliche Brandung des Meers durch geschlossene Fenster.

In der dritten Nacht kamen sie zwanzig Minuten früher, um 9 Uhr 50, wiederum hundertundfünfzig. Aber mittlerweile hatte sich die Bevölkerung Moskaus daran gewöhnt und reagierte darauf mit einem der überaus charakteristischen Phänomene Moskaus—siestellte sich an. Die Moskauer bildeten immer Queues, auch schon vor dem Krieg, um etwas zu essen oder zu trinken zu ergattern, um Zeitungen oder Kravatten, Theaterkarten oder Untergrundbahnbillets zu erstehen. Das war so sehr üblich, dass man sich eine Geschichte von einem Mann erzählte, der im Gorki-Park ein Weilchen stehen blieb, weil er eine Gar-

tenanlage bewunderte. Als er sich umsah, standen hinter ihm zwanzig Leute, die geduldig darauf warteten, dranzukommen. Worauf sie warteten, wussten sie nicht, aber man stand da, und so schlossen sie sich an. Dieses Anstellen war auf die Übervölkerung einer Stadt zurückzuführen, in der die Nachfrage nach nahezu allen Dingen das Angebot überstieg. Das Anstellen bei den Luftangriffen erwuchs aus einem noch fundamentaleren Gesetz der Selbsterhaltung. Wenn die Nacht herankam, nahmen die Leute ihr Bettzeug, gingen zum Untergrundbahnhof, warteten davor, bis die Sirenen ertönten, stiegen dann hinunter und legten sich schlafen. In der Zeit der häufigsten Luftangriffe schliefen allnächtlich siebenhundertfünfzigtausend Menschen in den Untergrundbahnhöfen und Tunnels. Von denen, die sich dort aufhielten, kam nie jemand zu Schaden.

In der Nacht dieses dritten Angriffs begab ich mich zum Wohnhaus der Botschaft, dem Spaso-Haus, wo es keinen tiefen Unterstand gab, aber die Kellerfenster mit Sandsäcken geschützt waren; ich hoffte, dort jemanden mit einer Büchse amerikanischen Biers zu finden. Ich wurde enttäuscht. Das Botschaftspersonal war draussen in der Datsche in Tarassowka. Aber Hochwürden Leopold Braun, der einzige amerikanische Priester in der Sowjetunion, und Henry Shapiro, der Korrespondent der U.P., kamen hin; wir fanden Sofas im Keller, unterhielten uns im Dunklen eine Weile über die Barbarei der ganzen Angelegenheit und schliefen dann ein. Ein furchtbarer Krach weckte uns. Über Hochwürden Braun, der in der Nähe des Fensters war, ergoss sich eine ganze Flut weissen, zermahlener Glases. Das Haus über uns erzitterte. Einen atemlosen Augenblick lang sah ich entsetzt vor mich hin, aber die Wände beruhigten sich und hielten stand. Wir liefen hinauf, um festzustellen, ob das Haus getroffen worden sei. Im Parterre hingen die Vorhänge in Fetzen, zerrissen von umherfliegenden Glassplittern, die jetzt auf den Teppichen und Möbelstücken lagen. Margaret Bourke-White war da, sie sah mitgenommen aus, aber es war ihr nichts geschehen. Sie hatte aus einem Fenster des im zweiten Stockwerk gelegenen Büros des Botschafters Steinhardt Aufnahmen gemacht, als die Bombe herunterkam. Diese schlug mitten in das Wachatongow-Theater ein, das

einige hundert Meter entfernt war, demolierte das Gebäude und tötete einige Personen.

In dieser Nacht waren die Deutschen hartnäckiger. Gegen Morgen liess das Feuern nach, aber der Alarm war noch nicht vorbei. Shapiro und ich machten uns auf den Heimweg und wollten unsere Wagen nehmen, um recht früh zum Aussenkommissariat zu kommen, als das Geschiesse wieder losging. Wir stürzten in den Keller eines Wohnhauses. Dort verlangte der Portier unsere Pässe. Wir hatten sie nicht bei uns. Unsere Pressekarten wollte er nicht als Ersatz gelten lassen. Er führte uns vielmehr zu einem Polizeiposten und stand triumphierend vor uns, wie eine Katze vor zwei Mäusen, während die Polizei uns ausfragte. Man telefonierte nach dem Aussenkommissariat, um eine Bestätigung für unsere Ausweise zu erhalten, und entliess uns dann prompt mit einem herablassenden Lächeln. Unsere Katze entfernte sich mit niedergeschlagener Miene, aber man konnte ihm keinen Vorwurf machen, er war wachsam gewesen.

Die Angriffe entwickelten sich zu einer regelrechten Belagerung. Nacht für Nacht kamen die Deutschen, um auf die Zitadelle Moskau einzuhämmern. Sie versetzten ihr einige schwere Schläge. Ein Regen von Brandbomben ging auf das Hauptweizenlager der Stadt nieder und setzte einen grossen Korn-Silo in Brand. Die Hitze war so intensiv, dass die Kleidungsstücke der Feuerwehrleute zu brennen anfangen, aber sie rückten vor, von den Leuten hinter ihnen mit Wasser überschüttet, und löschten schliesslich den Brand. Ein Eisenbahndepot, in dem Kastenwagen mit Flaschen voll Brennstoff standen, wurde gleichfalls in Brand geworfen, aber gerettet. Die Trümmerhaufen und Ruinen bombardierter Häuser hier und dort in den Strassen wurden immer zahlreicher.

Moskau setzte sich kräftig zur Wehr. Der Feind verlor von Anfang an zehn bis elf Prozent seiner angreifenden Flugzeuge – ein hoher, fast unbezahlbarer Preis. Die meisten wurden von Nachtjägern abgeschossen. Den übrigen Teil erledigten Abwehrgeschütze und Ballon-Sperrketten.

Die Bevölkerung überstand die Prüfung gut. Die Untergrundbahn

stellte ihren Verkehr um zehn Uhr abends ein, und viele suchten in ihr Zuflucht. Die übrigen blieben zu Hause. Ich verbrachte eine Nacht in der Station Sowjetpalais, wohin ich nach einem guten Dinner und einer Flasche Chateau Margaux 1932 in meiner Wohnung mit Philip Jordan, dem Berichterstatte des *News Chronicle*, ging. Ich hatte vor, ein Stimmungsbild zu schreiben, aber der Chateau Margaux im Verein mit den langen Arbeitsnächten war zu viel für mich. Ich schlief, an eine Schiene gelehnt, ein und musste mich am nächsten Tag für meine Schilderung auf das verlassen, was Philip mir erzählte. Ich entsann mich nur zweier endloser Reihen, auf jedem Geleis eine, die sich durch die Tunnels bis zu den Nachbarbahnhöfen hinzogen. Niemals hatte ich Menschen so voll Geduld und Ruhe gesehen, während rings um sie andere kämpften und starben.

Die meisten Nächte verbrachte ich im Unterstand des Aussenkommissariats, da die Angriffe gewöhnlich ungefähr dann anfangen, wenn der abendliche Heeresbericht ausgegeben wurde. Palgunow und seine Leute, die Zensoren Pjotr Anurow und Viktor Choschemjako und ihre Sekretärinnen schufen allmählich ein richtiges Ritual. Wenn die Sirenen erklangen, marschierten sie hinunter und machten es sich auf den Sesseln und Diwans im hinteren Teil des Unterstands bequem. Palgunow blies ein Luftkissen auf, das er sich aus Paris mitgebracht hatte, legte es unter seinen Kopf mit den Kräuselhaaren und spielte dann mit seinem Personal ein literarisches Ratespiel. Es war recht eigenartig, im Einschlafen eine Unterhaltung wie die folgende auf russisch zu hören:

*Palgunow*: Wieviele Geschichten hat Maupassant geschrieben?

*Anurow*: Hundertdrei.

*Palgunow*: Falsch.

*Draussen* (Geschütze): Brrr, brrr, brrr, päng, päng, päng.

*Palgunow*: Wer hat Gullivers Reisen geschrieben?

*Choschemjako* (ironisch): Gulliver.

*Draussen* (Bombe): Fhsss, fhsss, fhsss, bumm.

*Palgunow*: Wie ist der Titel einer Geschichte von Jack London, die von einem Schiffskapitän handelt?

Eine denkwürdige Nacht verbrachte ich in der Datsche in Nem-

tschinowka, draussen an der Chaussee nach Modschaisk, um einmal vom Westen her einen Blick auf die Moskauer Verteidigungsanlagen zu werfen, wie die Deutschen sie sahen. Ivan Yeaton hatte aus der Datsche eine Kaserne für das Personal des Militärattachébüros gemacht. Wir assen dort zu Nacht und hörten uns, während wir auf das Aufheulen der Sirenen warteten, die Geschichten an, die der kleine Johnny Alison von Flügen in anderen Ländern erzählte. Hauptmann John D. Alison aus Daytona Beach in Florida, der an diesem Abend in seinem Sweater mit dem Rollkragen wie ein Jockey aussah, war vor dem Krieg einer der besten amerikanischen Kampfpiloten gewesen, war in England geflogen, dann nach Russland gekommen, um den Sowjets zu zeigen, wie man mit unseren Maschinen umzugehen hat, und schliesslich nach China gegangen, um dort zum Helden zu werden.

Johnny erzählte von einem R.A.F.-Piloten, dem das halbe Gesicht weggebrannt wurde, als während der Schlacht um Frankreich ein Geschoss den Benzintank seiner Hurricane traf. Immerhin gelang es ihm, im Fallschirm hinunterzukommen. Als er dort lag, wurde er von Schützen beschossen. Sie trafen ihn, zuerst am Arm, dann an einem Bein. Man stürzte sich auf ihn. «Du guter Gott», rief schliesslich einer aus. «Wir haben auf einen von den unsrigen geschossen, auf einen Engländer.»

«Gar keine Spur», antwortete der Flieger. «Ich bin Südafrikaner.»

Man brachte ihn in ein Spital, musste ihn aber bald evakuieren, weil die Deutschen sich näherten. Er wurde in eine Ambulanz gelegt, die so schauerlich stiess, dass er von seiner Tragbahre hinuntergeschleudert wurde, und der Mann über ihm fiel auf ihn. Man schaffte ihn nach Dünkirchen und brachte ihn auf ein Schiff. Das Schiff wurde versenkt. Trotzdem kam er irgendwie nach England – und flog nachher wieder.

Während wir rings um das Feuer sassen und zuhörten, drang der Moskauer Fliegeralarm zu uns, wie die Pfeife einer Kindereisenbahn, die in der Ferne ertönt. Wir stellten uns unter Bäume auf eine Anhöhe und sahen zu. Es war ein grossartiger Anblick, so etwas wie der Traum eines kleinen Jungen vom grössten Feuerwerk der Welt.

Man hatte sich mit einiger Skepsis gefragt, ob diese Verteidigungs-

## MOSKAU IM BOMBARDEMENT

anlagen wirklich so stark waren, wie man annahm, ob denn die Deutschen Moskau wirklich ernsthaft bombardieren wollten oder bloss Störangriffe durchführten. Dort draussen erhielt ich, während Johnny den Himmel beobachtete, die Antwort auf diese Fragen. Es war durchaus ernst gemeint. Als die Abwehrgeschosse explodierten, die Brände ausbrachen und die Flugzeuge darüber hinwegdröhnten, eines nach dem anderen im Anflug, sagte mir Johnny, so ein Sperrfeuer und so viele Scheinwerfer habe er noch nie gesehen.

Allmählich wurden einige technische Informationen über die Angriffe veröffentlicht. Generalmajor Michajl Gromadin, der die Luftverteidigung Moskaus unter sich hatte, schrieb aufklärende Artikel für die Bevölkerung. Der erste Angriff wurde in vier Wellen durchgeführt, deren erste siebzig Apparate, deren übrige je vierzig bis fünfundvierzig zählten. Scheinwerfer fingen die Bomber in ihren Strahlen ein, Flabartilleristen stellten die Entfernung fest, und drei Stück wurden über Moskau abgeschossen. Der zweite Angriff bestand aus zwölf Wellen von sechs bis acht Maschinen, die des Abwehrfeuers wegen auf 5'500 bis 7'000 Meter Höhe stiegen und keine Sturzflüge mehr versuchten wie in der ersten Nacht. Von nun an hielten sie sich immer in einer respektvollen Höhe und kamen nur gelegentlich auf etwa 1'800 Meter herunter, wenn eine Wolkendecke sie schützte. Zu den Moskau Heim-suchenden gehörte auch die durch ihre Tätigkeit in Spanien berühmte Legion Condor. Dieses 53. deutsche Luftgeschwader, dessen Basis Minsk war, wurde von dem 55. und 26. Geschwader begleitet, die in Borisow und Bobruisk stationiert waren.

Als die Angriffe eine Woche dauerten, hatte ich selbst eine Gelegenheit, die Wirksamkeit der Verteidigungsmassnahmen festzustellen. Die Auslandsberichterstatter wurden zu den Überbleibseln zweier soeben abgeschossener deutscher Flugzeuge hinausgeführt, einer Heinkel 111 und einer Junkers 88, die während eines Aufklärungsflugs bei Tage westlich von Moskau von Jägern heruntergeholt worden waren. Man zeigte uns auch einen Relais-Posten des Beobachtungsdienstes, so etwas wie eine komplizierte Telefonstation mit bunten Lichtern, die auf einem Diagramm, wo die Berichte der Ausflüge gesammelt wurden, auf-

leuchteten, und zeigte, wo die feindlichen Flugzeuge jeweils waren. Eine andere zerstörte Junkers 88 wurde als Trophäe auf dem Swerdlowsk-Platz aufgestellt. Später hatte ich bei einem Ausflug zur Front das unangenehme Erlebnis, dass eine Bombe nur wenige Meter von mir landete, nachher aber das Vergnügen, das Flugzeug, von dem diese Bombe gekommen war, auf dem Boden zu sehen.

Die Deutschen kamen allmählich weniger häufig nach Moskau. Sie waren noch regelmässige, aber nicht mehr allnächtliche Besucher. Als der Sommer dem Ende zuging und die Front näher an Moskau heranrückte, gab es seltsame Perioden von Bombardierungen ohne Fliegeralarm und von Alarmen ohne Bomben. Deutsche Piloten, die die Front überflogen, konnten rasche Abstecher zur Hauptstadt machen. Am 14. Oktober, vor der Evakuierung der Ausländerkolonie nach Kuibyschew, landete eine vereinzelt Bombe früh am Abend, eine völlige Stille unterbrechend, mit einem Plopp in der Nähe meiner Wohnung. Gegen vier Uhr früh kündigten die Sirenen einen Angriff an. Diesmal wurde aber die Stille nicht unterbrochen.

Während der langen Winternächte blieb es so, dass vereinzelt Bomben bei Tag oder bei Nacht herunterkamen. Eine demolierte die Fassade des Bolschoi-Theaters. Eine andere zerstörte das Hauptgebäude der Moskauer Universität. Eine dritte vernichtete das Hauptquartier des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei. Eine grosse Eintonnen-Bombe fiel auf die Ecke Mochowaja- und Gorki-Strasse, das Herz Moskaus, unmittelbar vor dem Hotel National. Das Personal der amerikanischen Botschaft, das im Hotel lunchte, hörte den Aufschlag und glaubte, es handle sich um eine Detonation in der Ferne. In Wirklichkeit war es ein Blindgänger, der sich mehr als acht Meter tief in den Boden eingrub. Wäre das Ding explodiert, so hätten die guten Leute ihren Lunch niemals zu Ende gegessen. Die Bombe wurde ausgegraben und abtransportiert, alles mit der Hand, damit sie nicht infolge irgend eines Stosses losginge und die Botschaft unmittelbar neben dem Hotel oder den Kreml an der anderen Strassenseite beschädigte.

Aber die Bombardierungen nahmen ständig ab. Im Lauf des Frühlings kamen die Deutschen nur ab und zu, und dann oft auch nur bis

## MOSKAU IM BOMBARDEMENT

an den Rand der Stadt. Ihren letzten Angriff führten sie am 5. April 1942 durch. Sie entfernten sich entmutigt und kamen in diesem Jahr nicht mehr wieder. Der Kassenrapport dieser achtmonatigen Luftangriffe, zusammengestellt von Wassilij Pronin, dem Vorsitzenden des Moskauer Stadtsowjets, besagte:

Tote	1088
Abgeworfene Brandbomben	35'000-40'000
Abgeworfene Sprengbomben	200-300
Abgeschossene deutsche Flugzeuge	1'100

Die meisten der Todesfälle – 767 – ereigneten sich im ersten Bombardierungsmonat. Viel mehr schwere Sprengbomben – 1'500 bis 1'700 – fielen ausserhalb der Stadt. Die betreffenden Flugzeuge kamen niemals bis zu ihren Zielen.

Ein Jahr, nachdem die Luftangriffe begonnen hatten, entfernten meine Nachbarn das Unkraut, das auf dem geschwärzten Gebälk im zweiten Stockwerk ihres Hauses gewachsen war, bauten ein neues Dach und zogen wieder in ihr Haus. Am 7. November 1942 tauchte das Bolschoi-Theater zum fünfundzwanzigsten Jahrestag der bolschewistischen Revolution mit einer neuen, schimmernd weissen Fassade aus seinen Gerüsten auf. Als dann ein bombardierungsloser Winter kam, wurde die Strassenbeleuchtung wieder in Betrieb gesetzt und schimmerte schwach, aber heiter auf dem Roten Platz, in der Gorki-Strasse und längs der Arbat.

## *Kapitel VII*

### **BEI DER ROTEN ARMEE**

**I**m Herbst 1941 ging die Anzahl der russischen Armeen in die Sechziger. Die einzelnen Armeen waren kleiner als die amerikanischen oder britischen und entsprachen etwa dem, was wir Armee-korps nennen würden.

Die Rote Armee hatte ihr eigenes riesiges Gelände, das vom Land der Zivilisten abgetrennt war und sich von den eigentlichen Frontlinien viele Kilometer weit bis zu den Punkten hinzog, wo die Militärkontrolle einsetzte. Das ganze Gebiet wurde von den Russen «die Front» genannt.

Dieses Land bevölkerten etwa fünf Millionen Mann, die die eigentliche kämpfende Truppe bildeten. Für jeden Mann waren mindestens zwei weitere da, die darauf warteten, an seine Stelle zu treten; das Gesamt-Mobilisierungspotential belief sich auf neunzehn Millionen Mann, ein Zehntel der ganzen Bevölkerung.

Auch von seltsamen vogelähnlichen Maschinen wurde dieses Land bewohnt, die «JAK», «MIG» und «LAGG» hiessen, von kriechenden Landungeheuern namens «KW», und vor allem von einem feuerfressenden Mädchen, das man in ganz Russland voll Zärtlichkeit «Katuscha» oder «Maria Iwanowna» nannte.

Es war ein Rätselland, das nur wenige oder vielleicht gar keine Ausländer je erblickt hatten. Vor dem Krieg war alles, was zur Roten Armee gehörte, so geheim, dass ein ausländischer Militärattaché, den

ich kannte, monatelang versuchte, eine einzige Tatsache festzustellen – die Grundlöhnung eines Mannes in der Roten Armee – etwas, das Millionen von Russen wussten – und nicht dahinterkommen konnte.

Im Verlauf des Krieges wurde allmählich der Schleier der Roten Armee gelüftet. Der Militärattaché entdeckte, dass ein Mann 10,50 Rubel (nach dem offiziellen Kurs zwei Dollar oder acht Shilling) im Monat erhielt, dazu kamen Verpflegung, Tabak und Bekleidung, die er kostenlos erhielt, und die sein persönliches Eigentum blieb. Depeschen schilderten öffentlich einige Operationen der Roten Armee. Auf Fahrten zu militärischen Anlagen und in Unterredungen mit Offizieren wurde den Berichterstattern einiges über den Aufbau des Heeres bekannt. Je mehr die Deutschen auf ihre mühsame Art erfuhren, indem sie die Informationen mit dem Leben ihrer Leute bezahlten, um so mehr verrieten die Sowjetbehörden auch der übrigen Welt über die Rote Armee.

Sie erwies sich als eine hochentwickelte Maschinerie, die sich nicht in vielem von den regulären Heeren anderer Grossmächte unterschied und mit ihrer Modernität, Leistungsfähigkeit und Stärke alles über-raschte.

Ihre Infanterie war nach dem Dreierprinzip, das nachher auch die Vereinigten Staaten einführten, organisiert, es gingen immer drei kleinere Einheiten auf die nächstgrössere, zum Beispiel drei Regimente auf eine Division. Jeder Infanterist hatte eine Waffe, die er «Wintowka» nannte, das im Jahre 1894 konstruierte und 1938 modernisierte Mos-lin-Gewehr; es hatte dasselbe Kaliber wie das amerikanische Armeegewehr, 7,62 Millimeter. Darauf hatte er ein «Schtik», ein Bajonett mit dreieckiger Schneide, das so ausgewogen war, dass mit dem Gewehr akkurat geschossen werden konnte, auch wenn das Bajonett aufge-pflanzt blieb.

Die Artillerie baute sich auf dem 76-Millimeter-Feldgeschütz auf, das also ein etwas grösseres Kaliber hatte als die berühmten französischen «Fünfundsiebziger». Eine 45-Millimeter-Kanone wurde auch als Feld- und als Tankabwehrgeschütz verwendet, während eine 122-Millimeter-Haubitze und eine 152-Millimeter-Haubitze, die 80-

Pfänder siebzehneinhalb Kilometer weit schoss, die Schwerarbeit versahen.

Die Tanks, über die man sich bizarre Legenden erzählt hatte – es seien gewaltige 90-Tonnen-Ungeheuer, die unter Wasser schwimmen und aus der Luft abgeworfen werden könnten – erwiesen sich als durchaus konservative und sehr leistungsfähige Maschinen. Der nach Klementij Woroschilow benannte «KW», der den Berichterstattern vorgeführt wurde, wog 46 Tonnen. Er führte ein 76-Millimeter-Geschütz, drei 7,62-Millimeter-Maschinengewehre und ein Fliegerabwehr-Maschinengewehr, das leichte «Degtjarow»-Modell von 7,62 Millimeter Kaliber. Die Rote Armee hatte auch ein schweres «Maxim»-Maschinengewehr. Der «KW» war mit einem 12-zyllindrigen Dieselmotor von 600 PS ausgerüstet, der eine Maximalgeschwindigkeit von 40 Stundenkilometer entwickelte und von einem Panzer geschützt war, der Geschosse bis zu einem Kaliber von 75 Millimeter abhielt, aber hin und wieder von den 88-Millimeter-Geschossen der deutschen Tankabwehrgeschütze durchbohrt wurde. Der «KW» hatte zwei kleinere Brüder, den 27tonnigen «T 34» und den 6tonnigen «T 60».

Bei den Flugzeugen standen an erster Stelle der «Jak», ein leichtes, rasches Kampfflugzeug, konstruiert von Alexander Jakowlew, und der «IL», ein gepanzerter, niedrigfliegender «Sturmowik» oder Angriffsbomber, konstruiert von Sergej Iljuschin. Zwei andere Kampfflugzeuge, der «MIG» und der «LAGG», älter, aber noch verwendungsfähig, taten Dienst zusammen mit einer ganzen Flottille von Hilfsapparaten, von der nach amerikanischem Muster gebauten Douglas bis zu dem U 2, einem alten kleinen Zweidecker aus Holz und Stoff, der noch immer nützlich war zu Zwecken der Ausbildung, der Verbindung und der Beobachtung und ab und zu sogar auf Schlachtfeldern mit dicht aneinandergedrängten Truppen, wie zum Beispiel später bei Stalingrad, zu heimlichen nächtlichen Bombardements aus dem Gleitflug in niedriger Höhe und mit ausserordentlicher Präzision verwendet werden konnte.

In allen diesen Waffen war das deutsche Heer der Roten Armee nur

hinsichtlich der Anzahl der Tanks und der Flugzeuge überlegen, und ausserdem quantitativ und qualitativ an Mörsern. Die Deutschen hatten die Herstellung von Mörsern auf Kosten ihrer leichten Artillerie forciert, während die Russen eine Massenkonstruktion von Mörsern zugunsten ihrer Geschütze vernachlässigt hatten. Dieser Fehler wurde rasch wieder gut gemacht. Es wurde ein Volkskommissariat für Mörsererzeugung eingerichtet, hunderte von Fabriken wurden dafür in Dienst gestellt, und bald nahmen Fünzig-, Zweiundachtzig- und Hundertzweihundert-Millimeter-Mörser ihre Stelle in der Ausrüstung der Roten Armee ein.

All dies erfuhren die Deutschen zu ihrem Missvergnügen, und wir zu unserer Freude.

Ein Rätsel lösten wir nie – das der «Katjuscha». Ihre Geschichte war eine der aufreizendsten im Kriege, die Geschichte einer Geheimwaffe von der Art, die stets die Phantasie aller Völker fesselt.

Zum ersten erschien «Katjuscha» ganz zu Anfang des Krieges, als man sich flüsternd Dinge von ihrer ausserordentlichen Leistungsfähigkeit erzählte: sie war die neueste und beste Waffe der Roten Armee, sie sandte Todesstrahlen aus oder spie Flammen oder schleuderte mehrfach gekoppelte Explosivgeschosse. Ihre Wirkung war so vernichtend, dass, wo sie zuschlug, in einem Umkreis von Metern oder Kilometern nichts am Leben blieb. So erschreckend war ihr Anblick, dass schon bei ihrem Auftauchen der Feind voll Entsetzen floh. Ihre Tätigkeit war so geheimnisvoll, dass sie, von einer persönlichen Eskorte von NKVD-Männern geleitet, in einem Privatwagen an die Front fuhr, dreimal feuerte und sich dann zurückzog, um ja nicht dem Feind in die Hände zu fallen.

So viel stand fest; Katjuscha war eine neue, mächtige Waffe, konstruiert von Andreij Kostikow, einem brünetten, jung aussehenden, ausserordentlich intelligenten Militäringenieur ersten Ranges, der zum Generalleutnant und Chef eines Konstruktionsbüros gemacht wurde. Am 18. August 1941 wurde er zum Helden der sozialistischen Arbeit ernannt – eine Auszeichnung, die zu Ehren von Stalins sechzigstem Geburtstag am 31. Dezember 1938 geschaffen und das erste Mal

Stalin selbst verliehen worden war. Kostikow wurde bei seiner Arbeit von Generalmajor der Artillerie Wassilij Abarenkow und zwei anderen Militäringenieuren, Iwan Gwaj und Wladimir Golkowskij, unterstützt. Sie teilten sich im Jahre 1941 zu viert in einen Stalin-Preis von hunderttausend Rubel. Der Spitzname «Katjuscha» entstammte einem unter Millionen Soldaten der Roten Armee populären Liebeslied. Angehörige der Roten Armee, die lieber respektvoll sein wollten, erfanden den höflicheren Namen Maria Iwanowna.

Katjuscha blieb während der beiden ersten Kriegsjahre ein Geheimnis. Ich glaubte mehrere Male auf ihre Spuren zu stossen. Einmal wurde mir ein Raketengeschütz gezeigt und dabei mitgeteilt, das sei die «kleine Katjuscha». Ein anderes Mal führte man mich zu einem Trichter und sagte mir: «Das hat Katjuscha gemacht.» Ein Artilleriegeneral erzählte mir, die Deutschen hätten solche Angst vor ihr, dass sie drohten, Giftgas zu verwenden, wenn die Russen weiterhin Katjuscha benutzten, und bekannt gaben, dass kein Soldat der Roten Armee, der Katjuscha bediene, von der Wehrmacht lebend gefangen genommen werde. Die einzige andere Information über Katjuscha, die er mir geben wollte, besagte, dass Katjuscha noch in Verwendung sei.

Im zweiten Kriegsjahr hörte ich, dass Katjuscha eine grosse Familie herangezogen habe, und dass nun ihre Abkömmlinge, grosse und kleine, überall an der Front lebten. Sie funktionierten, so sagte man mir, nach dem Mörserprinzip. Mittlerweile waren einige den Deutschen in die Hände gefallen, und diese hatten ein ähnliches Geschütz herausgebracht – das von den Russen sofort den Spitznamen «Wanjuscha» erhielt. Was eigentlich aber Katjuscha oder Wanjuscha war, wusste ich noch immer nicht.

Doch in diesem ersten Kriegssommer war Katjuscha nur eines unter vielen Geheimnissen der Roten Armee. Noch kein ausländischer Beobachter war je an der Front gewesen. Dann, als die Rote Armee den ersten Invasionssturm überstanden hatte, wieder Vertrauen zur eigenen Kraft zu gewinnen anfang und die Deutschen am mittleren Frontabschnitt zum Stillstand zwang, wurde uns gestattet, ihr geheimnisvolles Gebiet zu besuchen. General Mason MacFarlane, der Chef der

britischen Militärmission, der später zum Generalgouverneur von Gibraltar ernannt wurde, durfte spät im August unter Begleitung eine Reise an die Front in der Nähe von Smolensk machen. Am 8. September gab die Rote Armee ihren bis dahin grössten Sieg bekannt, die Niederlage von acht deutschen Divisionen und die Wiedereroberung von Jelnja südöstlich von Smolensk. Diese Nachricht wurde den Berichterstattern im Keller des Narkomindjel bekanntgegeben, während draussen die Fliegerabwehrgeschütze ihre Variante der Siebenten Symphonie spielten. Eine Woche später durften die Korrespondenten zum ersten Mal die Front und Jelnja besuchen.

Als wir aufbrachen, beschloss ich, mehr über Russen und Schlachten zu schreiben als über Berichterstatter und Cocktail Parties, aber in diesem Fall war alles so unentwirrbar miteinander vermengt, dass es mir unmöglich wurde, meine Absicht auszuführen. Was die Berichterstatter bei dieser Gelegenheit unternahmen, verdient überdies einen Platz in der Kriegsgeschichte, denn es war ein historischer Anlass, der erste formelle Besuch, der jemals der Roten Armee von Auslandsberichterstattern gemacht wurde, ein Präzedenzfall, mit dem die Regeln für künftige ähnliche Reisen festgesetzt wurden, die der Welt Augenzeugenberichte über den Krieg an der Ostfront ermöglichten. Das System war das von der Sowjet-Intourist-Organisation vor dem Krieg für Besucher aus dem Ausland eingeführte System geführter Gruppen, dessen sich auch die Franzosen und die Briten im ersten Kriegsjahr im Westen bedienten.

Die elf, die mitkamen, waren: Vernon Bartlett, Mitglied des Unterhauses und Vertreter der *British Broadcasting Corporation*; Erskine Caldwell, der amerikanische Autor, der für die New Yorker Zeitung *PM* schrieb; Margaret Bourke-White, seine Frau, Photographin für das Magazin *Life*; Mrs. J. B. S. Haldane, Gattin des britischen Gelehrten, Berichterstatterin für den *Daily Sketch*; Alexander Werth, Sonderberichterstatter für *Reuter*; Philip Jordan vom *News Chronicle*; A. T. Cholerton vom *Daily Telegraph*; C. L. Sulzberger von der *New York Times*; A. T. Steele von der *Chicago Daily News*; Wallace Carroll von der *United Press* und ich.

Wir trafen uns am 15. September um 8 Uhr früh in den unmöglichsten Kostümen vor dem Narkomindjel: Miss Bourke-White in rotem Mantel, Mrs. Haldane in ihrer braunen Londoner Feuerwehruniform, Cy Sulzberger in weisser Skijacke und Wally Carroll in grauem Ulster mit Stahlhelm. Wir wurden von einem Stabsoberst, einem Brigadekommissar und einem Zensor empfangen. Dann stiegen wir in fünf solide kleine M 1-Automobile und brausten über die Modschaisker Chaussee ab.

Zunächst wandte ich mein Interesse dem Studium der Organisation des Transports zu. Dieser Zweig der Militärwissenschaft, das Transport- und Einquartierungswesen, hatte bei den ausländischen Fachleuten stets als schwacher Punkt der Roten Armee gegolten. Für die Russen, die den Transport den «Bruder der Roten Armee» nannten, existierte eine solche Frage nicht. Soweit ich es beobachten konnte, bewegten sich Züge und Camions, insbesondere diese, über die grossen dünn besiedelten, kaum von Verkehrswegen durchzogenen Flächen so rasch, wie es nur möglich war.

Eine rot-weiss gestreifte Barriere bei Nemschinowka an der Chaussee nach Modschaik, gleich vor Moskau, bezeichnete den Beginn der Militärzone. Dort untersuchte man die Militärpässe und gestattete den Zutritt. Jenseits dieses Punktes dirigierte die Verkehrspolizei des Heeres von Ständen in der Mitte der Strasse den Verkehr mit roten Fähnchen zum Anhalten und gelben, die das Weiterfahren erlaubten. An den Strassenrändern waren Schilder, auf denen stand, dass die Höchstgeschwindigkeit bei Tag 40, bei Nacht 15 Stundenkilometer war.

Besonderen Eindruck auf mich machte die Anzahl der Schilder, die zeigten, wo Fahrzeuge von der Chaussee unter Dächer aus Tannen- und Birkenzweigen fahren konnten, um Rast zu machen oder während Luftangriffen Unterschlupf zu finden. Alle Vorteile, die die dichte Bewaldung bot, waren ausgenutzt worden, um den Verkehr der feindlichen Beobachtung zu entziehen.

Camionkolonnen, die bis zu dreissig Fahrzeugen zählten, zum Teil Fords, rollten ständig von und zu der Front.

Auf der Chaussee gewann ich auch meinen ersten Eindruck vom

Roten Soldaten im Dienst. Ich sah vor dem düsteren, grauen Herbsthimmel die Silhouetten kräftiger Gestalten, von Kopf bis Fuss in ein wasserdichtes Cape gehüllt, mit Gewehren, über welche die langen, bössartig aussehenden Bajonette emporragten. Überall standen sie so, aufmerksam Wache haltend, längs der Strasse.

An diesem Vormittag fuhren wir nach Wjasma, einer typischen Etappenstadt, in der sich neben ihrer Friedenstätigkeit ein eifriges Militärleben breit machte. Wjasma, in einem hübschen Tal gelegen, berühmt für das dort erzeugte Ingwerbrot, war damals eine Flugbasis der Roten Armee und diente später auch der deutschen Luftwaffe als solche.

Wir konnten dort draussen, wo die deutschen Bomber auf den ersten kräftigen Widerstand der Roten Luftwaffe stiessen, Beispiele für gutes und schlechtes Zielen sehen. Ein hohes Magazin und eine weithin sichtbare Brücke waren, wie uns ein Offizier erzählte, die Ziele von vier Angriffen gewesen, standen aber noch immer unversehrt da. Die Felder ringsherum waren mit Trichtern übersät, deren nächste immer noch mehr als hundert Meter von den Zielen entfernt waren.

Als es Nacht wurde, holperten wir über die Felder auf ein Stück Land zu, das mit seinen verstreuten Gruppen von Buschwerk aussah wie alle anderen kahlen Stellen, sich aber als Flugplatz entpuppte. Einfach mit Zweigen bedeckt, in der Dunkelheit kaum wahrzunehmen, stand eine Staffel von zehn Apparaten da, die soeben von einer Bombardierung des Smolensker Flugplatzes zurückgekehrt waren. Der kommandierende Offizier, Generalmajor Georgij Sacharow, ein kräftiger junger Mann in pelzgefüttertem Fliegeranzug, mit einem blauen Band an der Mütze, führte uns auf seinem Flugplatz umher.

Die Maschinen waren lange, wassergekühlte Kampfbomber mit niedrigen Tragflächen, die vier Gestelle für Bomben von fünfundzwanzig bis fünfzig Kilogramm unter jedem Flügel hatten und mit einem Geschütz und mehreren Maschinengewehren bestückt waren. Ein Apparat, der schon unter Tannenzweigen ruhte, hatte ein klaffendes Loch mitten durch den roten Stern an seiner rechten Tragfläche, offensichtlich ein Resultat feindlichen Fliegerfeuers.

Die Piloten, noch in ihren Fluganzügen, kamen heraus und erzählten uns von ihrem Angriff. Wie alle anderen jungen Menschen, die Besuch bekommen, redeten sie alle auf einmal, verstummten dann verlegen und mussten, einer nach dem anderen, mühsam dazu gebracht werden, ihre Geschichten zu erzählen: Sie waren zu zehnt hinübergeflogen . . . flogen in dreihundert Meter Höhe an . . . Widerstand zeigte sich erst, als sie ihre Bomben abgeworfen hatten ... sie beobachteten zwölf bis fünfzehn Brände auf dem feindlichen Flugfeld . . . ein Gebäude, von dem man ihnen gesagt hatte, es diene Nazi-Offizieren als Quartier, war zerstört... sie alle waren unversehrt zurückgekehrt.

Wir fragten, wer den beschädigten Apparat geflogen hätte, und darauf trat ein ernst aussehender junger Mann widerstrebend vor, der neunzehnjährige Leutnant Alexej Rodin. Wir fragten, auf den Geschosseinschlag an seiner Tragfläche zeigend, wie das passiert wäre.

«Ach, das!» antwortete er achselzuckend.

Schliesslich räumte er ein, dass seine Maschine in einer Höhe von zweitausendsiebenhundert Meter nach Abwurf der Bombenlast von einem Abwehrgeschoss getroffen worden sei. «Ich bin ganz ordentlich durcheinandergeschüttelt worden», sagte er; «es war etwas schwierig zurückzukommen, aber es ist weiter nichts passiert.»

Er wurde gefragt, ob er bereit sei, wieder aufzusteigen und Bomben abzuwerfen.

«Natürlich», meinte er.

Mittlerweile war es völlig dunkel geworden, und wir wurden Zeugen einer ungewöhnlichen Vorführung in der Finsternis. Ein Apparat wurde aus einem Versteck hervorgezogen, in eine Baumgruppe gefahren und machte Front gegen das Flugfeld. Auf einen Befehl feuerte er vier Mal. Die Geschosse gellten an uns vorbei und explodierten, wie ich mich später zu erinnern glaubte, mit einer doppelten Detonation und einem doppelten Aufflammen. Uns verblüffte die Angelegenheit so sehr, dass jeder sich seinen eigenen Reim darauf machte.

«Die Deutschen haben Angst davor», lautete General Sacharows lakonischer Kommentar. Wir wollten mehr darüber erfahren, was das eigentlich war und wie es funktionierte. Er wollte nur sagen, dass es eine

neue Waffe sei, die sowohl gegen Flugzeuge als auch gegen Tanks verwendet und so gerichtet werde, dass das Geschoss zu beiden Seiten des Ziels explodiere. Später erklärte man mir, das sei die kleine «Katuscha» gewesen. Wenn das stimmte, war ich damals der Lösung des Rätsels am nächsten.

Wir fuhren unter einem samtschwarzen Himmel, auf dem die Sterne leuchteten, zum Hotel International in Wjasma. Bald nachher bedauerten wir diesen schönen klaren Himmel und sogar das Bombardement von Smolensk. An diesem Abend aber hatten wir andere Dinge zu tun, denn der damals dreiundvierzigjährige Generalmajor Wassilij Sokolowskij, Stabschef der Westfront, erwartete uns im Hotel, um mit uns zu sprechen.

General Sokolowskij war der Typus des Soldaten, von dem man wenig hört, der jedoch hinter den Kulissen von grosser Bedeutung ist. Er diente als Stabschef zuerst unter Marschall Timoschenko und dann unter General Schukow, arbeitete ständig unermüdlich und tüchtig an der Seite dieser grossen Führer, lernte gründlich die Probleme der Front kennen, an der er sozusagen leitende Funktionen ausübte und mit grösster Sachkenntnis eine gewaltige Routinearbeit leistete. Er war gross, brünett, glatt rasiert und sah mit seinem wuchtigen Kinn und dem links gescheitelten dunklen Haar aus wie ein Mann, der in Amerika oder England ein aufsteigender Industriekapitän oder ein fortschrittlicher junger Bankpräsident wäre. Hier stand er, wie viele, die wir später noch sahen, als hoher Offizier im Dienste des Staates und führte energisch und tüchtig Aufgaben durch, die grosse Verantwortung mit sich brachten.

Lang nach dieser Reise erfuhr ich, dass zu der Zeit, als wir an der Front waren, Marschall Timoschenko bereits nach dem Südwesten gegangen war. Seine Versetzung wurde erst einen Monat später während der Schlacht um Moskau bekannt gegeben, hatte jedoch nichts mit den russischen Rückschlägen in den Anfängen dieser Schlacht zu tun.

Während wir im Speisesaal rings um den Tisch sassen, auf dem Teetassen und Schüsseln mit belegten Broten standen, hörten wir General Sokolowskij ruhig und einfach die Situation an seiner Front schildern.

«Der Blitzkrieg ist im Wesentlichen in eine Blitzvernichtung deutscher Menschen und deutschen Materials umgewandelt worden», sagte er. «Der Blitzkrieg hat versagt, in dem Sinne, dass sich so etwas entwickelt hat wie eine unablässige Abnutzung von Menschen und Material, ganz ähnlich wie bei der Schlacht um Verdun, nur zehn oder hundert Mal so gewaltig, weil die Zerstörungsmittel in unserer Hand um so viel grösser sind.»

«Das lässt sich mit einer Reihe von Zahlen belegen», erklärte er, wie ein amerikanischer Geschäftsmann, der daran geht, einem Kunden überzeugende statistische Ziffern zu zeigen, ein Bündel Papiere aus einer Aktenmappe hervorholend. Seine Zahlen bewiesen, dass die Deutschen seit dem Beginn der Schlacht bei Smolensk an dieser Front 1'950 Flugzeuge verloren hatten, teils in Luftschlachten, teils von Abwehrgeschützen heruntergeholt, und teils auf Flugplätzen zerstört; an einer Armeefront verloren sie vom 1. bis zum 10. September 22'500 Tote und Verwundete; an einer anderen Armeefront verloren sie zwischen dem 1. und dem 7. September 20'000 Tote und Verwundete; und an einer dritten Armeefront wurden sie zwischen dem 1. und dem 10. September im Abschnitt von Jartsewo an verschiedenen Punkten um zehn bis fünfzig Kilometer zurückgedrängt.

«Das», sagte der General, «ist ein Beweis dafür, wie rasch der Feind erschöpft wird.»

Er nannte vier Gründe für das Versagen des Blitzkrieges und die Stabilisierung der Westfront: den Kampfwillen der Russen, die gesteigerte Waffenerzeugung, die Schwäche der Deutschen in ihrem Rücken, und die Tatsache, dass so viele Nazis den Glauben an die Unbesiegbarkeit ihres Heeres verloren hatten.

«An einem grossen Teil der Front graben sich die Deutschen schon ein», bemerkte er. «Auf Hunderten, nahezu Tausenden von Kilometern sind sie jetzt in der Defensive. Was sie erwartet, sind Grabenkrieg, Schlamm, russische Strassen und der Winter.»

Die Deutschen hatten sich an dieser Front noch einen Offensivansturm aufgespart, mit dem sie zwei Wochen später gegen Moskau vorstossen, der aber zum Misslingen verurteilt war. Nachher mussten sie

sich, wie Sokolowskij vorausgesagt hatte, auf mehr als ein Jahr in ihre Löcher an dieser Front eingraben und liegen bleiben. Dass seine Ansicht über die Situation zurzeit seiner Ausführungen genau richtig war, konnten wir an der Front selbst sehen.

Gegen Mitternacht packte der General, nachdem er noch länger gesprochen hatte, seine Notizen zusammen und nickte seinem Adjutanten zu. Die beiden drängten sich durch die bewundernde Schar von Kellnern und Mädchen, die sich am Eingang angesammelt hatte, und gingen zu ihrer Kommandostelle zurück. Wir bildeten Queue vor dem einzigen Wasserhahn am Hinterende des zweiten Stockwerks im Hotel International, um uns zu waschen, und stiegen, immer zu dritt ein Zimmer teilend, in unsere Eisenbetten. Am nächsten Morgen wurden wir um halb acht durch den nächsten Akt in dem Luftdrama geweckt, das am Abend vorher mit der Bombardierung des Smolensker Flugplatzes begonnen hatte.

Die Luftschuttsirenen Wjasmas heulten, die Abwehrgeschütze brüllten auf, wir hörten das Dröhnen der Flugzeuge und dann plötzlich das Gellen stürzender Bomben. Eine fiel auf die andere Strassenseite, direkt gegenüber dem Hotel und schlug unsere Fensterscheiben ein. Ein Schauer von Glassplittern überschüttete mein Bett. Mit einem Ruck war ich draussen, hatte das Zimmer durchlaufen und lag schon unter einem anderen Bett an der Tür. Cholerton und Carroll waren bereits dort. Atemlos warteten wir auf die nächste Bombe der Serie. Sie kam nie herunter. Stattdessen hörten wir das Summen der Jäger, die aufstiegen, um dem Feind entgegenzuzfliegen. Das Motorengeräusch der Flugzeuge erstarb in der Ferne. Wir konnten wieder atmen.

«Kommt euch das ansehen», rief einer. «Anurow ist eingerahmt worden.»

Wir liefen hinunter zum Zimmer des Zensors, der verärgert in seinem Bett lag, mit einem Fensterrahmen auf den Fussgelenken und der Brust. Als er darunter hervorgezogen war, stellten wir fest, dass ihm der Rahmen und das Glas nur ein paar Schrammen zugefügt hatten.

«Seht euch das an», rief ein anderer. «Das Haus auf der anderen Strassenseite ist getroffen worden.»

Wir blickten hinaus und konnten beobachten, dass einige Leute in den Trümmern einer strohgedeckten Hütte gruben und einen Leichnam bargen. Margaret Bourke-White eilte hinaus, um die armen Leute im Augenblick ihres Unglücks zu photographieren. Wir anderen setzten uns erschüttert an den Frühstückstisch. Dort hörten wir, dass neun Flugzeuge, offensichtlich, um für das Bombardement von Smolensk Rache zu nehmen, gekommen waren und mindestens vier Personen getötet und neun verwundet hatten.

Später sahen wir den letzten Teil dieses Dramas, mit dem sich einer der vielen kleinen Zyklen abrundete, die zusammen den Krieg ausmachen. Als wir aus der Stadt hinausfuhren, erblickten wir auf einem Feld die Trümmer einer Junkers 88, die an dem Bombardement teilgenommen hatte. Und schliesslich begegneten wir dreien von den vier Mann, die diesen Bomber geflogen hatten. Der vierte war zu schwer verwundet, um mit uns reden zu können. Die drei kräftigen jungen Leute sagten, sie hätten den Befehl gehabt, den Flugplatz von Wjasma zu bombardieren. Sie wurden von fünf oder sechs Sowjetjägern zum Absturz gebracht, die sie überholten und ihnen die Motoren zerschossen. Der Zyklus war vollendet.

Ausserhalb Wjasmas, nachdem wir an dem abgeschossenen Bomber vorbeigekommen waren, zweigten wir von der Modschaisker Chaussee auf die schlammige Strasse nach Jartsewo ab, einem Dorf, das als solches nicht mehr existierte, sondern nur noch als Ruinenhaufen an einer taktisch wichtigen Stelle, der am 27. Juli zurückerobert worden war und noch als vorgerückter Posten von der Roten Armee gehalten wurde. Wir fuhren durch einen Wald zu einem fünf Kilometer von den deutschen Linien entfernten Divisionskommando, fünfundsechzig Kilometer nordöstlich von Smolensk. Als wir zur ersten Baumgruppe kamen, drang aus der Ferne das Donnern der Artillerie zu uns.

Es war ganz entschieden erfreulich anzuhören, dieses Dröhnen der schweren Geschütze, nicht etwa, weil es uns eine sadistische Wonne bereitete, daran zu denken, dass da Menschen umgebracht wurden, sondern weil wir das angenehme Gefühl hatten, dass diese Geschütze Deutsche töteten, die sonst mich in Moskau, meine Frau und meine

Tochter Constance in Dedham in Massachusetts, meine Eltern und meinen Bruder in Westwood in Massachusetts und meine Schwester in Chicago in Illinois töten würden. Und es war auch erhebend zu wissen, dass diese polternden Geschütze russische Geschütze waren, die den Feind nicht nur aufhielten, was damals schon eine Leistung war, sondern ihn sogar zurücktrieben.

Wenn der Bericht über den Rest des Tages von diesem Punkt an etwas unklar wird, muss mich der Leser entschuldigen, denn nun fordert die Cocktail Party ihren Anteil an der Geschichte. Ich weiss noch, dass ich durch einen von Truppen bevölkerten Wald zu einem Unterstand ging, wo ich einem Oberstleutnant Kirilow, dem Divisionskommandanten, vorgestellt wurde. Ich erinnere mich daran, in ein grosses Zaubertzelt getreten zu sein, wo Sascha, das vierzehnjährige Mascotte der Division, am Eingang empfing, ein Soldat auf einem Klavier einen Einzugsmarsch spielte und Mädchen Speisen und Getränke auf langen Brettertischen aufstapelten; zu alledem liessen die schweren Geschütze an der Front ihre Begleitmusik hören.

Von allem, was nachher kam, habe ich nur sehr wenig im Gedächtnis behalten. Wir setzten uns an den Tisch; am Kopf der Tafel Oberstleutnant Kirilow und Nikolaj Suslow, sein politischer Kommissar (ein Amt, das später abgeschafft wurde) an den Seiten die Berichterstatter, und zwischen ihnen Subalternoffiziere. Erskine Caldwell sass mir gegenüber neben einem begeisterten Hauptmann, der fest entschlossen war, zu einem «Do adna»-Duell (Ex-trinken) mit einem Gast als Gegner und Wodka als Waffe zu kommen. Dies schien eine altehrwürdige Tradition zu sein, und der herausgeforderte Gast musste ehrenhalber zu jedem Waffengang antreten, den der Herausforderer wünschte. Caldwell lenkte die Aufmerksamkeit des Hauptmanns geschickt ab, und ich wurde der Champion der Berichterstatter an diesem Tag. Nachher erzählte man mir, ich sei aus dem Zelt hinausgetragen worden, während der Kapitän, an der Tür stehend, seinem tapferen, wenn auch geschlagenen Gegner die Ehrenbezeugung erwies – und dann seinerseits zusammenbrach. Das ist vielleicht eine Übertreibung, sowohl vzas mich, als auch was den Kapitän betrifft, aber jedenfalls lag ich, als ich

das nächste Mal bewusst zur Kenntnis nahm, was sich auf dieser historischen Reise zur Front ereignete, auf einem bequemen Feldbett in einem Schulhaus viele Kilometer hinter der Front.

Meine Kollegen erzählten mir, dass ich nach dem Imbiss ruhig in meinem Wagen schlief, während die anderen hinausgingen, um die Kommandostelle einer Batterie, das Kommando einer Artilleriebrigade und einen Unterstand für Truppen drei Kilometer von den deutschen Linien zu besichtigen. Wenn das stimmte, haben sie es sicherlich für die Nachwelt aufgeschrieben.

Da für den Rest der Reise andere das Championat übernahmen, kann ich meinen Bericht wieder klarer zu Ende bringen.

Am nächsten Tag fuhren wir zu einem anderen Divisionskommando, welches nur drei Kilometer von den deutschen Linien entfernt war, im Abschnitt Duchowtschina, und wurden von Oberst Michajl Dodonow empfangen, dem Kommandeur dieser sibirischen Einheit. Wiederum mussten wir uns prompt zu einem Imbiss niederlassen, diesmal nicht in einem Zelt, sondern in einer Waldlichtung. Das muss sehr sonderbar klingen, an die Front zu gehen und sich sofort zum Essen zu setzen. Es war auch sehr sonderbar. Und gerade das machte den grössten Eindruck auf mich. Die Stellung der Russen war so sicher, dass in beiden Fällen der befehlhabende Oberst uns fast unter den Augen des Feindes zu einer Mahlzeit einladen konnte.

Wieder donnerten die schweren Geschütze, begleitet vom Geschnatter der Maschinengewehre und dem gelegentlichen Knattern von Gewehrschüssen. Während wir assen, flog ein deutscher Erkundungsapparat mitten durch kräftiges Abwehrfeuer direkt über uns. Ich fragte mich, was der deutsche Nachrichtendienst wohl mit Luftaufnahmen anfangen würde, auf denen Zivilisten zu sehen waren, die wie bei einem Picknick vergnügt im Wald speisten.

Nach dem Essen brachten wir Oberst Dodonow, einen grossen, stillen Mann, dazu, uns etwas über seine Einheit zu erzählen.

«Ja», sagte er, «das ist eine sibirische Division. Aus den Reden der Gefangenen schliessen wir, dass man uns für Wilde hält. In Wirklichkeit sind wir aber zivilisierte Menschen, durchaus keine Wilden.»

Die stummen Schildwachen, die Mädchen, die, mit weissen Kleidern über ihren Khakiuniformen und schwarzen Stiefeln, bei Tisch servierten, bewiesen die Richtigkeit dieser Aussage.

«Um die Deutschen zu bekämpfen, muss man ihre Schwächen kennen, und wenn man die einmal kennt, kann man sie schlagen», erklärte Dodonow. «Sie kämpfen schlecht bei Nacht, haben in der Nacht ausgesprochen Angst, vor allem in den Wäldern, obwohl sie, ganz unter uns, auch schon bei Nacht Erfolge gehabt haben.»

(Dieses «ganz unter uns» gilt sicherlich nicht mehr, nun, da der Krieg um Jahre älter und Dodonow General geworden ist.)

«Die Spezialität unserer Division», sprach er weiter, «ist unser Entschluss, die Deutschen bei Nacht zu bekämpfen. Infolge dreier Nachtschlachten haben sich die Deutschen vierzehn Kilometer weit zurückgezogen und dabei einen grossen Teil ihres Materials und viele Gefangene zurückgelassen.

Diese Division», erklärte er stolz, «kennt keinen Rückzug. Sie hat sich nur vorwärts bewegt.

Jetzt haben die Deutschen eine höllische Angst vor unseren Patrouillen und Nachtgefechten. Sie schiessen sehr viel, nur um Lärm zu machen. Sie feuern Tausende von Raketen ab und machen die Nacht zum Tag, damit sie uns sehen können. Wir sind froh, dass sie diese Beleuchtung für uns anstecken.»

Bei Einbruch der Nacht hatten wir Gelegenheit, uns selbst von der Richtigkeit dessen zu überzeugen, was der Oberst gesagt hatte. Wir trotteten, nicht ganz siebenhundert Meter von den feindlichen Linien, über ein Feld zu einer im Wald in Stellung gegangenen 76-Millimeter-Kanonenbatterie und sahen zu, wie sie ihre Geschosse zu den deutschen Stellungen hinüberschickte, wo sie explodierten. Der Feind erwiderte nicht mit Geschützfeuer. Aber als wir in der Nacht von der Front zurückfuhren, erhellten seine Leuchtraketen das Niemandsland, Scheinwerfer traten immer wieder in Aktion und sandten ihre Strahlenbündel zu dem ausgestirnten Himmel hinauf. Man war drüben entschieden in der Defensive.

An diesem Abend gingen wir, während die Artillerie ihr tiefes,

rauhes Schlaflied sang, in einer Verbandstation zu Bett, einem geheizten Zelt mit Stroh auf dem Boden und eisernen Bettstellen an den Wänden. Am Morgen mussten wir feststellen, dass ein Regenguss den Schmutz auf der Strasse in einen fürchterlichen Morast aus überall eindringendem schwarzem Schlamm verwandelt hatte. Trotzdem brachen wir nach Jelnja auf, dem grössten Objekt, das die Rote Armee bis dahin eingenommen hatte, dem Ziel unserer Reise, hundertzwanzig Kilometer von unserem Zelt entfernt. Den ganzen Tag lang holperten wir unter triefenden Tannen durch mit Wasser angefüllte Bomben- und Granatrichter hindurch und über aufgeweichte Felder. Die Nacht verbrachten wir in einem Nadelwald ausserhalb von Dorogobusch, und am nächsten Tag fuhren wir weiter nach Jelnja.

Auf dem Schlachtfeld besichtigten wir die Stelle des ersten grossen russischen Sieges in diesem Krieg, eines Sieges, mit dem die Deutschen, zum allerersten Mal, um ein Gebiet von beträchtlicher Grösse gebracht worden waren. Ein Brigadekommissar, der am Gefecht teilgenommen hatte, erklärte uns das Ganze.

Die Sache begann in Uschakowo, einem zehn Kilometer von Jelnja entfernten Dorf, das in diesem Abschnitt einen Teil der deutschen linken Flanke bildete; dieses Dorf war das unmittelbare Ziel der roten Offensive. Alles, was von Uschakowo noch stand, war ein geschwärztes Dickicht eingestürzter Balken. Dieses war durchzogen von einer Zickzacklinie von den Deutschen ausgehobener Gräben, die drei Meter tief waren und weder Holzstützen noch Bodenbretter hatten, und einer Reihe von hakenkreuzförmigen Vorposten, in denen die Deutschen ihre Maschinengewehre postiert hatten. An diese Linien lief ein anderes Grabensystem heran, das russische, das sich dem deutschen in Gestalt eines T näherte und dem Angriff der Roten Armee als Sprungbrett diente.

Ein Bajonettangriff, der in den Gräben von den Deutschen nur Reste übrig liess, hatte die Uschakowo beherrschenden Höhen erobert und die Deutschen dazu gezwungen, sich längs der Strasse nach Jelnja zurückzuziehen. In Ustinowo, eineinhalb Kilometer südlich von Uschakowo, war eine riesige deutsche Beobachtungs- und Befehlsstelle,

die man in die Flanke einer Anhöhe eingegraben hatte, geräumt worden. Dann war die Rote Armee von allen Seiten herangerückt und hatte den Feind gezwungen, Jelnja aufzugeben. Zum ersten Mal wurde bei dieser Gelegenheit gegen die Nazis ihre eigene Taktik der Einkreisung und Ausrottung angewendet, eine Taktik, der sie sich in den Schlachten um Moskau und Stalingrad später wiederum gegenübersehen.

Das Gräberfeld von Jelnja selbst, das die Deutschen vor ihrem Abzug in Brand gesteckt hatten, war durchzogen von den Gerippen ausgebrannter Häuser, die einsamen Schildwachen gleich an zerstörten Strassen standen. Rings um die Ortschaft waren die Felder von Tankspuren zerrissen, von Tankabwehrgräben zerschlitzt und mit den Trümmern zerstörter Hütten übersät.

Die Zerstörung übertraf bei weitem alles, was ich nach dem Krieg im Westen gesehen hatte. Dort stellte ich nach dem Fall von Paris fest, dass die Kämpfe über die meisten Ortschaften schnell und leicht hinweggegangen waren und nur hier ein paar Löcher in ein Dorf geschlagen, dort eine Strassenkreuzung zerstört hatten. Rings um Jelnja war alles vernichtet worden, in einem fürchterlichen, schonungslos zerstörerischen Ringen zwischen zwei Riesen, die einander bis auf den Tod bekämpften.

Von Jelnja fuhren wir über Wjasma nach Moskau zurück. Die ersten Berichte erschienen unter der Schlagzeile: «Bei der Roten Armee». Und zwei Wochen später begann an derselben Front nach dem politischen Zwischenspiel der Lieferungskonferenz der drei Mächte die grösste Schlacht des Jahres, die Schlacht um Moskau.

**DIE KAVIARKONFERENZ**

Vor dem Krieg pflegte man unter einer Konferenz nach allgemeiner Auffassung eine formelle Zusammenkunft zum Zweck einer Diskussion, meistens einer Auseinandersetzung zu verstehen. Die Moskauer Konferenz des Jahres 1941 entsprach in nichts der alten Formel. Es gab keinen Disput. Die Teilnehmer waren im vorhinein in der Ansicht einig, dass die Vereinigten Staaten und Grossbritannien Hilfe gegen Deutschland gewähren und die Sowjetunion diese Hilfe erhalten sollte. Es kam kaum zu einer Diskussion, es gab insgesamt zwei Zusammenkünfte und einige Ausschusssitzungen. Selbst ein grundlegendes Naturgesetz wurde auf den Kopf gestellt: die Geber gaben mit Freude, die Empfänger waren gar nicht so eifrig im Annehmen.

Wenn es überhaupt etwas gab, das an der sonst glatten Oberfläche dieser historischen Konferenz eine gewisse Beunruhigung hervorrief, so war dies Kaviar für Churchill – nicht Lieferungen für Stalin.

Zum ersten Mal begann ich von der bevorstehenden Konferenz am Vormittag des 30. Juli etwas zu ahnen, als ein Freund mich anrief und fragte:

«Wissen Sie, wo Garrigopkins ist?»

Mein Ohr, das seit Tagen auf Namen wie Woroschilow, Timoschenko und Budjonnij eingestellt war, fasste den Namen nicht gleich auf. Dann verstand ich.

## DIE KAVIARKONFERENZ

«Sie meinen Harry Hopkins? Nach den letzten Nachrichten, die ich in russischen Zeitungen gesehen habe, war er in London.»

Die russische Gewohnheit, aus unserem «H» ein «G», den nächsten Buchstaben in ihrem Alphabet, zu machen, führte stets zu Verwirrungen. Sie sprachen von Gitler, Gimmler und Gess. Jetzt war es Garry Gopkins. Nicht viel später redete man von Averell Garriman.

«Harry Hopkins, wenn Sie wünschen», sagte die Stimme, «aber er ist nicht in London. Er ist in Moskau.»

Ich stammelte von Überraschung und Dank in einem Atem, hängte ab und telefonierte dann schleunigst zum Narkomindjel, wo Robert Magidoff an den Zeitungen sass. Er tippte den Satz: «Harry Hopkins fliegender Vertreter Roosevelts Leiter Pacht Leih Programm unangekündigt in Moskau eingetroffen», der Zensor gab seinen Stempel, Pawel lief damit zum Telegrafnamt, und wir hatten die Nachricht herausgebracht. Ich machte mich daran, die Situation zu untersuchen.

Ich hörte, dass Hopkins tatsächlich in der Stadt sei, aber es sollte nicht davon gesprochen werden. Warum nicht, der Zensor hatte doch die Nachricht schon gegengezeichnet? Ach, gewiss, Hopkins werde die Korrespondenten ohnedies in einigen Stunden empfangen.

Er empfing uns am Abend dieses Tages um 8 Uhr im Botschaftsgebäude, dem Spaso-Haus. Bleich und müde sank er in seinem Stuhl zurück und legte die Beine übereinander. Er sprach sehr leise, und ab und zu wurde seine Stimme so schwach, dass nur ein unverständliches Murmeln zu hören war. Aber was er sagte, war erstaunlich. Er hielt sich erst seit einigen Stunden in Moskau auf, hatte aber schon mit Stalin verhandelt. Er war soeben vom Kreml zurückgekommen und erklärte sich bereit, mit uns zu sprechen. Das war ein prächtiger Vertreter für den Präsidenten – und für die Berichterstattung!

Er sagte uns, er habe Stalin davon unterrichtet, wie sehr Präsident Roosevelt Russland wegen seines Kampfes gegen Deutschland bewundere, und dass die Vereinigten Staaten beabsichtigten, Russland unverzüglich und auf lange Zeit hinaus mit Material zu beliefern. Er hatte von Stalin Dankesbezeugungen und eine Erklärung entgegengenommen, dass Amerikas Vertrauen nicht enttäuscht werden werde. Dann

hatten sie bis in alle Einzelheiten über die Waffen, Vorräte und Materialien beraten, die Amerika liefern könnte.

Am nächsten Tag sah er Stalin zu der unangenehmen, im Kreml aber üblichen Zeit, 6 Uhr früh, und empfing uns sofort nachher wiederum im Spaso-Haus. Diesmal war nicht mehr von Allgemeinheiten die Rede gewesen, die beiden Männer hatten von spezielleren, geheimen Angelegenheiten gesprochen. «Ich habe dem, was ich gestern gesagt habe, nichts weiter hinzuzufügen, als dass mein kurzer Besuch hier mich in meinem Vertrauen darauf, dass Hitler verlieren wird, noch bestärkt hat», erklärte er uns.

Am dritten Tag, am 1. August, flog er nach London zurück, nachdem er seine Aufgabe mit einer Geschwindigkeit erledigt hatte, die für Moskau ein Rekord war. Sein Besuch war die erste Episode in der langen, dramatischen Geschichte der alliierten Hilfe für Russland. Als nächste folgte die Materialkonferenz der drei Mächte.

Der amerikanische Botschafter Steinhardt und der britische Botschafter Sir Stafford Cripps machten Stalin am 15. August gemeinsam einen Besuch, überbrachten Botschaften von Präsident Roosevelt und Premierminister Churchill und schlugen vor, man solle möglichst bald eine Konferenz über die «Verteilung von Rohmaterialien und Waffen» nach Moskau einberufen. Sie gingen um 6 Uhr früh, die Stunde, um die auch Hopkins seine beiden Besuche gemacht hatte, in den Kreml und überreichten Stalin identische Kopien der gemeinsamen persönlichen Botschaft, deren jede sowohl von dem Präsidenten als auch dem Premierminister unterzeichnet war. Stalin diktierte unverzüglich seine Antwort und übergab jedem der beiden Botschafter ein Exemplar. Die Antwort war selbstverständlich eine Annahme. Stalin war in die ungewöhnliche Lage versetzt worden, dazu eingeladen zu werden, in seinem eigenen Haus gegenüber Gästen, die Geschenke brachten, der empfangende Hausherr zu sein.

Am 28. September, einem Sonntag, kamen die Gäste im Flugzeug in Moskau an – Averell Harriman an der Spitze der Amerikaner, Lord Beaverbrook für die Briten. Eine Abwehrbatterie gab eine paar Schüsse auf sie ab, während sie unterwegs waren, aber davon abgesehen

## DIE KAVIARKONFERENZ

wurde ihnen ein freundlicher Empfang bereitet. Armee, Marine und Luftwaffe, das Aussenkommissariat, vertreten durch den Ersten Vizekommissar Andreij Wyschinskij, und das Personal der amerikanischen und der britischen Botschaft empfingen sie auf dem Flugplatz. Die Fahnen der drei Nationen flatterten an den Masten, eine Militärkapelle spielte die drei Nationalhymnen, und eine Ehrenwache defilierte vorüber. Die Delegierten fuhren zu ihren Botschaften.

Am Nachmittag wurden die Berichterstatter in das Spaso-Haus berufen, um von der Harriman-Mission empfangen zu werden. Wir waren, ziemlich müde und abgeklappert, gerade von unserem ersten Ausflug an die Front zurückgekommen, erschöpft von dem Tag und Nacht ziemlich gleich bleibenden Einerlei der Communiqués und Luftangriffe, und vielleicht nicht sehr interessiert an den Einzelheiten einer Konferenz, deren Resultat von vornherein feststand. Jedenfalls veranlassten wir Harriman zu der Bemerkung: «Sie sind die zahmsten Berichterstatter, die ich je gesehen habe.» Später hatten wir das Vergnügen zu hören, wie Cy Sulzberger von der *New York Times* ihm bei der abschliessenden Pressekonferenz sagte: «Sie sind die zahmsten Delegierten, die wir je gesehen haben.» Vorher hatten wir noch die erfrischende Überraschung zu erfahren, dass Quentin Reynolds von *Collier's*, ein grosser Reporter, aber als Diplomat nicht gerade eine Kanone, der Presseattaché der Konferenz war.

Noch am selben Abend führten die Botschafter Steinhardt und Cripps die Hauptdelegierten Harriman und Lord Beaverbrook in den Kreml zu Stalin. Molotow war in seiner Eigenschaft als Führer der Sowjetdelegierten für die Konferenz anwesend, und Litwinow erschien als Delegierter und Dolmetsch.

Die Konferenz wurde Montag, am 29. September, im Spiridonowka-Palais, dem offiziellen Sitz des Aussenkommissariats, mit ihrer ersten und gleichzeitig vorletzten Sitzung eröffnet. Es war eine geschlossene Zusammenkunft, an der Ausschüsse zur Durchführung der Konferenzarbeiten ernannt wurden. Reynolds und Vernon Bartlett stürzten sich wild auf eine Schreibmaschine und produzierten ein Communiqué, das mehr journalistischen Eifer als diplomatische Feinheit verriet. Es lautete:

«Die formelle Eröffnung der Moskauer Dreimächtekonferenz fand heute vormittag unter dem Vorsitz von Molotow statt. Er sprach in seiner Eröffnungsansprache seine grosse Anerkennung für Lord Beaverbrook und Mr. Averell Harryman aus.

„Ich hoffe<sup>4</sup>, sagte er, „dass die Konferenz sich von den hohen Idealen leiten lassen wird, denen Präsident Roosevelt und Mr. Churchill am 15. August Ausdruck gegeben haben. Ich möchte Vorschlägen, dass wir heute sechs Ausschüsse einsetzen – Heer, Marine, Flugwesen, Transportwesen, Rohmaterialien und Medikamente. Die Zeit ist kostbar. Gehen wir an die Arbeit?

Lord Beaverbrook und Mr. Harriman waren in ihren Antwortreden ebenso kurz. Amtsschimmel und lange Ansprachen, wie sie sonst zu diplomatischen Konferenzen gehören, fehlten völlig. Nachdem Lord Beaverbrook die guten Wünsche seiner Regierung übermittelt hatte, äusserte er sich zur amerikanischen Hilfe.

„Wir schulden unseren amerikanischen Freunden sehr viel<sup>4</sup>, erklärte er. „Dass wir zurzeit auf dem Schlachtfeld in einer vorteilhaften Lage sind, verdanken wir in grossem Ausmasse ihnen. Heute haben wir eine Partnerschaft mit den Russen. Wir sind heute hier, um zu zeigen, dass wir, um zum Sieg über unseren gemeinsamen Feind beizutragen, zu jedem Opfer bereit sind. Herr Molotow hat gesagt, die Zeit sei kostbar. Er hat recht. Wir wollen den Angreifern eine Lehre erteilen. Wir werden alles tun, was in unseren Kräften steht, um den Eroberer zu Boden zu ringen?

Mr. Harriman, dessen Ansprache von Mr. Litwinow übersetzt wurde, war von charakteristischer Kürze. Er sagte, die Mission, an deren Spitze er stehe, sei vom Präsidenten der Vereinigten Staaten geschickt worden, und das sei ein historischer Vorgang, weil Amerika im Status der Non-Belligerenz sei.

„Aber wir kommen mit Ihren Alliierten, den Briten<sup>4</sup>, sagte er, „und mit dem selben Ziel – Ihnen allen und jeden Beistand gegen den gewaltsamen und durch nichts provozierten Angriff zu leisten, den Hitler und seine Kohorten gegen Sie geführt haben. Ihr Erfolg bedeutet der Bevölkerung Amerikas alles. Ich habe den Auftrag,

## DIE KAVIARKONFERENZ

Ihnen die grösstmögliche Unterstützung für heute, für morgen, für die ganze Dauer des Kampfes bis zum Endsieg zu geloben. Nun wollen wir an die Arbeit gehen?

Lord Beaverbrook und Mr. Harriman delegierten Mitglieder ihrer Missionen in die sechs Ausschüsse, und die Sitzung, die nur eine halbe Stunde dauerte, wurde beendet. Die Ausschüsse traten sofort zur Arbeit zusammen. Sowohl Lord Beaverbrook als auch Mr. Harriman beauftragten ihre Ausschussmitglieder, Tag und Nacht zu arbeiten und erschöpfende Berichte über den Bedarf der Russen bis Freitagvormittag fertiggestellt zu haben.»

Der Reynolds-Bartlett-Bericht schloss mit der Aufzählung der anwesenden Russen und fügte hinzu, dass der amerikanische und der britische Botschafter «während der ganzen Sitzung» dagewesen seien.

Zwei Tage lang arbeiteten die Ausschüsse, und in den Nächten konferierten die Führer der Delegationen mit Stalin. Während der Beratungen explodierte plötzlich eine Bombe – oder vielleicht sollte ich passender sagen, ein Fischkügelchen. Es hinterliess einen bedauerlichen Kaviargeruch.

Philip Jordan vom *News Chronicle*, dessen Depeschen auch zur London *Times* und zu Lord Beaverbrooks eigener Zeitung, dem *Daily Express*, gingen, schnappte irgendwo auf, dass seine Lordschaft einen Mann beauftragt hatte, für fünfundzwanzig Pfund Sterling Kaviar zu kaufen, der dem Ministerpräsidenten Churchill mitgebracht werden sollte. Eine ganze Menge Kaviar. Philip schrieb einen kleinen Artikel darüber. Der Ministerpräsident las ihn und telegrafierte Lord Beaverbrook.

Lord Beaverbrook unterbrach sofort seine Konferenzarbeit und liess sich Philip kommen. Das Gespräch verlief ungefähr folgendermassen:

*Beaverbrook:* Haben Sie den Artikel über meinen Kaviareinkauf verschickt?

*Jordan:* Jawohl.

*Beaverbrook* (lauter): Warum haben Sie ihn verschickt?

*Jordan:* Weil es ein Artikel nach dem Herzen Ihres Blattes ist.

*Beaverbrook* (noch lauter): Woher haben Sie die Geschichte?

*Jordan:* Können Sie von mir als Zeitungsmann verlangen, dass ich

das ungeschriebene Gesetz unseres Berufs verletze und meiner Informationsquelle gegenüber einen Vertrauensbruch begehe?

Damit endete das Gespräch. Lord Beaverbrook tobte in die britische Botschaft und beschuldigte einige jüngere Beamte, sie hätten diese Information durchsickern lassen. Niemand konnte sich daran erinnern, in der Öffentlichkeit davon gesprochen zu haben. Tagelang wurde die Frage diskutiert: Wer hat den Kaviar aus dem Sack gelassen? Das Rätsel wurde niemals gelöst.

Aus Gründen der Billigkeit muss festgestellt werden, dass alle Seiten einigermassen das Recht für sich hatten. Der Ministerpräsident hatte recht, denn er hatte keinen Kaviar bestellt, und ein Zeitungsartikel darüber, dass Millionen von Fischeiern im Ausland für ihn gekauft worden seien, war wohl kaum eine erspriessliche Lektüre für seine Nation, die von Glück sprechen konnte, wenn sie ein Hühnerei im Tag hatte. Lord Beaverbrook hatte recht, denn die Kaviarmenge schien sehr übertrieben worden zu sein, auf jeden Fall war es eine Privatangelegenheit, und schliesslich hat man einen gewissen Anspruch auf Diskretion in Privatangelegenheiten. Philip Jordan hatte recht, denn es war interessantes Material, das er bekam, ohne dass irgendwelche Drähte zu ziehen gewesen wären, und darum hatte er auch die berufliche Pflicht, es zu verwenden. Wenn überhaupt jemand im Unrecht war, dann der, der die Sache verraten hatte. Wer dieser Schurke war, erzählte Philip nie, und ausser ihm wusste es kein Mensch.

Eine andere kulinarische Krise drohte, als Cy Sulzberger erfuhr, dass Lord Beaverbrook, dem man bei Botschafter Steinhardt im Spaso-Haus zum Frühstück heisse Pfannkuchen mit Ahornsirup serviert hatte, von seinem Entzücken über diese Köstlichkeit sprach und am nächsten Morgen von der amerikanischen Botschaft in sein Hotel eine Portion Pfannkuchen mit einer Büchse Sirup geschickt bekam. Diese Affaire führte jedoch nicht zu einer solchen Reaktion wie die Geschichte mit dem Kaviar. Allmählich wandte sich das Interesse vom Essen ab und wieder den Lieferungen für Russland zu.

Am Dienstag – zwei Tage früher, als bekanntgegeben war – trat die Konferenz wieder geschlossen zu ihrer zweiten und letzten Voll-

## DIE KAVIARKONFERENZ

sitzung zusammen. Die Herren Reynolds und Bartlett steckten die Köpfe zusammen, um ein zweites Communiqué zurechtzubrauen, wobei sie diesmal vor der Schwierigkeit standen, dass es mit dem russischen Text übereinstimmen musste. Und sie produzierten ein Dokument, das in seiner Art eine wahre Perle war. Als es mir übergeben wurde, las ich Folgendes:

« Die Konferenz der Vertreter der drei Grossmächte – der U.d.S.S.R., Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika – die am 29. September in Moskau eröffnet wurde, hat ihre Tätigkeit am 1. Oktober beendet.

Grundlage der Konferenz war eine von Mr. Roosevelt, dem Präsidenten der U.S.A., und Mr. Churchill, dem Premierminister Grossbritanniens, an den Präsidenten des Rates der Volkskommissare der U.d.S.S.R. Stalin gerichtete gemeinsame Botschaft; die Konferenz hatte, wie in der erwähnten Botschaft ausgesprochen wird, den Zweck, die Frage zu lösen, wie ‚der Sowjetunion bei dem grossartigen Widerstand, den sie der faschistischen Aggression entgegensetzt, am besten Hilfe zu leisten<sup>4</sup> sei, ferner die Fragen ‚über die Verteilung der gemeinsamen Hilfsquellen<sup>4</sup> und ‚über die beste Nutzbarmachung dieser Hilfsquellen zu dem Zwecke, die gemeinsamen Bemühungen auf das tatkräftigste zu unterstützen<sup>4</sup>.

Die Delegationen der drei Mächte, geführt von Lord Beaverbrook, Mr. Harriman und W. M. Molotow, haben ihre Arbeit in einer Atmosphäre völligen gegenseitigen Verständnisses, Vertrauens und guten Willens durchgeführt. Sie waren ganz durchdrungen von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe, die Völker der Sowjetunion in ihrem heldenhaften Kampf gegen das räuberische Deutschland Hitlers zu unterstützen, in ihrem Kampf, von dessen Erfolg es abhängt, ob die von den faschistischen Horden versklavten Nationen ihre Freiheit und Unabhängigkeit wiedergewinnen werden. Was sie befeuerte, war die alles überragende Bedeutung der Aufgabe, andere Nationen aus der Gefahr der Versklavung durch die Nazis zu erretten.

Die Konferenz, an der J. W. Stalin aktiv teilnahm, hat ihre Arbeit mit Erfolg zu Ende geführt, wichtige Beschlüsse zur Durchfüh-

«Die ihr gesetzten Ziele gefasst und die völlige Einigkeit und enge Zusammenarbeit der drei Grossmächte in ihren gemeinsamen Bemühungen um die Erringung des Sieges über den Erzfeind aller freiheitliebenden Nationen bekundet.»

Schliesslich veröffentlichten die Presseattachés der Konferenz eine gemeinsame Erklärung Lord Beaverbrooks und Harrimans, in der es hiess:

«Die Mitglieder der Konferenz wurden angewiesen zu untersuchen, welche Lieferungen von den Vereinigten Staaten und Grossbritannien für die Sowjetunion in ihrem Kampf zur Niederringung der Achsenmächte notwendig sind.

Es ist nun beschlossen worden, der Sowjetunion praktisch alles zur Verfügung zu stellen, worum die militärischen und zivilen Sowjetbehörden nachgesucht haben. Die Sowjetregierung hat Grossbritannien und den Vereinigten Staaten grosse Mengen von den in diesen Ländern dringend erforderlichen Rohmaterialien geliefert.

Die Transportmöglichkeiten wurden genau untersucht, und es wurde eine Steigerung des Verkehrsvolumens in allen Richtungen geplant.

Herr Stalin hat Mr. Harriman und Lord Beaverbrook zu der Erklärung ermächtigt, dass er den Vereinigten Staaten und Grossbritannien für ihre reichlichen Lieferungen an Rohmaterialien, Werkzeugmaschinen und Rüstungsmaterial seinen Dank ausspreche. Die Hilfe war grosszügig, und die Sowjetstreitkräfte werden von nun an in der Lage sein, die Kraft ihrer unermüdlichen Verteidigung zu steigern und wuchtige Angriffe gegen die Invasionsheere vorzubereiten.

Mr. Harriman und Lord Beaverbrook sprachen im Namen der Vereinigten Staaten und Grossbritanniens ihre Anerkennung aus für die grossen Lieferungen an Rohmaterialien von Seiten der Sowjetregierung, die die Produktionskapazität ihrer eigenen Kriegsrüstung sehr vergrössern werden.»

Der Schlussabsatz verriet, dass besondere Aufmerksamkeit an ihn gewendet worden war:

## DIE KAVIARKONFERENZ

«Die Konferenz beschliesst ihre Sitzung mit der Erklärung, sie stehe zu dem Beschluss der drei Regierungen, nach der endgültigen Zerschlagung der Nazityrannei für einen Frieden zu sorgen, der es der Welt ermöglichen werde, in ihren Ländern in Sicherheit und frei von Furcht und Not zu leben.»

Die Berichterstatter erhielten das Communiqué um fünf Uhr nachmittags im Aussenkommissariat. Während der drei Stunden, in denen wir darauf warteten, dass der Zensor unsere Berichte gut heisse, spielten wir eine Art Ratespiel: welche von den in der Atlantik-Charta proklamierten vier Freiheiten fehlten in der Moskauer Erklärung? Die richtige Antwort lautete: Rede- und Religionsfreiheit.

Wenn ich den Eindruck erweckt haben sollte, mit Quent Reynolds und Vernon Bartlett in ihrer Rolle als Presseattachés zu hart umgegangen zu sein, möchte ich hinzufügen, dass sie nach der Konferenz als Berichterstatter in Moskau blieben und ausgezeichnete Freunde und Kollegen waren.

Vier Douglas-Passagierflugzeuge führten am 3. Oktober die Delegierten in nördlicher Richtung davon, und die Diplomaten gingen oben in der Polarnacht im Weissen Meer an Bord des britischen Zerstörers *Harrier*. Der Zerstörer, der auf den stürmischen Wogen tanzte wie ein Kork, schaffte sie hinaus zu dem Kreuzer *London* und wurde, als er längsseit war, immer wieder gegen das grössere Kriegsschiff geschleudert. Zunächst wollte man die Herren mit Hilfe eines Krans und eines Sitzbretts auf den Kreuzer bringen. Schliesslich wurde jedoch eine Laufplanke ausgelegt, und Admiral Standley, mit seinen siebzig Jahren noch immer ein flotter Seemann, ging, geschickt hinüberhüpfend, als erster an Bord des Kreuzers. Lord Beaverbrook, eine eingefleischte Landratte, überquerte die Laufplanke, um nicht herunterzufallen, an einem Sicherungsseil festgebunden. Alle Delegationsmitglieder wurden hinübergeschafft, die Schiffe trennten sich, und der Lautsprecher der *London* rief pathetisch in die Nacht hinaus:

«Gute Arbeit, *Harrier*, gute Arbeit.»

Die Delegierten liessen ein englisch und russisch abgefasstes Protokoll zurück, in dem die Menge der Materialien festgelegt war, zu deren

Lieferung an die Sowjetunion sich die Vereinigten Staaten und Grossbritannien für die neun Monate vom 1. Oktober 1941 bis zum 1. Juli 1942 verpflichteten. Als diese Periode zu Ende ging, hatte, wie ich erfuhr, Grossbritannien alle versprochenen Posten geliefert. Die Vereinigten Staaten waren, nachdem die Japaner Pearl Harbour bombardiert hatten und Amerika in den Krieg eingetreten war (ein Schritt, der ä la longue Russland mehr Hilfe zu bringen versprach als alle Materialien, die man schicken konnte) in Verzug geraten, aber trotzdem wurde der grösste Teil der Verzögerung wieder eingeholt.

Als die Gültigkeitsdauer des ersten Protokolls ablief, wurde in Washington ein neues Abkommen unterzeichnet. In London wurde bekanntgegeben, dass die von den Alliierten über die nördliche Meer-route spedierte Lieferungen im ersten Jahr der formellen Durchführung des Russlandhilfeplans folgende waren:

Flugzeuge	3'052	Benzin	42'0001
Tanks	4'048	Motorenöl	66'0001
Motorfahrzeuge	30'031	Allgem. Verschickungen	830'000 t

Diese Waren wurden Russland in neunzehn Geleitzügen geliefert, die anfangs aus vier bis fünf, von einigen kleinen Kriegsschiffen eskortierten Frachtdampfern bestanden und schliesslich zu mächtigen Karawanen von vierzig bis fünfundvierzig Fahrzeugen anwuchsen, die von ganzen Miniaturflotten mit Flugzeugträgern beschützt wurden. Die ersten Convoys erreichten ihre Bestimmungsziele unbehelligt. Im Sommer 1942 eröffneten die Deutschen, durch den Zufluss der Vorräte beunruhigt, einen regulären Feldzug zur Unterbindung des Verkehrs. Torpedoflugzeuge stürzten sich Tag um Tag auf die Frachtdampfer herunter, U-Boote hefteten sich ihnen an den Kiel, Oberflächenfahrzeuge wurden ihnen entgegengeschickt, aber dennoch lieferten die Seeleute Amerikas, Grossbritanniens und Russlands die Waren ab.

Bis zum 1. Januar 1943 schickten, wie Washington bekanntgab, die Vereinigten Staaten auf allen Routen an die Sowjetunion:

Flugzeuge	fast 2'600
Tanks	mehr als 3'200
Fahrzeuge	ungefähr 81'000

## DIE KAVIARKONFERENZ

Von dem Vereinigten Königreich kamen noch mehr als 2'000 Flugzeuge und 2'600 Tanks hinzu.

Wichtig an diesen Ziffern ist, dass sie sich nicht auf die tatsächliche Ablieferung in der Sowjetunion beziehen, sondern auf das an die Sowjetunion abgeschickte Material, ganz wie das ursprüngliche Abkommen nicht in Zahlen für die Lieferung, sondern für die Bereitstellung von Ausrüstungsgegenständen für die Sowjetbehörden zur Verschiffung von den Vereinigten Staaten und England getroffen wurde. Einiges davon ging, nachdem der Transport langsam in Angriff genommen worden war, unterwegs verloren, aber 1942 und anfangs 1943 stiegen die Sendungen ständig an.

Ihre Wirkungen machten sich tief im Inneren der Sowjetunion bemerkbar. Ich sah Airacobra-, Kittyhawk-, Tomahawk- und Hurricane-Jäger auf einem Flugplatz vor Moskau Dienst tun. Ich war Zeuge, wie mittlere und leichte amerikanische M 3-Tanks hinter der Front Roten Brigaden übergeben wurden. Ich fuhr in einem Jeep zu einem Artillerielager. Ich sah eine Kosakeneinheit bei Übungen amerikanische Feldtelefone benutzen. Ich ass in einer Messe der Roten Armee ein Stück amerikanischen Zuckers und sah amerikanischen Speck auf Küchenregalen in Moskau.

Wie es bei einem Unternehmen dieser Grösse und Kompliziertheit nicht anders zu erwarten war, ergaben sich Schwierigkeiten. Das dreirädrige Landungsgestell der Airacrobas zerbrach mitunter auf den holprigen russischen Flugfeldern. Die genietete Karrosserie der M 3-Tanks erwies sich als verletzbarer als die Schmiedearbeit der russischen Tanks, ihre Radkränze waren zu dünn für einen Teil des russischen Geländes. Die Jeeps schaufelten, weil sie unten offen waren, Schlamm in den Motor. Für einen grossen Teil der mechanischen Ausrüstung wurden mehr Ersatzteile, Werkzeuge und Instruktionsbücher in russischer Sprache gebraucht.

Als die Debatte über die zweite Front schärfere Formen annahm, wurden sogar Klagen über die Durchführung der Alliiertenhilfe geführt. Ich hörte einen hervorragenden Sowjetpublizisten behaupten, Amerika und Grossbritannien gewährten Russland weniger Hilfe als

Ungarn Deutschland, sie lieferten weniger Material als Saratow, eine durchschnittliche russische Industriestadt an der Wolga, erzeugte. Was Russland tatsächlich brauche, was notwendiger sei als Lieferungen für die Rote Armee, sei ein gut ausgerüstetes Heer der Alliierten, das im Felde kämpfe und den furchtbaren deutschen Druck an seiner Quelle ablenke.

Als die Kaviarkonferenz zusammentrat, sagte mir ein bedeutender amerikanischer Teilnehmer, er könne nicht begreifen, mit welcher Gleichgültigkeit die Sowjetdelegierten die Lieferungsangebote der Alliierten entgegennähmen. Als die Russen schliesslich sahen, dass sie sowohl Lieferungen im Osten als auch Waffenunterstützung im Westen haben konnten, war das eine andere Sache.

Die Konferenz selbst hatte ein seltsames, nur in geringem Masse bekanntgegebenes, aber überaus bedeutsames Nachspiel. Sie brachte in ihrem Gefolge zum ersten Mal eine offene Auseinandersetzung über den delikaten Gegenstand der Nachkriegsziele zwischen der Sowjetunion und den übrigen Vereinten Nationen zuwege. Bei der Eröffnung dieser Diskussion ergriff die Sowjetunion die Initiative.

Die Sache spielte sich, wie im diplomatischen Corps flüsternd und geheim erzählt wurde, folgendermassen ab:

Stalin ersuchte bei einer der nächtlichen Zusammenkünfte mit Lord Beaverbrook und Harriman im Verlauf der Konferenz Beaverbrook um eine Darlegung der britischen Nachkriegspläne. Beaverbrook, der an andere Dinge dachte, schob die Frage mit der Bemerkung beiseite, er werde Stalin darüber später Auskunft geben, und vergass die Angelegenheit. Stalin vergass jedoch nicht.

Einige Zeit nach der Konferenz stellte Stalin Cripps eine Frage über denselben Gegenstand. Der Botschafter, der von dem Gespräch im Verlauf der Konversation nicht informiert war, konnte nur erwidern, er werde Erkundigungen bei seiner Regierung und Beaverbrook einziehen. Er sandte eine sich darauf beziehende Depesche nach London und erhielt die Antwort, es werde ihm ein Memorandum von Harriman, das diese Frage behandle, zugestellt werden. Aber das dauerte einige Zeit.

Mittlerweile bekam Stalin allmählich den Eindruck, dass die Briten

## DIE KAVIARKONFERENZ

dem Problem aus dem Weg gingen, und die sowjetrussisch-britischen Beziehungen erfuhren eine Abkühlung.

Um dieser Situation ein Ende zu machen, um Stalin über die britischen Absichten zu beruhigen und endlich eine Diskussion über die Nachkriegswelt einzuleiten, reiste Aussenminister Anthony Eden im Dezember 1941 nach Moskau.

Sein Kommen war eines der wichtigsten Ereignisse des Krieges. Die Sowjetunion war in der Tat durch Deutschland in den Krieg auf Seiten der Vereinten Nationen getrieben worden. Ob die Familie der Verbündeten nach dem Krieg vereinigt bleiben könnte, hing im wesentlichen von Gesprächen dieser Art ab. Eden machte einen guten Anfang.

Das Communiqué, das den Abschluss seiner Gespräche mit Stalin und Molotow bildete, war in charakteristischem Optimismus abgefasst: «Die Unterredungen, die in einer Atmosphäre der Freundschaft von statten gingen, zeigten, dass auf beiden Seiten Übereinstimmung herrschte in allen Fragen hinsichtlich der Kriegsführung, insbesondere in Bezug auf die Notwendigkeit der völligen Niederlage Hitler-Deutschlands und die darauf folgenden Massnahmen, mit denen jede künftige Wiederholung der deutschen Aggression völlig unmöglich gemacht werden soll. Der gegenseitige Austausch der Aussichten über die Fragen hinsichtlich der Nachkriegsorganisation des Friedens und der Sicherheit lieferte ein umfangreiches wichtiges und nützliches Material, welches die Ausarbeitung konkreter Vorschläge zu diesem Thema erleichtern wird.

Beide Seiten sind überzeugt davon, dass die Moskauer Gespräche einen neuen, wichtigen Schritt vorwärts in Richtung auf eine engere Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und Grossbritannien bedeuten.»

Ich sah Eden nach den Gesprächen in seinem Zimmer im Hotel National; er war ebenso optimistisch wie das Communiqué. Es war spät am Nachmittag, denn er hatte geschlafen, um sich von einem dieser späten Bankette im Kreml zu erholen, die traditionsgemäss derartige Zusammenkünfte abschliessen. Aber er schien frisch und munter zu sein. Hier war er nicht der Eden mit dem schwarzen Filzhut und dem

engerollten Schirm, sondern ein derber, energischer Eden in hohen, braunen pelzgefütterten Stiefeln, braunem Sweater und schwarzem Anzug, aus dessen Brusttasche ein weisses Taschentuch heraushing. Aber das bekannte, etwas jugenhafte Lächeln hatte er auch hier.

Er sagte, er habe dem Thema «des Friedens und der Nachkriegsperiode ausserordentlich viel Zeit» gewidmet, und er habe die Empfindung, dass die Gespräche «ziemlich nutzbringend» gewesen seien, vor allem da sie den ersten direkten Meinungsaustausch in diesen Angelegenheiten zwischen Stalin und einem Mitglied der britischen Regierung darstellten. Beide Seiten, sagte er, hätten ihre Haltung gegenüber den in Frage stehenden Problemen klargelegt.

Er war ganz offensichtlich mit den Ergebnissen zufrieden, und man hatte guten Grund anzunehmen, dass Stalin gleichfalls befriedigt war.

Im Verlauf dieser Gespräche war keinerlei Abkommen getroffen worden, da auch gar keine Absicht bestanden hatte, zu einem solchen zu gelangen. Eden und Stalin hatten sich jedoch sehr konkret und detailliert über die Nachkriegsziele ihrer Regierungen unterhalten. Was Stalin wünschte, wollte und konnte Eden nicht verraten. Später gab man mir zu verstehen, Stalin habe keinerlei Ansprüche auf Teile Irans oder der türkischen Meerengen ausgesprochen, jedoch klargemacht, dass die Sowjetunion zu behalten beabsichtige, was sie im Juni 1941 gehabt hätte, womit die drei baltischen Staaten Lettland, Litauen und Estland gemeint waren sowie die der Sowjetunion einverleibten Gebiete, die vorher zu Finnland, Polen und Rumänien gehört hatten. Die Pläne der Sowjets, so hörte ich, «fügten sich nicht schlecht» in die britischen, so wie Eden sie auseinandergesetzt hatte.

Von Moskau kehrte Eden nach London zurück, um dem britischen Kabinett Bericht zu erstatten und die Dominions sowie die anderen Vereinigten Nationen zu Rate zu ziehen. Dort ging offenbar nicht alles so gut. Jedenfalls war es nicht eine Angelegenheit, die sich rasch erledigen liess. Mehr als ein Jahr später, im Februar 1943, begab sich Eden in derselben Mission, die ihn nach Moskau geführt hatte, nach Washington. Aber an der russischen Front marschierten die Ereignisse rascher. Dort rückte die grosse Krise heran.

## *Kapitel IX*

### **FAHRKARTE NACH KUIBYSCHEW**

**D**er 2. Oktober 1941 schien sich damals in nichts von den anderen Tagen im Moskauer Leben zu unterscheiden – ein Kriegstag freilich, aber doch kaum ein Schicksalstag. Wir wussten in Moskau nichts davon, dass an diesem Tage ein furchtbarer, schicksalsschwerer Kampf begann, der fraglos über das Schicksal Moskaus, wahrscheinlich über das der Sowjetunion und vielleicht über das der Welt entschied.

Für die Moskauer waren die grossen Neuigkeiten des Tages die Schlachten an den beiden entfernten Enden der Front, an der Ostsee und am Schwarzen Meer. Leningrad bereitete sich auf die schreckliche Belagerung vor, die es auch noch zwei Winter später erdulden musste. In diesem Herbst sassen die Deutschen schon an den Zufahrtswegen zur Stadt und bombardierten einige ihrer Viertel. Odessa wurde gleichfalls belagert, sein Fall stand bevor, aber erst nachdem die rumänischen Angreifer einen schauerlichen Blutzoll bezahlt hatten. In der Ukraine, wo Kiew verloren gegangen war, hatte der Feind seinen Vorstoss über Poltawa hinaus geführt, sich über den Dnjepr und nahe an die Krim herangeschoben. So ernst die Nachrichten auch waren, sie betrafen das Leben der Moskauer nicht unmittelbar.

Eine von Lord Beaverbrook und Averell Harriman im Hotel National nach Abschluss der Materialkonferenz der drei Mächte abgehaltene Pressekonferenz gehörte für die Berichterstatter zur Tagesarbeit. Es wurde auch davon geredet, dass die New Yorker Yankees die Brook-

lyner Dodgers im ersten Spiel ihrer Weltserie geschlagen hatten. «Das enttäuscht mich», liess sich Harriman, ein Dodger-Anhänger, vernehmen. Mehr wurde darüber gesprochen, dass die Materialkonferenz mit Erfolg abgeschlossen worden war. Lord Beaverbrook, ein Beaverbrook-Anhänger, liess sich vernehmen: «Die Russen sind mit Lord Beaverbrook sehr zufrieden.»

Das Protokoll wurde an diesem Abend um 6 Uhr von Molotow, Harriman und Lord Beaverbrook im Kreml unterzeichnet. Der Heeresbericht, der um Mitternacht im Aussenkommissariat bekannt gegeben wurde, meldete hartnäckige Kämpfe an der ganzen Front.

Erst fünf Tage später, am 7. Oktober, wurde uns klar, dass die Schlacht um Moskau begonnen hatte. So viel Zeit verging übrigens oft zwischen den tatsächlichen Ereignissen an der Front und ihrer Bekanntgabe in Moskau – auch einer der Faktoren, welche die Deutschen irreführten. Hitler nahm mehrere Gelegenheiten wahr, voll Verachtung von dem «jämmerlichen Nachrichtendienst der Russen» zu sprechen. In Wirklichkeit waren die, auf die es ankam, sehr gut unterrichtet. Männer, die mit Stalin über die verschiedensten Gegenstände von den Typen britischer Flugzeuge bis zu den Operationen im Stillen Ozean sprachen, sagten mir, es hätte sie verblüfft, dass seine Kenntnisse, auch über das Allerletzte auf ihren Gebieten, so erschöpfend seien. Aber ebenso, wie die Vereinigten Staaten ihre Verluste in Pearl Harbour sehr wohl kannten und erst ein Jahr später veröffentlichten, so wusste die Sowjetunion recht wohl, was an der Front vorging, und gab ihre Version erst drei bis fünf Tage später bekannt. Diese Politik trug gute Früchte, indem sie dem Feind Informationen vorenthielt, und tat den Menschen im Hinterland nicht weh.

Als die deutsche Offensive gegen Moskau schon fünf Tage dauerte, erfuhren wir aus der *Krasnaja Suiesda*, der Zeitung der Roten Armee, dass am Mittelabschnitt der Front hart gekämpft wurde, dass die Deutschen mehr als tausend Tote, hundertachtundneunzig zerstörte Tanks und in drei Abschnitten einunddreissig abgeschossene Flugzeuge verloren hatten, sowie dass die Russen gegen Keile, die der Feind in ihre Linien getrieben hatte, Gegenangriffe machten. Losowskij teilte uns an

seiner nachmittäglichen Pressekonferenz mit, dass die Offensive im Gange sei. «Wahrscheinlich haben die Deutschen etliche hunderttausend Mann, die sie zu verlieren wünschen», sagte er. «Sie werden dieses Ziel erreichen.»

Dieses, und nur dieses Ziel erreichten sie, aber in den nächsten beiden Monaten war das Schicksal Moskaus in der Schwebe.

Noch in dieser Nacht machte das Communiqué, das von Schlachten in den Abschnitten Wjasma und Briansk, zweihundertzehn Kilometer und dreihundertfünfzig Kilometer südwestlich von Moskau, berichtete, die Bedrohung klar. Die Deutschen waren dort durchgebrochen. Sie beeilten sich, um vor dem Winter nach Moskau zu kommen. Schon peitschte ihnen ein scharfer Wind leichten Schnee ins Gesicht und trieb sie zu noch grösserer Hast an. Mittlerweile hatten sie an vielen Abschnitten eine gewaltige zahlenmässige Überlegenheit erreicht. In der nächsten Nacht, der des 8. Oktober, wurde bekanntgegeben, dass die Rote Armee Orel, dreihundertfünfundsechzig Kilometer südlich von Moskau, geräumt hatte. Die Spannung in Moskau wuchs.

Jeder Zeitungsmann, der Zeuge eines grossen Ereignisses dieser Art ist, bemüht sich um den einen Satz, mit dem in wenigen Worten das vollständige, aufregende Geschehen berichtet wird, die «Schlagzeile» seiner Depesche. Während ich zusah, wie die Deutschen Paris besetzten, quälte ich mich tagelang damit ab, so etwas zu finden, obwohl ich nichts abschicken konnte. Das Beste, was mir einfiel, war: «Paris ist gefallen wie eine Dame.» Jetzt konnte ich nichts Besseres finden als: «Moskau hat sich erhoben und gekämpft wie ein Mann.» Man wurde ersucht, ja gedrängt, «sich den Ernst der Situation, die Grösse der Gefahr klar zu machen.» Die *Prawda* erinnerte an die Worte Lenins im Oktober 1919, als die Weissgardisten sich Leningrad näherten, Orel eroberten und nach Tula und Moskau marschierten: «Die Situation ist ausserordentlich ernst, aber wir verzweifeln nicht, weil wir wissen, dass die Arbeiter jedes Mal, wenn für die Sowjetrepublik eine ernste Situation entsteht, Wunder an Tapferkeit vollbringen und die Truppen mit ihrem Beispiel begeistern und zu neuen Siegen führen.» Vor wenig mehr als einem Jahr hatte ich den Führer eines anderen Staates, Paul

Reynaud, von «Wundern» sprechen hören, die, wenn sich diese Notwendigkeit ergäbe, seine Nation retten würden. Seine Wunder wurden nicht zur Wirklichkeit. Aber dies war nicht Frankreich. Die Sowjetunion machte sich ihre Wunder selbst.

Die Stimmung in Moskau war gespannt, aber nicht panikartig. An dem Tag, an dem der Fall von Orel bekannt gegeben wurde, schlug die Dynamo-Fussballmannschaft in einem Reichsligaspiel Spartakus 7:1. Das letzte der dreiundzwanzig Gebäude, die an der Gorkistrasse versetzt werden mussten, wurde um fünfundvierzig Meter zurückgerückt, womit die Erweiterung dieser Hauptverkehrsader vom Zentrum Moskaus zum Weissrussischen Bahnhof vollendet war. Als ich in der Nacht nach meiner Arbeit die verdunkelte Treppe hinaufstieg, kam ich an einem Nachbarn vorbei, der pfeifend hinunterging, um seinen Hund hinauszuführen. Die Nerven Moskaus waren ruhig.

Am 10. Oktober besagten die Nachrichten, dass die westlichen russischen Armeen sich der Einkreisung entzogen, den Deutschen den Weg von Orel nach Moskau versperrt und sich auf neue Stellungen im Abschnitt Briansk zurückgezogen hätten. An diesem Nachmittag gab jedoch die amerikanische Botschaft an die Berichterstatte Marine-Verbandpäckchen aus, legte uns nahe, Tetanus- und Typhusimpfungen vornehmen zu lassen, versprach hundert Liter Benzin für jeden unserer Wagen im Falle, dass eine rasche Evakuierung notwendig würde. Am Abend wurde das Wetter klar und kalt. Seit dem Anfang der Offensive war nicht bombardiert worden. Jetzt verbreitete sich ein düsteres Gerücht, die Deutschen hätten Flugblätter abgeworfen und darin bekannt gegeben, dass Moskau im Verlauf des nächsten Wochenendes zerstört werden würde.

Ich ging an diesem Abend mit Quent Reynolds, Tommy Thompson, Cy Sulzberger und Philip Jordan ins National dinieren; es war eine herrliche Mahlzeit, bestehend aus Blinies, Kaviar, Suppe, Rostbeef, Kartoffelpüree, Karotten, Schokoladenpudding und Kaffee, dazu Trankopfer an Wodka, Rotwein, Champagner, Cognac und Whisky. Niemals war die Devise der amerikanischen Kolonie wahrer gewesen: «Mir tut nichts weh!» Als ich die Anhöhe zum Aussenkommissariat

hinaufging, um das Mitternachtscommuniqué entgegenzunehmen, segelte hoch über mir am schwarzen Himmel, von drei silbernen Sperrballons eingerahmt, ein prachtvoller Mond. Die Deutschen sollten nur kommen!

Am nächsten Tag, dem 11. Oktober, gab Ivar Lunde, der Sekretär der norwegischen Gesandtschaft, der von Teheran zurückgekehrt war, in seinem neuen Haus, gleich an der Gorkistrasse, einen Lunch, und am Abend fand bei Botschafter Steinhardt im Spaso-Haus eine Pokerpartie statt. Am 12. Oktober traf Oberst Kent C. Lambert, der als amerikanischer Militärbeobachter Dienst tun sollte, mit der Bahn aus dem Fernen Osten ein. Am Sonntag waren die Deutschen noch immer nicht da.

Die schlimmste Nachricht, die die Nacht zum 12. Oktober bringen konnte, war der Fall von Briansk. Das konnte kaum die Zerstörung Moskaus genannt werden. Briansk war eine Woche lang Schlachtfeld gewesen. Es lag mehr als dreihundertzwanzig Kilometer von Moskau entfernt. Wir hatten noch eine lange Atempause.

Montag, der 13., war ein frostig kalter, klarer Tag, erhellt von einer bleichen Frühwintersonne, und mit ihm kamen die deutschen Bomber. Die Datsche in Nemtschinowka, wo ich die Sonntagnacht verbracht hatte, tanzte zur Melodie der Abwehrgeschütze. Theodore, der Hausbedienstete, sagte, er hätte die Bomben ganz nah heruntersausen hören. Als wir jedoch über die Modschaisker Chaussee fuhren, sahen wir keinerlei Zeichen von Beschädigungen, und in Moskau hörten wir, dass gar nicht Alarm gegeben worden war. Anscheinend hatte der Angriff einer Vorstadt gegolten.

Die Modschaisker Strasse war an diesem Montag die wichtigste und interessanteste Chaussee der Welt, die Hauptverbindungsstrasse für die Aufrechterhaltung des Lebens der Moskau verteidigenden Roten Armee. Über ihre vier breiten asphaltierten Fahrbahnen schoben sich, dicht hintereinander fahrend, Camions mit Heeresmaterial und Zivilfahrzeuge, die sich leicht und in gleichmässigem Tempo vorwärtsbewegten, ohne dass sich Anzeichen für eine Verstopfung an dem Ende draussen, wo die Truppen kämpften, zeigten. Über die Felder mar-

schierte ein Bataillon in langen grauen Mänteln und Pelzmützen aus, und Artillerie wurde in Stellung gebracht.

In Moskau war die Spannung noch gestiegen. Fussgänger drängten sich auf den Strassen, da Omnibusse und Taxis zum Truppentransport abbeordert waren. Die Queues waren noch länger als sonst, vor allem dort, wo man sich um Brot anstellte. Von den Schornsteinen der öffentlichen Gebäude regnete «schwarzer Schnee» herunter, verkohlte Fetzen von Dokumenten, die verbrannt wurden. Es verbreitete sich ein Gerücht, nach dem die Führer der Kommunistischen Partei eine wichtige Sitzung abgehalten und wichtige Beschlüsse gefasst hätten. Diese Moskauer Gerüchte glichen nicht dem Balkangeschwätz oder dem Pariser Kaffeehaus-Klatsch, sondern waren für gewöhnlich verlässliche Nachrichten. Auch dieses Gerücht stimmte. Später erfuhr ich, dass an eben diesem Tage das Moskauer Komitee der Kommunistischen Partei die Bildung von speziellen Arbeiterdivisionen gefordert hatte, die dann bei der Niederringung der Deutschen eine so grosse Rolle spielten.

Der Dienstag brachte wieder Schnee, der in feuchten Klumpen herabfiel und die Strasse mit einer Schmutzschicht überzog. Meine Post an diesem Morgen war eine grosse gravierte Karte vom afghanischen Botschafter; er lud mich für den nächsten Tag um 3 Uhr 30 zu einem Tee, der anlässlich des Geburtstages Seiner Majestät des Königs von Afghanistan stattfinden sollte. Dieser Tee wurde nie getrunken. Die Stunden der Ausländerkolonie in Moskau liefen ab.

Als ich zum Aussenkommissariat ging, um mir die Frühnachrichten zu holen, eilten über die Trottoirs in Tücher gewickelte Frauen und Männer, die den Hals tief in ihre Pelzkragen hineinzogen. Eine Abteilung von fünfundzwanzig Soldaten marschierte in geschlossener Formation über die Strasse. Sie waren, mit keinen tödlicheren Waffen als Handtüchern bewaffnet, unterwegs zu einer Badeanstalt. Im Presse-departement herrschte grosse Aufregung über eine Sekretärin, die an die Front gegangen und in voller Uniform zurückgekehrt war. Die anderen Mädchen und die Zensoren umstanden sie aufgeregt. Die Nachrichten waren nicht schlecht. Gegenangriffe der Roten Armee

hatten die Deutschen an einigen Punkten des Wjasma-Abschnitts um nicht weniger als sechzehn Kilometer zurückgeworfen. An anderen Stellen jedoch bewahrten die Deutschen ihre zahlenmässige Überlegenheit an Truppen und Tanks und rückten weiter vor. Am Nachmittag sagte Losowskij zu uns: «Die Deutschen werden Moskau niemals erobern.»

Dieser Nachmittag, es war mein vorletzter in der Stadt während der Schlacht um Moskau, hatte für mich etwas Unheimliches; er bestand aus durcheinandergeschleuderten Erinnerungen an Zensoren, die, Gasmasken über die Achsel gehängt, aus dem Aussenkommissariat zur militärischen Abrichtung marschierten ... an Geschäftsleute in abgeschabten schwarzen Anzügen und Mützen, die im Alexandrow-Park unter den Kreml-Mauern Bajonettangriffe übten, an eine Frau in einer dicken wattierten Jacke, die am Kusnetzkijs Most von einem Omnibus umgestossen wurde, wieder auf die Füsse sprang und geschäftig ihren Weg fortsetzte . . .

Es war mein vorletzter Nachmittag während der Schlacht um Moskau, denn am Vormittag des 15. Oktober, eines Dienstags, rief, während ich im Aussenkommissariat meine Depesche schrieb, die Botschaft alle amerikanischen Berichterstatter zusammen. Ich beendete meinen Bericht über die deutschen Angriffe auf Kalinin, hundertsechzig Kilometer nordwestlich von Moskau, über die Schlachten in den Abschnitten Wjasma, Briansk und Orel und ging durch den Schlick zum Spaso-Haus. Botschafter Steinhardt erwartete uns besorgt unter dem Kristalllüster in seinem Salon. Er und Stafford Cripps waren um 12 Uhr 45 bei Molotow gewesen. Man hatte ihnen bekanntgegeben, dass die Ausländerkolonie Moskau am Abend verlassen müsse. Wir sollten, mit nicht mehr Gepäck, als wir tragen konnten, um halb 6 Uhr nachmittags wieder im Spaso-Haus sein. Gleichzeitig wurden die Einladungen für den Empfang des afghanischen Botschafters um halb 4 Uhr gestrichen.

Wir hatten unsere Fahrkarten nach Kuibyschew.

Müde stapfte ich zum Aussenkommissariat zurück, um meine Schreibmaschine zu holen. Vorher musste ich jedoch noch eine Nach-

riecht abschicken. Die Associated Press hatte einen Artikel über das Grabmal Lenins verlangt. Ich tippte: «Grabmal geschlossen», und machte meine Maschine zu. Damit, so musste ich denken, schloss ich eine Periode ab.

Das Letzte, was ich von der Schlacht um Moskau sah, war ein Kavallerist auf einem kleinen Fuchs, der an der Ecke Gorki-Strasse und Kusnetzki Most vor einem Polizisten anhielt und sich vorbeugte, um etwas zu sagen. Meine erhitzte Phantasie gaukelte mir vor, er frage nach dem Weg zur Front. «Geradeaus, die Modschaisker Chaussee entlang», hätte ich am liebsten gerufen, «es ist gar nicht so weit. . .»

Die Menschen, die von der Evakuierung Moskaus betroffen waren, gehörten vielen Nationen an; sie waren bescheiden vor der Bedeutung des Geschehens, demütig gestimmt durch ihre eigene Kleinheit angesichts der gewaltigen Ereignisse, aber auch beeindruckt von der ruhigen tüchtigen, langsamen, doch gründlichen Art, in der mit ihnen umgegangen wurde. Seitdem Kutusow im Jahre 1812, um Napoleon zu entrinnen, Moskau evakuiert hatte, war so etwas nicht geschehen. Selbst jetzt bestand, obgleich wir das nicht wussten, zwischen diesem Krieg und dem napoleonischen ein Unterschied, es gab keine Parallele. Denn Stalin blieb, um Hitler zu bekämpfen und zu schlagen.

Am Abend versammelten sich im Spaso-Haus zweiunddreissig Amerikaner: Diplomaten, Soldaten, Berichterstatter und ein einziger privater Geschäftsmann, Oberst William A. Wood, ein Rüstungsfachmann, der als Berater der Sowjet-Kriegsindustrien fungierte. Wir stellten unsere Koffer in die Vorderdiele, setzten uns auf die gebrechlichen, vergoldeten Empire-Stühle und Diwans in dem eleganten, in Weiss und Gold gehaltenen Salon, unterhielten uns in gedämpftem Ton und harrten auf das Signal zum Aufbruch. Botschafter Steinhardt, an dem Kritik geübt worden war, weil er die Evakuierung zu früh geplant hatte, stand jetzt, da seine Vorbereitungen sich als wertvoll erwiesen, sehr gut da.

Auf dem Tisch im Speisesaal wartete ein Buffet, ein letztes Souper, das Mrs. Steinhardts Vorkriegsmenus ablöste – aufgeschnittenes kaltes Fleisch, heisse Spaghetti, gebackene Bohnen, Salat, Kuchen und Kaffee.

Die chinesischen Boys, Chin und Yang, gingen in ihren weissen Jacken lautlos umher und servierten Getränke. Man brachte auf Moskau einen Abschiedstrinkspruch aus, nicht anders als man sonst so oft am vierten Juli, dem Danksagungstag, und Weihnachten getoastet hatte.

Als es etwas später wurde, kam ein telefonischer Anruf. Es war Zeit, zu gehen. Folgsam trotteten wir aus der Botschaft heraus, luden unser Gepäck auf Camions, stiegen in Wagen und fuhren zum Kasaner Bahnhof. Dort waren im Restaurant Amerikaner und Briten versammelt, Japaner und Chinesen, Schweden, Norweger, Polen, Tschechen, Jugoslawen, Bulgaren, Türken, Perser und Afghanen. Auch ein dunkler, kleiner Fremder erschien, der griechische Gesandte, der erst am Tag vorher nach Moskau gekommen war. Alle sassen an den ungedeckten Tischen mit den Zinkplatten und warteten geduldig.

Glücklicherweise hatte wieder Schneefall eingesetzt. Wären die Heinkels in dieser Nacht herübergekommen und hätten sie nur eine einzige Bombe auf die Kuppel des Kasaner Bahnhofs geworfen, so hätten sie die ganze Ausländerkolonie Moskaus ausgelöscht.

Ich ging einmal hinaus, um mich von Pawel zu verabschieden und ihm zu raten, er solle am nächsten Morgen mit der Karawane der Botschaftswagen nach Gorki fahren und dort ein Schiff flussabwärts nach Kuibyschew nehmen. In den Bahnhofshallen drängten sich Zivilisten, die ihre Abreisezeit erwarteten. Sie standen so dicht aneinander, dass ich mich, als mir in dem Geschiebe ein Gummiabsatz abgetreten wurde, senkrecht hinunterzwängen musste, wie eine Zigarette in einem neuen, vollen Paket, um ihn wiederzubekommen. Als ich mich zum Restaurant zurückschob, hatte man schon angefangen, zum Zug zu gehen.

Auf dem verdunkelten Bahnsteig wurde jede Gruppe zu ihrem Wagen gewiesen. Die Amerikaner hatten zwei, einen «weichen» mit gepolsterten Sitzen, und einen «harten» mit nackten Holzbänken. Ich kam mit Quent Reynolds, Cy Sulzberger und Robert Magidoff in ein hartes Coupe. Es war nach Mitternacht. Ich stieg auf eine der beiden oberen Bänke, schob mir meinen Reisesack unter den Kopf, zog den Mantel über die Ohren und schlief ein.

Ich fragte mich nicht lange, ob Moskau fallen würde oder nicht, ob der Krieg sein Ende finden würde oder nicht, ich brach einfach zusammen. Ein Soldat muss die gleiche Reaktion haben, wenn er vom Feind gefangengenommen wird. Es war mir alles gleichgültig. Die Mühen und die Spannung, die ich vier Monate lang durchgemacht hatte, waren vorüber, der Krieg selbst schien, soweit es mich betraf, vorüber zu sein, und ich schlief ein.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, hielt der Zug in einer Station, und zwei junge amerikanische Flieger wuschen sich unter meinem Fenster im Schnee. Das Leben musste auch nach einer Evakuierung weitergehen, und in einem russischen harten Wagen, wohl dem härtesten Gegenstand, der je von Menschen gebaut worden ist, fand ich das Leben gar nicht so besonders schön.

Wir sortierten unsere steifen Knochen, die tief innen in unseren kaltgefrorenen Leibern zu schmerzen schienen, und wankten in den weichen Wagen hinüber. Dort waren die Sitze tatsächlich weich, ausserdem war es warm. Das Wichtigste jedoch war, dass wir Alice-Leone Moats, Reynolds' Kollegin von *Collier's* dabei ertappten, dass sie ganz allein ein Coupe mit vier Plätzen einnahm. Quent, Cy und ich stürmten unaufgefordert hinein und belegten die drei übrigen Plätze. La Moats, eine rare Mischung aus einer Frau mit weichem Herzen und einer hartgesottenen Reporterin, ein nettes Geschöpf, ebenso angenehm, wenn man sie zum Dinner einlud, wie wenn man mit ihr gemeinsam an einer Sache arbeitete, äusserte keinen Protest. Sie liebte Gesellschaft, und auf dieser Reise war sie auch reichlich damit versorgt. Allzu reichlich, wie sie sich später beschwerte – sie dachte dabei an das Schnarchen dreier erschöpfter junger Leute – aber solange wir beisammen waren, klagte sie niemals. Ich ergriff Besitz von der oberen Koje, gegenüber von La Moats, und richtete mich dort für die nächsten vier Tage und vier Nächte ein. Nur selten wagte ich mich hinaus, um mein Gesicht mit Schnee zu erfrischen oder mich an einer der Büchsen zu beteiligen, die Charley Thayer, der Dritte Botschaftssekretär, in seinem Coupe am Ende des Wagens ununterbrochen öffnete. Ab und zu warf ich über die Kante einen Blick auf die Pokerpartien, die Quent und Cy

## FAHRKARTE NACH KUIBYSCHEW

in ihren unteren Kojen täglich organisierten. Den grössten Teil der Zeit schlief ich jedoch einfach.

Am fünften Morgen, es war der 20. Oktober, und wir hatten genau hundertundvier Stunden dazu gebraucht, ungefähr elfhundert Kilometer zurückzulegen, fuhren wir, vorüber an Truppenzügen, Viehwagen voller Flüchtlinge und Plattenwagen mit Maschinen, die transportiert wurden, in den sonnenbeschienenen Bahnhof von Kuibyschew ein. Intourist-Automobile erwarteten uns, als kämen wir eben von einem Vergnügungsausflug zurück – die Diplomaten wurden zu ihren Botschaften und Gesandtschaften, die Berichterstatter zum Grand Hotel gebracht. Cy Sulzberger und ich warfen unser Gepäck auf den schäbigen Teppich des Zimmers Nummer 35, im dritten Stockwerk links, setzten uns auf die einsinkenden Federn unserer Betten und blickten einander über das kahle Tischchen hinweg an. Als wir abreisten, war Moskau das Zentrum der Welt gewesen. Jetzt schien Kuibyschew am Ende der Welt zu liegen.

Als ich erfuhr, dass dort im Mittelpunkt des Landes Stalin noch in seinem Kreml sass, war ich nicht weiter überrascht. Er hatte soeben den Belagerungszustand über Moskau verhängt und bekanntgegeben, dass General G. K. Schukow Befehlshaber der Westfront sei. Aber die Schlacht um Moskau war nicht mehr unser. Wir hatten in Kuibyschew zu leben.

Alles – die übliche Runde der Depeschen, Communiqués und Pressekonferenzen – fing wieder von vorn an, aber diesmal spielte es sich in der Farblosigkeit eines kleinen Hotels ab statt in einer Wohnung, in einem kahlen Schulhaus statt im Aussenkommissariat, in einem langweiligen Provinznest statt in der Kapitale, dem Ziel des Kampfes.

Losowskij nahm seine Pressekonferenzen am 23. Oktober mit der interessantesten Erklärung wieder auf, die er jemals abgab – der Bekanntgabe der Tatsache, dass die Marschälle Woroschilow und Budjonnij zum Aufbau neuer Reservearmeen abberufen worden waren, während Marschall Timoschenko an die Südwestfront ging und General Schukow den Oberbefehl im Westen übernahm. Aber eine Schar empörter Berichterstatter, die kein Wort geäussert hatten, als man sie aus

Moskau evakuierte, jetzt aber sich gequält an die Brust schlugen, erklärten, sie wollten lieber sterben als die Hauptstadt verlassen, und verlangten, sofort zurückkehren zu dürfen, liessen sich nicht so leicht beruhigen. Tagelang nachher war Losowskij offiziell «krank»; er litt an «Malaria» – die Russen bedienen sich dieses Wortes, um alles von einer leichten Erkältung bis zu einer Lungenentzündung zu bezeichnen – und obgleich man ihn mit seiner spitzen Mütze und seinem kurzen Mantel umhergehen sah, war er viel zu leidend, noch Konferenzen abzuhalten.

Kuibyschew wurde zu einem richtigen kleinen Ausländerreservat. Die Diplomaten hatten einander, um Besuche abzustatten, zwei Vizekommissare, denen sie ihre Noten überreichen, und das Bolschoi-Ballett, zu dem sie pilgern konnten. Die Korrespondenten hatten ihre Zeitungen. Alles war gründlich organisiert worden, so dass die Ausländer einander in Kuibyschew ganz und gar das sein konnten, was sie einander in Moskau gewesen waren. Aber das, was sie für die Russen und die Russen für sie gewesen waren, wurde jetzt von einer unsichtbaren Mauer, die sie tief im Innern der Sowjetunion umgab, abgeschnitten.

Wenn es jemals eines Beweises für die Grossartigkeit der Sowjetorganisation bedurft hätte, konnte ich ihn finden, als ich erfuhr, dass die hübschen kleinen Häuser, die den Diplomaten zugewiesen wurden, schon im Juli des vergangenen Jahres, nicht ganz einen Monat nach Kriegsausbruch, vorsorglich für sie geräumt und gereinigt worden waren. Der Gastronom-Lebensmittelladen für Ausländer übersiedelte von der Gorki-Strasse in Moskau nach der Kuibyschew-Strasse in Kuibyschew, und das Kommissionsgeschäft in der Stoleschnikow-Strasse in Moskau, wo die Ausländer Antiquitäten und Souvenirs gekauft hatten, tauchte in Kuibyschew gegenüber dem Grand Hotel auf. Alles war vollkommen in seiner Art, aber so klein, so leblos, dass ich Kuibyschew leidenschaftlich zu hassen begann.

Ich versuchte mich davon freizumachen. Ilja Ehrenburg, der Korrespondent der *Krasnaja Swesda*, erbarmte sich meiner und nahm mich mit, um mir eine der verlegten Fabriken zu zeigen, ein Flugzeugteil-

Werk, das von seinem Heim in Kiew quer durch halb Russland gewandert war, um sich auf dem Grundstück einer aus dem 17. Jahrhundert stammenden Wagenschmiede niederzulassen. Es war ein grossartiger Anblick, zu sehen, wie diese modernen Maschinen arbeiteten, wo einst die traurigen Lieder der Wolgaschiffer, die ihre Zillen schleppen, erklingen waren; wie Städter sich ein neues Leben auf dem Lande schufen, vielleicht um für immer dort zu bleiben; wie eine Nation allen Rückschlägen zum Trotz voll Vertrauen auf den schliesslichen Sieg arbeitete. Dann wiederum führte er mich zu einer Kollektivfarm hinaus, einer Gruppe von hundertzwanzig Holzhäusern am Ende einer hartgefrorenen Strasse, die durch einen Wald führte. Hier war ein seltsames Schauspiel zu sehen; eine «Diktatur der Frauen» hatte die wichtigsten Posten inne, während die Männer an der Front kämpften; Flüchtlinge aus bessarabischen Städten brachten den Bauern bei Nacht das Grossstadtleben bei, und die Bauern lehrten untertags die Städter die Feldarbeit. Mehrere Male ging ich in die Militärspitäler, um mit den Verwundeten zu reden. Aber all dies hatte nichts mit meiner Arbeit zu tun. Meine Arbeit war in Moskau.

Einen Monat nach unserer Ankunft in Kuibyschew versprach uns die Botschaft für den Danksagungstag, den 20. November, Truthahn und alles, was dazugehörte. Ich machte vom Hotel durch die Kuibyschew-Strasse und die Nekrassowskaja-Strasse einen energischen Spaziergang, um zu etwas Appetit zu kommen. Es war ein prächtiger Tag, eine bleiche Sonne warf zartblaues Licht auf den frischgefallenen Schnee, und es gab ein wunderbares Essen, dem bis zur Preiselbeersauce und den kandierten Pataten nichts fehlte. Aber es machte mir keine Freude. Nachher wurde Poker gespielt. Ich gewann zweihundert Rubel und steckte sie gleichgültig ein. Als ich nachher ins Hotel zurückkam, traf ich Eddy Gilmore an, der vor vierzig Tagen aus London abreist war, um mit mir zu arbeiten, und nun endlich mit Walter Kerr von der *New York Herald Tribune*, Larry Lesueur vom *Columbia Broadcasting System* und Ralph Parker von der *New York* und der *London Times* eingetroffen war. Eddy lud sich sofort den grössten Teil der Arbeit auf seine breiten, tragfähigen Schultern.

Ohne mir dessen recht bewusst zu sein, machte ich mich an das Experiment, festzustellen, wie ein Mensch während des Winters an der Wolga leben würde, wenn er sich völlig den Wünschen seines Organismus fügte. Die Antwort darauf war diese: er würde täglich um vier Uhr nachmittags aufstehen, die Zeitungen lesen, um sechs Uhr seinen Lunch zu sich nehmen, einen Spaziergang machen, um neun Uhr abends sein Dinner verzehren, lesen, schreiben oder Poker spielen und um vier Uhr früh zu Bett gehen. Wenn es mir mitunter gelang, mich mittags aus dem Bett zu reissen, dann war etwas Erfrischendes und Kräftigendes wie Morgenluft in der Atmosphäre; die Sonne funkelte auf dem Schnee, der in den Strassen eineinhalb Meter hoch angehäuft war, und auf dem Eis, das auf den Trottoirs in Schichten wie bestimmte Gesteinsarten lag. Das Wetter wurde kalt, es hatte 40 Grad Celsius unter Null, eine Ziffer, die für mich nicht mehr Sinn hatte als etwa eine Milliarde, wenn es sich um Dollars handelte. Die Sonne leuchtete auf einem klaren Himmel in weiter Ferne, aber die Luft selbst schien gefroren zu sein und mich in einem riesigen, unbeweglichen Block festzuhalten.

Am Abend des 7. Dezember, eines Sonntags, wurde die Verdunklung aufgehoben, und die Strassenbeleuchtung in Kuibyschew trat wieder in Aktion. Am selben Abend gingen in Singapur die Lichter aus. Und in dieser Nacht rief mich ein Freund von der Tass-Agentur an, um mir zu sagen, es sei eben eine Depesche eingelaufen: «?Pearl Harbour von Japanern bombardiert.» Ganz wie die Beleuchtung vom Pazifik nach Russland gekommen war, schienen die Gelegenheiten zu grossen Berichten von Russland zum Pazifik hinübergewechselt zu haben.

Kuibyschew wurde noch unerträglicher, weil jetzt unsere nächsten Nachbarn auch unsere ärgsten Feinde waren – die Japaner – und erst damals wurde mir klar, was für widerliche Geschöpfe sie waren. Arch Steele, der aus dem Fernen Osten für die *Chicago Daily News* angekommen war, hatte uns oft von den abscheulichen Geräuschen erzählt, die die Japs gewohnheitsmässig beim Essen machten. Ich hatte das Unglück zu merken, dass die Japs, wie schlimm diese Geräusche auch sein mochten, beim Waschen noch scheusslichere produzierten.

Wenn ich aufstand und mich zu dem gemeinschaftlichen Waschraum begab, waren mindestens einer, gewöhnlich aber mehrere Japs da, die vor dem Waschbecken standen, gurgelten, rülpsten, husteten und spuckten. Dann verfolgten mich ihre Geräusche ununterbrochen den ganzen Tag; das Gemurmel in ihren Zimmern, das Quäken ihrer Lautsprecher, das Geschrei vor ihren Türen. Am Abend betranken sie sich, ergriffen Besitz von dem Tisch am oberen Ende des Speisesaals und zechten dort, das ganze Lokal für sich in Anspruch nehmend, stundenlang. Erst spät in der Nacht hörte ihr Lärmen auf, aber nur, um am nächsten Tag im Waschraum wieder anzufangen. Es war schon immer so gewesen, aber erst jetzt erschien es mir unerträglich, weil es uns im Pazifik gar nicht so gut ging.

Einmal gab es eine herrliche Episode, als ein Bullenbeisser, der der Mission des Kämpfenden Frankreich gehörte, eine instinktive Abneigung gegen einen der japanischen Berichterstatter fasste, ihn durch die Hotelhalle jagte und nur um den Durchmesser einer Schüssel Reis zu kurz war, als der Jap sein Zimmer erreichte und die Tür zuschlug. Ein zweites Ereignis war es, als einige von uns ein paar mehr als einen halben Meter grosse Pappfiguren des Weihnachtsmanns packten, die für die bevorstehende Weihnachts- und Neujahrsfeier im Hotel aufgestellt worden waren, und daran gingen, dem Lärm am Japaner Tisch ein Ende zu machen – bis es der Hotelleitung gelang, uns klar zu machen, dass das ungehörig sei. Und einmal, spät in der Nacht, rief mich Hatanaka, ein japanischer Korrespondent, mit dem ich in Friedenszeiten Nachrichten ausgetauscht hatte, telefonisch an und zischte mir gefällig etwas ins Ohr, offensichtlich betrunken und offensichtlich voll Eifer, mir irgendeine Nachricht zukommen zu lassen. So vornehm ich nur konnte, schlug ich im kältesten Ton, den ich aufbringen konnte, vor, er solle wieder anläuten, wenn wir sein Land besiegt hätten, und hängte ab. Sofort tat es mir leid, dass ich ihn mir nicht zuerst angehört und dann angehängt hatte. Ich überlegte mir oft, was er mir wohl eigentlich sagen wollte, und hoffe noch immer, dass er mich, wenn er besiegt ist, wieder anläuten wird. Ich würde gern wissen, was für eine Nachricht das war.

Aber Kuibyschew, das schon vorher schlimm genug gewesen war,

wurde jetzt, da die Geräusche der Japs näherkamen und die grossen Ereignisse sich anscheinend weiter von uns entfernten, noch ärger. Wir wussten nicht, dass in dem Augenblick, in dem die Japs Pearl Harbour angriffen, die Rote Armee eine Gegenoffensive von Moskau aus einleitete, den bis dahin grössten Sieg errang, und dass Russland nie aufhören würde, die wichtigste Front zu sein. Eine Woche später waren wir wieder in Moskau. Die Rote Armee hatte nicht nur Moskau vor den Deutschen gerettet, sie hatte auch die Berichterstatter vor Kuibyschew gerettet.

Ein Jahr später waren die Diplomaten noch immer in Kuibyschew und richteten sich dort in aller Bequemlichkeit für ihren zweiten Winter ein. Um diese Zeit war einer ihrer wichtigsten und beliebtesten Gesprächsgegenstände der Tod Joes, des Airedales, den Sir Stafford Cripps zurückgelassen hatte. Sir Stafford, ein Vegetarier, hatte Joe nur mit Gemüse gefüttert. Sir Staffords Nachfolger, Sir Archibald Clark Kerr, ein gesunder Schotte, hatte ihm Fleisch gegeben, und Joe starb. Als ich das letzte Mal dort war, diskutierten die Diplomaten diesen Fall noch immer und suchten abzuklären, ob er sich als Argument für die Vegetarier anführen lasse. Clark Kerr und Admiral Standley, der als amerikanischer Botschafter an Steinhardts Stelle getreten war, hatten damals schon die Möglichkeit, den grössten Teil ihrer Zeit tätig in Moskau zu verbringen. Und wir durften uns wieder mit dem Krieg beschäftigen.

## *Kapitel X*

### **DIE SCHLACHT UM MOSKAU**

Die Schlacht um Moskau wurde mit den schlauesten und erfolgreichsten Überraschungsmanövern gewonnen, mit denen je ein ahnungsloser Gegner hereingelegt wurde. Aber auch Kraft, Mut und Opfer brachten den Sieg, und der Winter, der stumme, weisse Verbündete der Russen, half gleichfalls mit. Die verblüffendste und wohl auch wichtigste Rolle spielte jedoch die Taktik der Roten Armee.

Während der Schlacht, selbst als Moskau schon schauernd am Rande des Abgrundes zu stehen schien, in dem die deutsche Besetzung lauerte, hörte ich, dass in Waldlagern Tausende von Reitern verborgen seien, die auf den Augenblick warteten, über den Feind herzufallen. Als die Schlacht vorüber war, sagte mir ein Offizier der Roten Armee: «Wir hätten sie früher zum Stehen bringen können, aber wir warteten, bis es uns weniger und sie mehr kostete.» Erst ein Jahr nachher, am ersten Jahrestag des Sieges, wurde in Ausstellungen und Zeitungsartikeln die ganze Geschichte der Schlacht bekannt gegeben, jedenfalls soweit so etwas möglich war, während der Krieg noch weiterging.

Es war schon recht erstaunlich, zu hören, wie die Deutschen einzeln abzählten, wieviele russische Divisionen vernichtet wurden, wie sie zerschlugen, was die Summe der letzten roten Reserven zu sein und in der Schlacht aufgeopfert zu werden schien, und schliesslich blind, voll Zuversicht, bis an die Tore Moskaus marschierten, nur um auf eine zahlenmässige Überlegenheit zu stossen, mit geschickten Manövern aufgehalten und besiegt zu werden.

Vor der Schlacht verlief die Front in gerader Linie von Norden nach Süden durch den Jartsewo-Abschnitt, ungefähr fünfhundertsechzig Kilometer westlich von Moskau. Dort wurde sie während der Sommerschlacht bei Smolensk stabilisiert. Im September setzten die Regengüsse ein, weichten die dichten Nadel- und Birkenwälder auf, verwandelten die aufgequollene Erde in einen riesigen Sumpf, wuschen die Strassendecken fort und machten Massenbewegungen unmöglich. Dann kam der Herbst, und der Frost lieferte wieder feste, schnell befahrbare Strassen für den Blitzkrieg. So sah die Situation aus, als die Deutschen am 2. Oktober 1941 ihre erste Generaloffensive gegen Moskau einleiteten.

Eine gewaltige Streitmacht deutscher Truppen war von Kriegsanfang an gegen Moskau in Marsch gesetzt worden. Zu dieser «mittleren Heeresgruppe», die Feldmarschall von Bock befehligte, gehörten die vierte und die neunte Armee der Generäle Kluge und Strauss und die zweite und die dritte Tankarmee der Generäle Guderian und Goot; später kam noch die vierte Tankarmee des Generals Hepner von der Leningrad-Front hinzu.

Die Angriffsgruppen, siebzehn Infanteriedivisionen, zwei motorisierte Divisionen, ungefähr tausend Tanks und neunhundert Flugzeuge, wurden gegen Wjasma im Zentrum der Front konzentriert. Der Feldzugsplan war dieser: von Smolensk in nordöstlicher Richtung auf Kalinin vorzustossen und Moskau vom Norden zu umfassen; zwischen Orel und Tula nach Südosten vorzudringen und Moskau vom Süden her zu flankieren; und in östlicher Richtung über Wjasma vorzugehen und Moskau im Frontalangriff zu nehmen. Das für den Fall der Hauptstadt festgesetzte Datum war der 16. Oktober.

Der Plan sah eine rasche Überwältigung der russischen Truppen in der ersten Linie vor, eine Einkreisung der Hauptgruppe an der Westfront und einen raschen Durchbruch nach Moskau. Nur der erste Teil dieses Plans kam zur Ausführung.

Die deutschen Heere zerschlugen mit dem Gewicht ihrer Überzahl und ihres Kriegsgeräts die erste russische Linie, brachen in das freie Gelände durch und rasten mehr als dreihundertzwanzig Kilometer in nordöstlicher Richtung nach Kalinin, in östlicher über Wjasma hinaus

## DIE SCHLACHT UM MOSKAU

und in südöstlicher nach Tula. Die grössten Fortschritte wurden im Zentrum gemacht, wo sie den Wjasma-Abschnitt innerhalb einer Woche erreichten und die Stadt in zehn Tagen besetzt hatten. In das Gebiet von Kalinin kamen sie am 14., in das Gebiet von Tula am 29. Oktober. Rasch, rücksichtslos rollten sie vor, indem sie einzelne Tanks mit kleinen Gruppen von Motorradfahrern oder Kavalleristen zur Aufklärung vorschickten, dann Tankkolonnen mit Kompanien oder Bataillonen motorisierter Infanterie rasch vorstürmen liessen.

Plötzlich versteifte sich der Widerstand der Roten Armee an den Flanken. Kalinin fiel, aber in den Wäldern jenseits des Wolga-Oberlaufs griffen frische russische Armeen die von den Deutschen vorgetriebene Speerspitze konzentrisch an und brachten sie in den Vorstädten Kalinins zum Stehen. Tula wollte nicht fallen. Das deutsche Zentrum, das keine Unterstützung von den Flanken erhielt, wagte nicht allein gegen Moskau vorzurücken. Damit fand Mitte Oktober die erste Generaloffensive ihr Ende.

Die Deutschen hatten jetzt einen grossen Frontvorsprung rings um Kalinin nordwestlich von Moskau und einen kleineren im Süden, unterhalb von Modschaisk. Sie benutzten die letzten Oktober- und die ersten Novembertage zur Ausrichtung ihrer Linien. Sie füllten die obere Frontfalte nördlich von Rschew und die untere Biegung bei Wolokolamsk westlich von Narofominsk aus. Zweimal, am 6. November aus dem Nordwesten und am 11. November aus dem Süden, stiessen sie gegen Tula vor. Dort wurden sie zurückgeschlagen. Ihre Frontlinie bildete einen Bogen ungefähr hundertsechzig Kilometer nördlich, westlich und südlich von Moskau. Das war der Ausgangspunkt ihrer zweiten Generaloffensive.

Nunmehr marschierten sie mit dreizehn Tank-, dreiunddreissig Infanterie- und fünf motorisierten Divisionen auf. Der Plan zielte nicht mehr darauf ab, Moskau im Frontalangriff, sondern es mit einer Einkreisung zu nehmen. Es fiel Schnee, das Thermometer ging herunter, der Winterfeldzug, auf den die Deutschen nicht gerechnet hatten, begann. Die Deutschen mussten sich beeilen, aber diesmal durfte kein Fehler gemacht werden, denn das würde eine Katastrophe bedeuten.

Der dritten und der vierten Tankarmee, die aus der 1., 2., 5., 6., 7., 10. und 11. Tankdivision, der 36. und der 14. motorisierten Division und der 23., 106. und 35. Infanteriedivision bestand, wurde die rechte Flanke der Russen zugewiesen. Sie erhielten Befehl, durch Klin, Solnetschnogorsk, Rogatschew, Jachroma und Dimitrow auf Moskau zu marschieren.

Die zweite Tankarmee, bestehend aus der 3., der 4., der 17. und der 18. Tankdivision, der 10. und der 29. motorisierten Division und der 167. Infanteriedivision, erhielt die linke Flanke der Russen zugewiesen. Sie hatte Befehl, durch Tula, Kaschira, Rjasan und Kolomna auf Moskau zu marschieren.

Im Zentrum waren das 9., das 7., das 20., das 12., das 13. und das 43. Armeekorps und die 19. und die 20. Tankdivision aufgestellt. Diese Streitmacht, zum grössten Teil Infanterie, sollte Dauerangriffe machen, die westlichen russischen Armeen binden, sie daran verhindern, gegen die Frontvorsprünge an ihren Flanken vorzugehen, und dann, wenn die Umfassungsbewegung der Tanks gegen Moskau Fortschritte machte, durch Swenigorod und Narofominsk auf Moskau vorzustossen.

Auf dem Papier war das ein grossartiger Plan, völlig durchdacht und reichlich mit Truppen dotiert. Aber Stalin im Kreml hatte einen anderen Plan. Das russische Armeekommando schien, sei es auf Grund direkter Informationen, sei es auf Grund von Schlussfolgerungen, von der deutschen Offensive vorher Kenntnis gehabt oder sie richtig berechnet zu haben. Stalins Gegenplan sah eine Tiefenkonzentration von Reserven vor, sowohl vor Moskau als auch ausserhalb des Einkreisungsrings, eine kräftige Verteidigung in befestigten Linien zur Schwächung des Feindes und schliesslich eine machtvolle, zeitlich genau abgestimmte Gegenoffensive zu seiner Niederringung.

In Moskau war mittlerweile am 19. Oktober der Belagerungsstand verhängt worden, man hatte Industrien, Kommissariate und Zivilisten, die für die Verteidigung nicht wichtig waren, aus der Hauptstadt entfernt, und es wurde bekanntgegeben, dass General Schukow den Oberbefehl an der Westfront innehatte – ein Posten, den er schon von Anfang der Schlacht bekleidete, während Marschall Timoschenko

## DIE SCHLACHT UM MOSKAU

mit der Verstärkung der dem Druck nachgebenden südwestlichen Front betraut wurde.

Die Bevölkerung Moskaus wurde dazu aufgerufen, in dem Drama, bei dem es um Leben oder Tod ihrer Stadt ging, eine wichtige Rolle zu spielen. Der Moskauer Bezirksausschuss der Kommunistischen Partei trat am 13. Oktober mit den Parteiführern aller Moskauer Organisationen zu einer Beratung zusammen und beschloss die Bildung kommunistischer Spezialtruppen. Jedem Bezirk wurde eine Quote auferlegt. Die Rekrutierung begann am Tag darauf. Die Männer, die sich von ihren Familien bereits verabschiedet hatten, erschienen mit mitgebrachten Nahrungsmitteln und warmen Kleidungsstücken und begaben sich sofort in ihre Kasernen. Die meisten von ihnen waren Mitglieder der Kommunistischen Partei oder der Kommunistischen Jugendbewegung. Sie bildeten die 1., 2., 3. und 4. Moskauer Kommunistendivision.

Tausende von Frauen, die von ihren Hausausschüssen mobilisiert waren und noch ihre Stadtkleider trugen, fuhren mit Eisenbahn, Omnibussen und Camions in den Schlamm, den Schlick und die Kälte westlich vor Moskau, um dort mächtige Schützengräben und Tankabwehrgräben auszuheben, welche die Landschaft wie Narben durchzogen. Die Befestigungen reichten zurück bis in die Stadt selbst, wo mit Stahl, Sandsäcken und aufgeschütteter Erde Barrikaden errichtet wurden. Das Sowjetpalais, ein Gerippe von Stahlträgern, das zu dem höchsten Gebäude der Welt hätte werden sollen, wurde abgetragen, weil das Material für die Verteidigungsanlagen gebraucht wurde. Die Moskauer Untergrundbahn, die modernste der Welt, wurde für Truppenbewegungen und Materialtransporte reserviert.

In allen kleinen Werkstätten, die nicht evakuiert waren, wurde die Arbeit ausschliesslich auf den Kriegsbedarf umgestellt. In einer, die Pfannen und Töpfe erzeugt hatte, begann man Handgranaten herzustellen. Eine andere, normalerweise Registrierkassen und Addiermaschinen fabrizierend, produzierte automatische Gewehre. Die erste Waffenlieferung war am 7. November fertig.

Die Russen, die sehr menschliche Züge haben, machten dies nicht ohne eine gewisse Besorgtheit durch, ebenso wie das erste Bombarde-

ment sie beunruhigt hatte. Als am 15. Oktober die Massenevakuierung einsetzte, herrschte drei Tage lang fast eine Panik. Die Menschen drängten sich auf den Bahnhöfen zusammen, suchten Transportmittel und brachen, da es keine gab, zu Fuss in die gewaltigen Räume des Ostens auf. Vor den Lebensmittelgeschäften bildeten sich Queues um die Extrarationen Brot, Wurst und Käse, die für die Evakuierten ausgegeben wurden. Auf dem Heiratsmarkt kam es zu einer Hochkonjunktur, weil viele heirateten, um mit anderen zusammen fortzukommen, deren Büros oder Fabriken evakuiert wurden. Bei manchen Organisationen, zum Beispiel dem Staatszirkus, kam es vor, dass leitende Angestellte die Kasse nahmen und sich ohne Erlaubnis evakuierten. Vor der Stadt, auf den Oststrassen nach Gorki und Wladimir, wurden Wagen angehalten und ausgeplündert. In der Stadt bedienten sich Mädchen, Verwandte oder Bekannte mit den Habseligkeiten und besseren Wohnungen derer, die fortgezogen waren.

Als Tommy Thompson und Frederic Reinhardt, der Zweite und der Dritte Sekretär der amerikanischen Botschaft, die in Moskau geblieben waren, nach Hause kamen, nachdem sie dem diplomatischen Corps am Abend des 15. Oktober das Abschiedsgeleit gegeben hatten, standen die Tore des Spaso-Hauses weit offen, und der Milizmann, der gewöhnlich Wache gehalten hatte, war fort. In Friedenszeiten hatten sich die ausländischen Diplomaten gelegentlich über die Überwachung beklagt, der sie ununterbrochen unterworfen waren. Jetzt verlangten sie sie. Tommy und Freddy bekamen wieder eine Wache, indem sie einem Milizmann dafür, dass er vor ihrem Tor stehen blieb, die täglichen Mahlzeiten versprachen. Er ging daraufein.

Ich weiss, was es heisst, bis zuletzt in einer Stadt zu bleiben, die das Ziel einer Schlacht ist. In Paris erlebte ich vom Montag, dem 10. Juni 1940, als die offizielle Massenevakuierung begann, bis zum Donnerstag, dem 13. Juni, an dem Paris zur offenen Stadt erklärt wurde, diese Spannung und ausgesprochene Angst vor dem Unbekannten, zu denen die Erwartung der Belagerung, des Bombardements und der Strassenkämpfe führt. In Moskau wiederholte sich dies viele Male.

Ein grosses Volk oder ein starkes System erkennt man daran, dass es

## DIE SCHLACHT UM MOSKAU

eine solche Probe bestehen, die Gefahr kennen und meistern kann. Das tat Moskau. Seine Nerven festigten sich, weil seine Führer äusserste Ruhe und Zuversicht an den Tag legten. Am 7. November absolvierten sie die gewohnte Feier des vierundzwanzigsten Jahrestages der bolschewistischen Revolution nahezu unter den Augen der Deutschen.

Am Abend vor dem Jahrestag berief der Moskauer Sowjet seine traditionelle Sitzung ein. Sie ging in dem Untergrundbahnhof Majakowski vor sich, statt im Bolschoi-Theater. Das Wichtige jedoch war, dass sie abgehalten wurde, und dass Stalin sprach.

«Genossen, vierundzwanzig Jahre sind seit dem Sieg der sozialistischen Oktoberrevolution und der Errichtung des Sowjetsystems in unserem Lande vergangen», sagte er. «Wir stehen jetzt an der Schwelle des nächsten, des fünfundzwanzigsten Jahres der Existenz des Sowjetsystems . . .» Sicherlich eine ruhige Erklärung, ein nüchterner, un-hysterischer Anfang.

In gewähltem Stil, der wegen seiner Klarheit fast biblisch wirkte, und im Ton der Autorität gab er einen Rückblick über die Entwicklung des Krieges. Er schätzte die deutschen Verluste in den ersten vier Monaten auf mehr als 4'500'000 Tote, Verwundete und Gefangene, die russischen Verluste auf 1'748'000, nämlich 350'000 Tote, 378'000 Vermisste und 1'020'000 Verwundete. Er wies darauf hin, dass der Blitzkriegsplan, in zwei Monaten den Ural zu erreichen und Russland zu zerstören, misslungen sei. Er führte die «vorübergehenden Rückschläge» der Roten Armee auf das Fehlen einer zweiten Front und die Unterlegenheit an Menschenmaterial, Tanks und Flugzeugen zurück. Er bezeichnete die deutschen Nationalsozialisten als imperialistische Reaktionen und verhiess, dass ihre Niederlage unvermeidlich sei. Es war eine der gelassensten Ansprachen, die je gehalten worden sind.

Am nächsten Vormittag fand eine Parade der Roten Armee auf dem Roten Platz statt. Auch das war keine Tollkühnheit. Der Moskauer Sowjet hatte seine Zusammenkunft unter der Erde abgehalten – die Rote Armee marschierte in dreizehn Minuten über den Roten Platz und begann damit um 8 Uhr früh, drei Stunden vor der üblichen Zeit. Aber sie hielt ihre Parade ab.

Stalin stand an Lenins Grab, eingehüllt in seinen langen Mantel ohne Rangabzeichen, auf dem Kopf die Khakimütze mit dem kleinen fünfzackigen Stern und Hammer und Sichel aus Gold über dem Schild. Er sprach ruhig in ein Mikrofon, das seine Stimme zu den Lautverstärkern an der Mauer des Kreml trug und hallend über den Roten Platz erklingen liess.

«Wir feiern heute den vierundzwanzigsten Jahrestag der Oktoberrevolution unter schwierigen Umständen. Der perfide Angriff der deutschen Räuber und der uns aufgezwungene Krieg haben unser Land in Gefahr gebracht», sagte er. «Wir haben vorübergehend eine Anzahl von Gebieten verloren, der Feind ist vor den Toren Leningrads und Moskaus erschienen.»

Mehr sagte er nicht von der Schlacht um Moskau. Er wies vielmehr darauf hin, dass die Sowjetunion schon früher grössere Schwierigkeiten durchgemacht hatte, im Jahre 1918, als drei Viertel des Landes besetzt waren, die Russen keine Verbündeten und keine Armee hatten, sich einem Mangel an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Waffen gegenübersehen und doch aus aller Bedrängnis siegreich hervorgingen. Nun, so sagte er, da das Land reicher sei, die Hilfe von Alliierten habe und von einem starken Heer verteidigt werde, sei die Lage der Sowjets weitaus besser.

Hier unterlief dem militärischen Genie Stalin eine seiner wenigen militärischen Fehlberechnungen. Vor dem Einmarsch in Russland hatte er die Stärke des Balkans zur Bildung einer Front gegen Deutschland überschätzt. Nun unterschätzte er die Macht der Deutschen zur Fortführung des Krieges.

«Der Feind ist nicht so stark, wie einige erschrockene kleine Intellektuelle meinen», sagte er. «Der Teufel ist nie so furchtbar, wie er gemalt wird. Noch einige Monate, noch ein halbes Jahr, vielleicht noch ein kurzes Jahr, und Hitler-Deutschland muss unter der Last seiner Verbrechen zusammenfallen.»

In diesem Punkt irrte Stalin. Ein Jahr nachher belagerten die Deutschen Stalingrad. Aber vor Moskau wurden sie geschlagen, und Stalins Zuversicht trug viel zu dieser Niederlage bei.

## DIE SCHLACHT UM MOSKAU

Neun Tage später tobte die Schlacht wieder. Am 16. November begannen die Deutschen ihre zweite Generaloffensive gegen Moskau. Die grossen Heere stiessen aufeinander, Plan und Gegenplan traten in Funktion.

Ihren ersten Schlag führten die Deutschen an der rechten Flanke der Russen. Die dritte und die vierte Tankarmee griffen im Wolokolamsk-Abschnitt und weiter nördlich in Richtung auf das sogenannte Moskauer Meer an, das künstliche Wasserbecken, das fünfundsechzig Kilometer nördlich von der Hauptstadt einen Teil des Moskau-Wolga-Kanalsystems bildet. Die Panzerdivisionen trieben die Russen nördlich vom Moskauer Meer über die Wolga zurück und stützten ihre eigene linke Flanke auf diesen grossen See.

Dann breitete sich die Offensive nach Süden aus. Ein Teil des linken deutschen Flügels ging durch Klin, Solnetschnogorsk und Istra auf Moskau los, ein anderer Teil führte die Einkreisungsbewegung über Jachroma und Dimitrow in Richtung auf Sagorsk durch.

Die Deutschen versetzten am 18. November der russischen linken Flanke einen Schlag, ihre zweite Tankarmee griff südöstlich von Tula mit Direktion auf Kaschira und Rjasan an. Ein Teil dieser Streitkräfte drängte nach Moskau vor, schnitt die Chaussee Tula-Serpuchow ab, erreichte Wenjew und näherte sich Kaschira; ein anderer Teil bewegte sich durch Stalinogorsk und Michajlow auf Rjasan und Kolomna zu, um die Einkreisung zu vollenden.

Im Zentrum brachen die Deutschen im Abschnitt Narofominsk durch, drangen auf neunzehn bis vierundzwanzig Kilometer Tiefe in das russische Verteidigungssystem ein und brachten ihre Vorhuten bis auf vierzig Kilometer an die Hauptstadt heran.

Bis dahin schien der deutsche Plan zu gelingen. Aber auch der russische Plan war in vollem Gange. In seiner ersten Phase erforderte er verbissene Verteidigung. Was das bedeutete, wurde am 16. November bewiesen, dem ersten Tag der deutschen Offensive im Wolokolamsk-Abschnitt, als es zu einer der grossartigsten heroischen Handlungen des Krieges kam.

Generalmajor I. W. Panfilow, ein eleganter kleiner Bursche, der

Militärkommissar der mittelasiatischen Kirgisenrepublik gewesen war, verteidigte die Chaussee Wolokolamsk–Moskau mit der 316. Roten Infanteriedivision, die später in die 8. Gardeinfanteriedivision umgewandelt wurde. General Panifilow fiel im offenen Felde. Achtundzwanzig seiner Leute, die an einem Punkt abgeschnitten waren, fielen in den Gräben, aber sie bezahlten mit ihrem Leben für achtzehn feindliche Tanks. Und sie hielten die Deutschen auf.

Diese achtundzwanzig wurden zu Sowjet-Unsterblichen. Ein Jahr später hängte man im Moskauer Historischen Museum eine schwarz eingerahmte graue Platte auf, in die ihre Namen eingraviert waren.

Die vier Moskauer kommunistischen Divisionen kämpften in der ersten Linie. Sie waren mangelhaft ausgebildet, sie hatten nicht genug automatische Gewehre, aber sie opferten ihre Leiber für die Verteidigung. Ihre Verluste waren entsetzlich, doch ihr Widerstand war kraftvoll. In schierer Verzweiflung hielten sie die Deutschen auf, während hinter ihnen und an den Flanken weitere Streitkräfte gesammelt wurden. Das waren schwarze Tage für die kommunistischen Freiwilligen, die den Plan des Oberkommandos nicht kannten. Ihre Aufopferung gehörte zu den glorreichsten Taten während der Verteidigung Moskaus.

Für die Deutschen waren es grosse Tage. Sie hatten die Maximalstärke der Roten Armee auf dreihundertdreissig Divisionen geschätzt. So viele hatten sie ihrer Meinung nach auch als geschlagen gezählt. Nun tauchten vor ihnen ein paar zerlumpte neue Divisionen aus hastig mobilisierten Arbeitern auf, die mit dem Mut von Teufeln kämpften, aber ohne die Waffen, die Ausbildung und die Erfahrung regulärer Truppen. Die Deutschen glaubten, das Ende sei in Sicht. Die Berliner Redaktoren wurden angewiesen, am 2. Dezember auf den Titelseiten Platz für die Ankündigung des Falles Moskaus zu lassen.

In der ersten Dezemberwoche erreichten die Deutschen ihre am weitesten vorgetriebenen Punkte; sie schnitten den Moskau-Wolgakanal nördlich von Dimitrow ab, fächerten im Süden durch Istra, Swenigorod und Narofominsk aus und schlugen einen Bogen um Tula, drangen im Norden fast bis nach Kaschira vor, im Osten bis nach Michajlow und Jerifan. Moskau kamen sie am nächsten am Rande

## DIE SCHLACHT UM MOSKAU

des kleinen Hafens Chimki am Moskau-Wolga-Kanal, acht Kilometer nördlich von Moskau, der mit der Hauptstadt durch eine Omnibuslinie verbunden ist.

Im Augenblick der Krise übernahm Stalin persönlich den Befehl über die Verteidigung. Generalleutnant K. K. Rokossowskij, der im Istra-Seen-Abschnitt hart bedrängt war, erhielt einen telefonischen Anruf: «Hier Stalin. Bitte um Lagebericht.» Der General schilderte seine Position. «Aushalten, wir werden helfen», wurde ihm erwidert. Generalmajor P. A. Below, der im Kaschira-Abschnitt in Stellung ging, wurde ans Telefon gerufen und bekam von derselben Stimme den Befehl, den feindlichen Durchbruch bei Wenjew zu liquidieren. An der ganzen Front hatten andere Generäle ähnliche Erlebnisse.

Unterdessen fuhren regelmässig, oft alle Viertelstunden, Züge mit frischen jungen Truppen, die in warme Winteruniformen gekleidet und bis an die Zähne mit modernen automatischen Waffen ausgerüstet waren, auf den Eisenbahnlinien an die Front. Zunächst verschwanden sie in den Wäldern. Zu ihnen gehörten zwei Kosakenkavalleriecorps, das erste Gardecorps unter dem Befehl General Belows, südlich von Moskau, und das zweite Gardecorps unter dem Befehl Generalmajor Lew Dowators, nördlich von Moskau. Für Dowator war die Schlacht vor Moskau wie für Panfilow sein letzter Kampf.

Innerhalb und ausserhalb des Zugriffs der deutschen Panzerklauen versteiften diese Reserven den russischen Widerstand. Die Deutschen suchten vergeblich Boden zu gewinnen. Ihr linker Flügel war am Moskau-Wolga-Kanal festgenagelt. Ihr Zentrum konnte östlich von Narofominsk nicht mehr vor. Ihr rechter Flügel wurde vor Kaschira zum Stehen gebracht. Sie schwebten in einer peinlichen Gefahr. Für die Russen war die Stunde gekommen, mit ihrer ganzen Kraft loszuschlagen.

Die Rote Armee leitete ihre Gegenoffensive am 6. Dezember ein. Am 11. Dezember hatte sie die folgenden Resultate erreicht:

Generalleutnant W. D. Leljuschenko schlug die i. Tankdivision, die 14. und die 36. motorisierte Division der Deutschen, eroberte Rogatschew und schloss Klin ein.

Generalleutnant W. I. Kusnetzow schlug die 6. und die 7. Tank- und die 23. Infanteriedivision, nahm Jachroma ein und drang südwestlich von Klin vor.

Generalleutnant A. A. Wlassow schlug die 2. Tank- und die 106. Infanteriedivision und nahm Solnetschnogorsk ein.

Generalleutnant K. K. Rokossowskij schlug die 5., die 10. und die 11. Tank- und die 35. Infanteriedivision und eroberte Istra.

Generalleutnant L. A. Goworow schlug die 252., die 87., die 78. und die 276. Infanteriedivision und eroberte Kulibiakino.

Generalleutnant I. W. Boldin schlug die 3. und die 4. Tankdivision, das SS.-Regiment «Grossdeutschland» und die 296. Infanteriedivision und trieb die Deutschen im Nordosten von Tula zurück.

Generalmajor P. A. Below schlug die 17. Tank-, die 29. motorisierte und die 167. Infanteriedivision und nahm Wenjew und Stalinogorsk ein.

Generalleutnant F. I. Golikow schlug die 18. Tank- und die 10. motorisierte Division und eroberte Michajlow und Jerifan.

Die deutschen Flanken waren zerschlagen, ihr Zentrum rollte zurück. Ihr Feldzug war zuschanden geworden. Sie traten den Rückzug an.

Nach Schätzungen des Sowjetoberkommandos tötete die Rote Armee in der Schlacht um Moskau vom 16. November bis zum 10. Dezember mehr als 85'000 Deutsche, eroberte oder zerstörte 1'434 Tanks, 5'416 Fahrzeuge, 575 Feldgeschütze, 339 Mörser und 870 Maschinengewehre.

Diese Schätzung umfasste zwei Perioden. Im Verlaufe der ersten, vom 16. November bis zum 6. Dezember, als die Deutschen in der Offensive waren, verloren sie 55'170 Tote, 777 Tanks, 534 Fahrzeuge, 178 Geschütze, 119 Mörser und 224 Maschinengewehre, sämtlich zerstört. In der zweiten Periode, vom 6. bis zum 10. Dezember, als die Russen in der Offensive waren, wurden 30'000 Tote gezählt, 386 Tanks, 4'317 Fahrzeuge, 305 Geschütze, 101 Mörser und 515 Maschinengewehre erbeutet, 271 Tanks, 565 Fahrzeuge, 92 Geschütze, 119 Mörser und 131 Maschinengewehre zerstört.

## DIE SCHLACHT UM MOSKAU

Als Datum wurde für den Anfang der russischen Gegenoffensive der 6. Dezember genannt, der wahrscheinlich auch in die Geschichte eingehen wird. Tatsächlich waren jedoch an der Front draussen, wie ich feststellte, Truppenteile schon anfangs November zu Angriffshandlungen geschritten.

Im Süden erreichten die Deutschen das Dorf Piatnitza knapp südlich von Kaschira, aber sie drangen weder in diese Stadt ein, noch zerstörten sie das grosse Kraftwerk dort, das einen grossen Teil des elektrischen Stroms Moskaus liefert. Im Norden wurden sie bei Dimitrow zum Stehen gebracht, nachdem es ihnen gelungen war, zwei kleine Brückenköpfe am Moskau-Wolga-Kanal zu errichten.

Der Widerstandswall, über den die Deutschen nie hinauskamen, begann sich Ende November zu bilden, als die Kosaken in Stellung gingen. General Belows erstes Gardekavalleriecorps rückte am 25. November in Kaschira ein und ritt von dort aus, um die Deutschen von Wenjew zurückzutreiben. General Dowators zweites Gardekavalleriecorps arbeitete mit General Rokossowskijs sechzehnter Armee zusammen, verteidigte die Chaussee Moskau-Leningrad und trieb die Deutschen westlich von den Istra-Seen zurück. Dann führte diese tapfere Kavallerietruppe einen Gewaltmarsch über einhundertzwanzig Kilometer in südlicher Richtung durch, um die fünfte russische Armee zu unterstützen, zerschlug die 78. deutsche Infanteriedivision und wandte sich schliesslich nach Norden zurück, um ihren Feldzug vor Moskau in den Abschnitten Wolokolamsk und Rusa zu beenden.

Zu dem ersten wirklichen Rückschlag für die Deutschen kam es am 2. Dezember, als General Wlassows Infanterie Kiewo, zweiunddreissig Kilometer nördlich von Moskau, stürmte. Solnetschnogorsk wurde von den Deutschen am 10. Dezember geräumt, und zwar so rasch, dass die Stadt trotz einer neunzehntägigen Besetzung durch den Feind nur wenige Beschädigungen aufwies. Klin wurde am 14. Dezember zurückerobert. Dort versuchten die Deutschen standzuhalten, wurden aber rasch eingeschlossen. Zum ersten Mal in diesem Krieg gaben die Russen einer eingekreisten feindlichen Gruppe eine Möglichkeit, zu kapitulieren. Der Feind ging nicht darauf ein. Dreitausend Mann fielen.

Dieses Drama rollte innerhalb des Halbkreises um Moskau ab. Davor spielte sich ein anderes ab. Die Deutschen hatten ihre Angriffskeile wohl bedacht gegen die Nahtstellen der russischen Fronten im Nordwesten, Westen und Südwesten gerichtet und mit einem raschen Durchbruch an diesen normalerweise weniger widerstandsfähigen Stellen und einer schnellen Entscheidung gerechnet. Es war ein ausgezeichnete Plan – wenn er schleunigst durchgeführt wurde. Sonst setzte man sich der Gefahr aus, dass die Russen konvergierend von allen Seiten angriffen. Und genau das geschah auch.

Vom Nordwesten stiessen die Truppen General Iwan Konjews zu den Rändern von Kalinin vor, warteten dort vom 20. Oktober bis zum 6. Dezember und nahmen dann an der allgemeinen Gegenoffensive teil. Am 15. Dezember steckten die Deutschen Kalinin in Brand und verliessen die Stadt. Aus südwestlicher Richtung marschierte General Golikows Armee von Rjasan nach Michajlow und Jerifan, während Belows Kavallerie vom Norden heruntergeritten kam und Boldins Truppen vom Inneren des Ringes um Tula losschlugen.

Die Deutschen wurden in einer Falle gefangen, die sie selbst gestellt hatten. Sie begingen den Fehler, den sie ein Jahr später bei Stalingrad wiederholten. An den Alliierten hatte man oft Kritik geübt, weil sie «zu wenig und zu spät» täten. Die Deutschen unternahmen «zu viel und zu früh».

Die Männer, die sich bereitwillig auf dem Altar Moskaus darbrachten, opferten sich nicht vergeblich. Ihre Stadt wurde gerettet. Für die Deutschen begannen jetzt erst die unfreiwilligen Opfer und schauerlichen Schrecken des Winterfeldzugs.

## *Kapitel XI*

### **GENERAL WINTER**

Von Moskau an die Front waren es kaum mehr als hundertfünfzig Kilometer. Ich fuhr zwei Tage und kam zwei Nächte nicht ins Bett, um diese Entfernung zurückzulegen – und konnte es nicht schaffen. Das war die erste Lehre, die ich von der Macht des alten Generals Winter bekam. Nun begriff ich recht gut, warum die Deutschen, die sowohl gegen die Rote Armee als auch gegen den Winter kämpfen mussten, die gleiche Entfernung von der Front nach Moskau nicht bewältigen konnten.

Ich erfuhr dabei aber auch, dass der General Winter nicht zur Roten Armee gehörte. Wäre es so gewesen, so hätte er wegen Hochverrats erschossen werden müssen, weil er den Russen nicht weniger Schwierigkeiten bereitete als den Deutschen. Er kämpfte für niemanden als für sich selber.

Während dieses ersten Kriegswinters in Moskau hörten wir immer wieder, im Ausland habe man die Vorstellung, dass der Winter ganz auf der Seite der Russen stehe, dass die Leiden der Deutschen ausschliesslich auf das Wetter und überhaupt nicht auf die Rote Armee zurückzuführen seien. Es wäre recht schwer gewesen, das den Männern einzureden, die in harten Kämpfen die Deutschen vor Moskau zum Stehen brachten und sich dann durch Schnee und bittere Kälte hindurcharbeiteten, um den Feind zurückzutreiben. Auch ihnen brachte der General Winter Leiden und Tod.

Zwei Umstände jedoch begünstigten in diesem ersten Winterfeldzug die Russen. Das Wetter war für den Verteidiger weniger streng als für den Angreifer, und da die Deutschen im entscheidenden Zeitpunkt des Feldzugs in der Offensive waren, da für sie alles davon abhing, ob es ihnen gelingen würde, Moskau einzunehmen, oder nicht, waren sie im Nachteil. Ausserdem waren die Russen für den Winter gut ausgerüstet, mit Filztiefeln, wattierten Jacken, Pelzmützen und weissen Umhängen, mit Skiern, kleinen und grossen Schlitten, während die Deutschen völlig unvorbereitet waren – ein schauerlicher, nahezu unbegreiflicher Fehler auf Seiten eines als so glänzend geltenden Oberkommandos.

So wurde der Sieg im ersten Winterfeldzug den Russen zuteil – nicht ein entscheidender oder auch nur sehr weit reichender Sieg, denn General Winter war noch immer da, kämpfte nur für sich selbst und bereitete der Roten Armee bei ihrer Gegenoffensive Schwierigkeiten, aber dennoch ein eindeutiger Sieg.

Diese Wendung im Kriegsglück zeigte sich zum ersten Mal an dem bitterkalten Frühwinterabend des 29. November, als bekanntgegeben wurde, dass die im Südwesten kämpfenden Truppen Marschall Timoschenkos, zu denen die 9. Armee General Charitonows und die 56. Armee General Remisows gehörten, Rostow zurückerobert hatten. «Ein dem Feind versetzter Schlag», begann die betreffende Verlautbarung. Zehn Tage später, am 9. Dezember, wurde «dem Feind ein weiterer Schlag» versetzt. Die Truppen General K. A. Meretzkows an der Nordwestfront hatten Tichwin, den Hintereingang nach Leningrad, zurückerobert. Nach weiteren drei Tagen kam es zum schwersten aller Schläge. In der Nacht des 12. Dezember meldete man die Niederlage der Deutschen vor Moskau und den Beginn der von den Truppen General Schukows im Westen eingeleiteten Gegenoffensive.

Meine persönliche Bekanntschaft mit dem General Winter datiert vom nächsten Morgen, dem Morgen des 13. Dezember, eines Samstags. Das Aussenkommissariat sandte spät nachts, fast unmittelbar nach der Bekanntgabe des Communiqués, eine Botschaft in das Grand Hotel in Kuibyschew, in der den Korrespondenten mitgeteilt wurde,

dass sie am nächsten Morgen nach Moskau zu fliegen hätten. Wir hatten uns oft über den Bürokratismus aufgeregt, mit dem von uns geforderte Reisen so lange hinausgezögert wurden, dass sie, wenn sie schliesslich bewilligt wurden, keinerlei Neuigkeitswert mehr hatten. Diesmal und auch bei anderen Anlässen, wenn die Sowjetbehörden von sich aus wünschten, dass wir eine Reise machten, war nirgends etwas von Amtsschimmel zu merken. Schon am Tage der Verlautbarung des Communiqués, mit dem der Sieg in der Schlacht um Moskau bekanntgegeben wurde, sassen wir wieder in der Hauptstadt und schrieben die Berichte, die für uns zu den erfreulichsten des ganzen Kriegs gehörten, und die eigentlich für die Alliierten glänzende Kriegspropaganda sein mussten.

Unterwegs stellte uns der General Winter im Luftkampf. Der Morgen in Kuibyschew war klar und kalt. Der aufgehäufte Schnee rings um den Flugplatz war in grotesken Figuren gefroren und verdeckte die Sicht auf die grosse, offene Rollbahn. Auf ihr stand inmitten der Kampf- und Bombenflugzeuge, die mit den Nasen gegen den Wind ausgerichtet waren, eine zweimotorige, in Russland gebaute Douglas-Transportmaschine mit offener Seitentür und sich langsam drehenden Propellern. Das war unser Flugboot.

Wir stiegen hinein, quetschten uns nebeneinander auf die Bänke an den Bordwänden und hüllten uns in die Wolldecken ein, die auf dem Fussboden herumlagen. Wir zählten die Anwesenden und stellten fest, dass wir für diesen Flug am dreizehnten dreizehn Personen waren. Niemand hätte zugegeben, dass er in dem vom Aberglauben gereinigten Lande der Sowjets abergläubische Gedanken hegte, aber einige unbehagliche Blicke wurden dennoch ausgetauscht. Das Flugzeug war nicht geheizt, doch für individuelle Innenheizung hatte man gesorgt. In der Mitte, unter dem Geschützturm, stand ein Tisch. Darauf wurde eine Flasche Wodka gestellt. Die Tür wurde von aussen fest geschlossen. Nun blies der Wind nicht mehr munter durch die Kabine des Flugzeugs, aber die Kälte liess nicht nach. Sie schloss uns einfach in einem Eiscoupe ein.

Die Maschine rollte über die Bahn aus Eis und Schnee, machte einen kurzen Sprung und stieg elegant auf. Als sie etwa hundert Meter Höhe

gewonnen hatte, schlug sie über den weiten weissen Feldern und schwarzen Wäldern westlichen Kurs nach Moskau ein.

General Winter ging sofort zum Angriff über und umfasste uns mit einer Kälte, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Es war eine Kälte, die uns gar nicht mehr erschauern liess, sondern einfach lähmte, eine Kälte wohl, in der die Menschen einfach erfrieren. Wir rückten unsere Ohrenschützer und Handschuhe, unsere Mäntel und Decken zurecht, aber das nützte nichts. Die Kälte war innerhalb unserer Kleider. Sie sass in unseren Knochen.

Wir trafen unsere Verteidigungsmassnahmen gegen sie. Philip Jordan führte mit der Wodkaflasche mystische Bewegungen aus, wie der Weihrauchfassträger bei einer orthodoxen Kirchenzeremonie, wohl um den Teufel zu vertreiben. Er kam aber nur näher. Larry Lesueur hüpfte auf und nieder und flatterte mit den Armen wie ein grosser schwarzer Pinguin. Walter Kerr setzte sich auf den Boden, zog Schuhe und Socken aus und massierte sich die Füsse. Robert Magidoff und ich versuchten uns aneinanderzuschmiegen, blieben aber durch unsere Kleider mehr als einen Viertelmeter von einander getrennt. Robert fühlte sich nicht wohl. Ich beobachtete ihn ein Weilchen und merkte dann, dass mir auch nicht gut war. Noch nie vorher war ich luftkrank gewesen, diesmal aber passierte es mir. Ich führte es auf den Angriff des Winters zurück und musste mich jämmerlich geschlagen geben.

Als genügte das alles noch nicht, führte der Winter noch eine weitere Attacke durch. In der Nähe von Moskau verwandelte sich der Himmel in eine stumpfgraue Flüssigkeit, der Horizont verschwand hinter Schnee. Die Sicht musste, wie die Temperatur, ungefähr vierzig Grad unter Null sein, ganz egal, ob Fahrenheit oder Celsius. Als das Flugzeug durch den Schnee hinunterging, streifte es fast die Baumwipfel. Über einer Strassenkreuzung mussten wir mehrere Male kreisen. Ich bildete mir schon ein, der Pilot hätte sich verirrt und wolle sich nach den Wegweisern orientieren. Niedrig genug waren wir dazu.

Für den Fall, dass man das für eine Übertreibung hält, kann ich darauf aufmerksam machen, dass ein Flugzeug auf derselben Route später mit einem Eisenbahnzug zusammenstiess. Während es sein Baum-

wipfelkunststück vollführte, prallte es gegen eine Ladung Stahlrohre auf einer Lore, schlug einen Purzelbaum und landete in einer Schneewehe an der Strecke. Commander Samuel Frankel von der U. S.-Marine, der an Bord war, beendete diese Reise mit einer Beule auf der Stirn im Eisenbahnzug.

Unser Flugzeug stiess zwar nicht gegen eine Lore, aber es flog längs einer Eisenbahnlinie nach Moskau. Einer von der Mannschaft kam aus der Pilotenkabine zu uns, stellte sich auf den Tisch und hielt durch den Turm Ausschau nach feindlichen Flugzeugen. Leider fand er keines. Leider, denn damals wäre mir ein schönes, heisses Maschinengewehrfeuer und ein Sturz in eine behagliche Schneewehe recht willkommen gewesen.

Irgendwie wand sich der Pilot zwischen den Schornsteinen und Telegraphenstangen hindurch, die über uns hinauszuragen schienen, erreichte den Flugplatz, umkreiste ihn und setzte zur Landung an. Gerade als unsere Räder die Rollbahn fast berührten, blickte ich aus erfrorenen Augen durch das Fenster und sah, wie zwei Jäger im rechten Winkel auf uns losrasten. Sie schienen es sehr eilig zu haben und nicht daran zu denken, sich wegen eines Douglas-Flugzeugs mit Berichterstatern aufzuhalten. Noch ein paar Sekunden, so meinte ich, und es musste einen fürchterlichen Zusammenstoss geben, aber unser Pilot erblickte sie, stieg wieder auf seine zwei oder drei Meter Höhe auf, flog noch einmal durch Kälte und Schnee auf dem Flugplatz herum und landete dann endgültig.

Seit unserem Abflug von Kuibyschew waren fünf Stunden vergangen. Ich hatte das Gefühl, um Jahrzehnte gealtert zu sein.

Moskau musste an diesem Nachmittag ein prachtvolles Bild bieten. Ich sage: musste, weil ich durchaus nicht in der Verfassung war, so etwas richtig zur Kenntnis zu nehmen. Ich erhaschte ein paar Blicke auf kleine Tannen und ein wenig zu gross geratene Puppenhäuser, die mitten auf der Chaussee nach Leningrad aufgestellt waren, damit die Strasse von der Luft aus für eine kleine Stadt in einem Wald gehalten würde. Dann kamen die hohen, modernen Gebäude und die niedrigen alten Häuser der Stadt, die nach zweimonatiger Schlacht noch immer

beieinander standen. Mich überraschte die Anzahl der Fussgänger und vor allem die Anzahl der Frauen, die mit ebenso viel Geduld wie in den Wintern vorher, als der Krieg noch nicht nach dem Osten gekommen war, Schnee in Camions schaufelten.

Erst als wir an der warmen Mutterbrust des Hotel Metropole waren, begann ich mich zu erholen. Man brachte mich in Zimmer 285 am hinteren Ende des zweiten Stockwerks. Während ich dort sass, wurde mir langsam bewusst, dass ich in einem hübschen, blau tapezierten Raum war, der zwei Fenster hatte, unter jedem Fenster eine Heizung, die Wärme ausströmte. Durch die Fenster sah ich die braune Mauer der alten Chinesenstadt und dahinter die graue Steinmasse der Lubjanka. Ich warf einen Blick in das weissgekachelte Badezimmer und stellte fest, dass dort eine Wanne war. Plötzlich fiel mir wieder ein, dass es im ganzen Grand Hotel in Kuibyschew nur eine Badewanne gegeben hatte, die ausserdem nicht funktionierte.

Mit einem Mal wurde ich sehr munter und froh und empfand ein wenig Mitleid mit den deutschen Piloten, die in diesem Wetter fliegen und dann in ein Kantonement in irgend einer von ihnen befehls-gemäss zerstörten und besetzten Stadt zurückkamen, wo es noch viel ungemütlicher war als im Grand Hotel in Kuibyschew.

Noch wohler wurde mir, als das Metropole ein Wunder zuwege brachte und ein Mittagessen lieferte, das aus Kaviar, Hors-d'oeuvre, heissem Schinken mit grünen Erbsen und Kaffee bestand, dazu Wodka, Rot- und Weisswein, Bier und ganze Berge von Brot und Butter.

Tschidschowa kam voll Eifer in das Zimmer 285, als wäre gestern das letzte Mal hier gearbeitet worden, deponierte, wie sie es immer getan hatte, ihre Handtasche und eine Zeitung nach der anderen, bis alles richtig angeordnet war, und ging daran, mir die Depeschen vorzulesen: Bei der kämpfenden Truppe, Roter Stern, 12. Dezember. –

Die Heftigkeit der Schlacht wächst mit jedem Tag. Heute versetzten Truppen der 11. Einheit dem Feind einen schweren Schlag und eroberten mehrere Ortschaften von Bedeutung. Die feindliche Luftwaffe sucht unser Vorrücken aufzuhalten, aber ihre Bomben sind nicht von grosser Wirksamkeit. . .

## GENERAL WINTER

Ich begann zu finden, dass der General Winter eigentlich gar nicht so schlimm sei. Er hatte mich in der ersten Runde untergeköriegt, aber ich stand wieder auf den Beinen. Allerdings ahnte ich nicht, dass mich die zweite Runde schon erwartete.

Zwei Tage später wurde der Gong geschlagen, und der alte General Winter trat uns wieder im Ring entgegen. Wir sollten zum Frontabschnitt des Generals Below geschafft werden, aber unterwegs stiessen wir auf General Winter, und diesmal schlug er uns völlig knock-out.

Wir brachen am 15. Dezember kurz vor Mittag aus der Hauptstadt in drei grossen CIS-Wagen auf; der CIS ist der Buick der Sowjets und wird in den Stalin-Werken in Moskau hergestellt. Die erste Reise an die Front, vor drei Monaten, hatten wir in kleinen M-i-Wagen gemacht, so etwas Ähnlichem wie Fordwagen, hergestellt in der Molotow-Fabrik in Gorki. Die M-i hüpfen und bockten ausgiebig, schleppten uns aber schliesslich brav durch den Schlamm. Die CIS boten einen Komfort, der zu gut war, um von Dauer zu sein.

Philip Jordan und ich machten es uns im Fond des uns zugewiesenen Wagens bequem, streckten die Beine weit von uns und räkelten uns voll Behagen, während der CIS nach Süden fuhr. Unser erstes Ziel war Kaschira, aber aus irgend einem Grunde, den nur der neben unserem Chauffeur sitzende Führer oder vielleicht auch Palgunow im Wagen hinter uns kannte, schlugen wir die Strasse Moskau-Kolomna ein, und nicht die Chaussee Moskau-Kaschira, die westlich parallel zu ihr lief. Knapp vor Sonnenuntergang erreichten wir Kolomna, ein stilles Städtchen, das vor kurzem Kampfbjekt gewesen war und sich noch immer hinter seinen Barrikaden verbarg. Dort blieben wir stehen, um eine Seitenstrasse zu suchen, die uns nach dem fünfzig Kilometer im Südwesten gelegenen Kaschira bringen sollte. Einer der CIS-Wagen fasste dort den Beschluss, nicht weiter zu fahren.

Während die Chauffeure zusammenkamen, um über diese beiden Probleme zu debattieren, ging Palgunow mit seiner unfehlbaren Nase für Nahrungsmittel auf ein dunkles, verschlossenes Haus zu und klopfte an; wir kamen in ein Restaurant. Drinnen war es hell, warm und gastlich. Schüsseln mit dampfender Suppe und Teller mit heissen Fleisch-

kugeln und Salzkartoffeln wurden aufgetischt. Zum Dessert zauberte Palgunow aus seinem Gepäck einen kleinen blauen Porzellankrug mit gelbem Chartreuse hervor, mit dem wir uns den Tee versüssten.

Als wir nach dem Abendessen hinaus kamen, herrschte eine böartige, unheilsschwangere Finsternis, und unsere beiden Probleme waren gelöst. Nummer eins: ein Fahrweg führte in westlicher Richtung durch die Felder und Wälder, man brauchte nur einer Linie von Telegraphenstangen zu folgen. Nummer zwei: die Insassen des streikenden CIS sollten auf die beiden anderen Wagen verteilt werden. Cholerton zwängte seinen riesigen Leib auf den Klappsitz vor mir. Eric McLoughlin vom *Sidney Morning Herald* setzte sich vor Philip. Mit unserer Bequemlichkeit war es vorbei.

Wir liessen die Zivilisation Kolomnas und die schöne Moskauer Strasse hinter uns, um uns in das wilde, leere Grenzland der Steppen zu begeben. Vorsichtig tastete sich der Wagen über die im Schnee schwer erkennbare Fahrbahn. Die Scheinwerfer griffen langsam nach den grauen, verwitterten Telegraphenstangen, die wie Leuchttürme inmitten von Tümpeln der Finsternis auftauchten.

Plötzlich kam wieder Schnee; in Russland setzen Schneestürme so ein, als könnte die Atmosphäre, gequält von ihrer Übersättigung, die Last nicht länger tragen und liesse die schwere, feuchte Masse einfach zu Boden fallen. Die Strahlen unserer Scheinwerfer wurden abgelenkt, wie wenn man unmittelbar vor ihnen ein weisses Tuch aufgehängt hätte. Die Fahrbahn verschwand völlig.

Wir schoben uns bis zur nächsten Telegraphenstange weiter. Dahinter war in den Schneewirbeln nichts zu sehen. Der Chauffeur hielt an, ging zu Fuss voraus, um die Richtung zu finden; er tastete mit den Füßen nach der Strasse unter dem Schnee und hielt Ausschau nach der nächsten Telegraphenstange. Sobald er einen neuen Orientierungspunkt hatte, versuchte er weiterzufahren.

Mit einemmal taumelte der Wagen von der Strasse herunter, landete mit der rechten Seite in einem Graben und sass bis an die Naben im weichen Schnee. Ein knirschendes Geräusch und ein Ruf hinter uns verrieten uns, dass der andere CIS uns nachgefolgt war.

## GENERAL WINTER

Die Chauffeure machten einige nicht sehr entschlossene Versuche, wieder auf die Strasse zu kommen. Es war hoffnungslos.

«Finden wir uns damit ab, Herrschaften», sagte Philip, «wir sitzen über Nacht fest.»

Draussen zeigte sich eine dünne schwarze Baumlinie, vor der sich ungebrochen der Schnee ausdehnte. Von menschlichem Leben waren nirgends Anzeichen zu sehen.

So, dachte ich, musste der deutschen motorisierten Infanterie zumute sein, wenn sie bei ihren Versuchen, Moskau zu erreichen, mit ihren Transportfahrzeugen stecken blieb. Wir brauchten uns wenigstens keine Sorgen zu machen über Feinde, die sich mit Handgranaten und automatischen Gewehren heranschleichen könnten. Wir waren geborgen hinter den Linien der Roten Armee. Unser einziger Feind war der General Winter.

Der war aber da draussen ein sehr realer Feind, er piffte und heulte unheimlich, stürzte sich wild auf alles Lebendige, das ihm auf der Steppe preisgegeben war, und liess jedes Weiterexistieren unmöglich erscheinen. Der gellende Wind, der an Türen und Fenstern kratzte, drang allmählich in den Wagen ein. Der Schnee stieg immer höher, die Kälte rückte immer näher.

Ein junger Reporter, der einmal einen Bericht über den Winter in Russland schrieb, wurde von seiner Redaktion schwer getadelt; man bedeutete ihm, es habe keinen Sinn, von Schnee und Kälte zu reden, wenn er nicht ganz genau angebe, wie kalt es sei, und welche Höhe der Schnee habe. Das festzustellen, war da draussen unmöglich. Es mochte die fünfzig Grad unter Null haben, über die Hitler später klagte, vielleicht aber war es auch nur halb so schlimm. Der Schnee war wahrscheinlich stellenweise bis zu drei Meter hoch, und dort, wo der Wind freie Bahn hatte, vielleicht nur dreissig Zentimeter. Aber auf jeden Fall war es schrecklich kalt, und es gab fürchterlich viel Schnee.

Eine Zeitlang unterhielten wir uns darüber und redeten von Menschen, die erfroren, und von Wölfen, die in Rudeln über diese Steppen streiften. Das erinnerte Mac an die Tiere seiner Heimat, und er erzählte von Emus, Beuteltieren und Känguruhs. Dann versuchten wir es mit

Witzen, aber nach einer Weile waren wir so weit, dass keine mehr zu finden waren, die nicht alle schon kannten.

Wir machten, unbeholfen und steif dasitzend, unruhige Bewegungen in qualvoller Enge, und als schliesslich die blassgraue Dämmerung über den Horizont heraufkroch, hatten wir sogar ein wenig geschlummert. Palgunow stapfte durch den Schnee heran und brachte uns zum Frühstück eine Schachtel Pralines und wieder ein Krüglein Chartreuse. Bald kam ein Heeres-Camion, sich ohne Schwierigkeiten einen Weg durch die Schneewehen bahndend, über die Strasse heran. Die Mannschaften sprangen heraus, hoben unsere Wagen aus dem Graben auf die Strasse und bahnten uns einen Weg auf die Chaussee Moskau-Kaschira. Mit einem Tag Verspätung erreichten wir unser Ziel – Verzögerungen dieser Art hatten den Zeitplan der deutschen Offensive über den Haufen geworfen.

Am Abend dieses zweiten Tages fuhren wir von Kaschira zur Kommandostelle General Belows. Diesmal war die Nacht klar und sternenhell. Der Wind fegte den Schnee von der Strasse herunter und legte die unangenehme Eisdecke bloss. Wir fuhren sechseinhalb Kilometer weit nach Süden, fast bis nach Piatnitsa, dem vordersten Punkt an der linken Flanke der Moskauer Verteidigungsanlagen, den die Deutschen bei ihrem Vormarsch erreicht hatten. Dort senkte sich die Strasse steil in ein Tal hinab. Die Wagen rutschten hinunter, begannen auf der andern Seite hinaufzufahren, konnten es aber nicht ganz schaffen. Mehrere Male fuhren sie rückwärts und versuchten es von neuem, wobei die Reifen auf dem Eis kreischten, aber jedesmal war die Reibung zu gering, und es ging nicht weiter. Es blieb nichts anderes übrig, als umzudrehen und nach Kaschira zurückzufahren. Aber dort hinaufzukommen, wo wir heruntergefahren waren, erwies sich als ebenso unmöglich. Wir sassen zum zweiten Mal fest.

«Finden wir uns damit ab», fing Philip an . . .

«Nichts da abfinden, gehen wir los», unterbrach ihn Mac.

Wir beschlossen also, nach Kaschira zurückzumarschieren, um nicht wieder eine Nacht in den Wagen zu verbringen. Der Wind peitschte uns ins Gesicht, der Schnee suchte unsere Füsse festzuhalten, das Ster-

nenlicht warf unheimliche Schatten und liess die Bäume in der Ferne seltsam aussehen, während wir dahinstapften. Rutschend, öfters fallend, gingen wir weiter; wir redeten, um beieinander zu bleiben, aber nur flüsternd, weil wir nicht auf uns aufmerksam machen wollten, denn es bestand tatsächlich die Gefahr, dass ein Posten uns wegen unserer fremden Sprache für Deutsche hielte und auf uns schösse.

So, dachte ich, musste der deutschen Infanterie zumute sein, als sie nach Moskau zu marschieren suchte.

Wir erreichten das verdunkelte Kaschira, erklärten der Wache die Gründe unserer Wanderung und gingen durch die stummen Strassen zum Sitz des Stadtsowjets. Eine Tür, die sich öffnete, liess eine Dampf- wolke und einen Lichtkegel in die Nacht hinausdringen, und wir traten ein. Diese Nacht verbrachten wir sitzend am Konferenztisch im Haupt- büro des Sowjets von Kaschira unter den unvermeidlichen Lithogra- phien von Stalin, Molotow und Kalinin, die, als sie auf uns herabblick- ten, wohl die seltsamste Sitzung ihres Lebens sahen.

Am nächsten Vormittag verzichteten wir schmählich auf die Durch- führung unserer Reise und fuhren nach Moskau zurück. In wenigen Stunden hatten wir die Entfernung zurückgelegt, zu der wir bei der Ausfahrt zwei Tage gebraucht hatten. Wir waren nicht zur Front gekommen. Aber wir hatten aus eigener Anschauung erfahren, was sich den Deutschen, wenn auch in viel höherem Masse, bei ihrem Vor- marsch auf Moskau in den Weg gestellt hatte. Ich wollte gar nicht daran denken, wie es während dieser Kämpfe bei der Roten Armee ge- wesen sein musste.

Aber damals tobte an der Front nicht mehr die Schlacht um Moskau. Der Kampf um die Winterstellungen war im Gange. Die Deutschen hatten ihren Rückzug in Positionen bekanntgegeben, die Hitler später als die Taganrog-Ladoga-Linie bezeichnete, und die Russen verfolgten sie.

Das deutsche Ziel war es, so weit vorgeschobene Stellungen wie mög- lich zu halten, die als Startstellen für eine Frühjahrsoffensive gegen Moskau, weiterhin ihr Hauptziel, dienen konnten. Die Russen wollten die Deutschen so weit wie möglich zurücktreiben, um so viel Tiefe

wie nur möglich für die Frühjahrsverteidigung zur Verfügung zu haben. Die Rote Armee rückte nicht so weit vor, wie sie ursprünglich wollte. Das gelingt keinem Heer, bevor es den Endsieg erringt – und selbst dann nicht immer, wie es im Jahre 1918 bei den Alliierten der Fall war. Aber auch die Deutschen mussten weiter zurück, als ihnen lieb war. Das praktische Ergebnis des Feldzugs war, dass das 1941 gerettete Moskau für das Jahr 1942 völlig gesichert wurde.

Wohl war Moskau der Haupteinsatz, aber das Spiel erfasste die ganze nahezu zweitausend Kilometer lange Front vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee. Die Russen liessen ihren Anfangserfolgen bei Rostow, Tichwin und Moskau ein dramatisches Wiederauftreten in der Krim gegen das Ende des Jahres 1941 folgen. Die Sewastopoler Garnison Generalleutnant I. I. Petrows, die letzte auf dem Boden der Krim, hielt den Angriffen sieben deutscher Divisionen überraschend gut stand und konnte am 26. Dezember melden, sie sei in guter Position und bereite sich auf die Belagerung vor. An diesem Tag landete die Kaukasus-Armee auf der Halbinsel Kertsch, dem nordöstlichen Arm der Krim, und stieg vier Tage später wiederum zu dem Hafen Feodosia im Südosten hinunter. Feodosia eroberten die Deutschen im Januar zurück, aber Kertsch und Sewastopol hielten sich den ganzen Winter hindurch und wurden dann die ersten Ziele der neuen deutschen Frühjahrs-offensive.

In der Ukraine rückten die Russen bis unter die Mauern Taganrogs, des südlichen Angelpunkts der deutschen Winterlinie. Sie kamen so weit, dass sie über den Dünsten des schlammigen Asowschen Meers die Schornsteine dieser Industriestadt erblickten. Es gelang ihnen wohl nicht, Taganrog zu nehmen, doch sie durchbrachen die deutsche Linie weiter im Norden bei Losowaja, bedrohten Charkow mit einer Flankenbewegung, die niemals zu Ende geführt wurde, aber den ganzen Winter hindurch die Deutschen belästigte und bedrohte.

In der Gegend von Moskau säuberten die Russen Ende Dezember die entfernteren Anmarschwege zur Hauptstadt, bis nach Kaluga, hundertsechzig Kilometer im Südwesten. Sie trieben die Deutschen vom Nara-Fluss zurück und eroberten am 20. Januar Modschaisk,

hundertzehn Kilometer westlich von Moskau. Am 18. Januar setzten sie über den Lama-Fluss, hundertzwanzig Kilometer nordwestlich von Moskau, und am 20. Januar marschierten sie auf Toropetz, dreihundertfünfundachtzig Kilometer nordwestlich von der Hauptstadt.

Ich hatte Gelegenheit, eine Phase der Schlacht im Nordwesten von Moskau zu sehen. Wir fuhren Ende Dezember, diesmal mit Schneeschaukeln ausgerüstet und von einem Schleppwagen geleitet, der uns aus Gräben herauszuziehen hatte, nördlich nach Klin und dann in westlicher Richtung über die Strasse Klin-Wolokolamsk. Dort, das konnte ich sehen, handelte es sich nicht um ein zermürbtes deutsches Heer, das verfolgt wurde. Es war eine noch immer machtvolle Maschine, die eine Panne gehabt hatte und sich wieder bereit machte. Ich konnte auch sehen, dass nicht etwa eine schwache Rote Armee hinter einem geschlagenen Feind einherwankte. Es war eine noch im Wachsen begriffene Streitmacht, die eben erst begann, sich ihrer Offensivkraft bewusst zu werden, und den Rückzug des Feindes beschleunigte.

Das nächtliche Klin war eine Schreckenskammer. Als wir am 19. Dezember nach Sonnenuntergang dort eintrafen, war die Stadt in völlige Schwärze gehüllt, in die Schwärze verbrannter Heimstätten und völlig lichtloser Häuser. Es wimmelte von Minen, die in die Luft flogen, wenn man sich nur einen Schritt von den Pfaden entfernte, die die Pioniere der Roten Armee bezeichnet hatten, oder eine Tür, ein Fenster, einen Stuhl oder eine Schublade bewegte. Kleine feindliche Trupps lauerten noch in der Nähe. Sie waren vom Gros abgeschnitten, verbargen sich aber noch in den Wäldern und warteten auf eine Gelegenheit, sich durch die Roten Linien zurückzuschleichen. In dieser Nacht kam es, während wir in einer leeren Hütte schliefen, zu einem Feuergefecht am Rande von Klin. Eine Gruppe von Deutschen hatte sich, offensichtlich auf der Suche nach Lebensmitteln, wie uns am nächsten Morgen gesagt wurde, der Stadt genähert, aber zwei Mann waren von den Wachen abgeschossen worden, und daraufhin hatten sich die anderen wieder in ihr Versteck geflüchtet.

Die Chaussee im Westen bot ein noch scheusslicheres Bild. Das erste Dorf an ihr, Bachlanowa, schwelte noch im Brande seiner verkohlten

Ruinen – von den fünfzig Häusern standen nur noch vier. Dort hatten die Deutschen Zeit gehabt, vor dem Rückzug Feuer zu legen. Das nächste Dorf, Petrowskoje, war unbeschädigt. Hunderte von Maschinen standen in den Höfen, Feldern und Strassen, zum Teil umgekippt, vom Feuer verworfen oder von Explosionen zertrümmert, alle nach Westen ausgerichtet, als hätte sie ein heftiger Wind vor sich hergetrieben. Dort waren die Deutschen überrascht worden. Von diesem Punkt an wand sich die Strasse wie ein schmaler Tunnel durch schnee- und reifüberzogene Nadelwälder, übersät von den Resten der einst so stolzen 6. und 7. Tankdivision der Deutschen. Vierzig Kilometer weit zog sich dieser Panzerfriedhof hin, Massen verkohlter Fahrzeuge, Haufen steif gefrorener Leichen und wirre Stapel persönlicher Habseligkeiten. Ich zählte bis zu tausend demolierten Tanks, Panzerwagen, Truppentransportern, Camions, Automobilen und Motorrädern und gab es dann auf. Hunderte von Leichnamen der Mannschaften, die einst auf diesen Fahrzeugen gewesen waren, konnte man in grotesken Stellungen im Schnee liegen sehen. Weitere Hunderte lagen begraben unter den Schneewehen oder unter weissen Birkenkreuzen.

Ich verglich voll Interesse meine Zählung der zerstörten Maschinen mit der von dem Sowinform-Büro für diesen Abschnitt gegebenen offiziellen Zahl von siebenhundertfünfzig. Später sprach ich mit einem Offizier der Roten Armee über diese offensichtlich zu niedrige Ziffer.

«Wir schätzen lieber zu niedrig», antwortete er. «Die Deutschen haben immer zu hohe Zahlen genannt, und Sie sehen ja, wie es ihnen gegangen ist.»

Mit Interesse konstatierte ich auch meine persönliche Reaktion auf diese Greuel. Der Krieg in Spanien, in Frankreich und in Russland hatte meinen von Natur empfindlichen Magen niemals abhärten können, und ich war nie über meinen Abscheu beim Anblick des gewaltsamen Todes hinweggekommen. Hier wirkten die Leichen, die in kleinen Gruppen von zwölf bis fünfzig Mann in seltsamen Stellungen eingefroren waren – viele hatten noch die Arme erhoben, als wollten sie das Unvermeidliche abwehren – mehr wie Wachsfiguren als wie Menschen. Schnee und Eis hüllten ihren Tod in barmherzige Sauberkeit.

Inmitten der unverkennbaren Anzeichen der Katastrophe für die Deutschen war auch manches zu sehen, was bewies, dass sie auch in der Niederlage gute Soldaten waren. Hier und da standen Tanks mit nach dem Osten weisenden Geschützrohren auf Bodenerhebungen und an Strassenkurven, wo man sie postiert hatte, um den Rückzug zu decken. Die Verschlüsse waren von den schweren Geschützen entfernt worden, die verlassenen Fahrzeuge waren mit Heu vollgestopft, mit Benzin überschüttet und von den Deutschen selbst in Brand gesteckt worden.

Die Russen brachten wieder Leben in diese vom Tod heimgesuchte Landschaft. Frauen, die aus den Wäldern zu ihren Heimstätten zurückgekehrt waren, gruben geduldig in den Trümmern der verbrannten Hütten herum und reinigten die Zimmer und Höfe der stehen gebliebenen. Schon hing Wäsche auf Leinen. Kinder spielten an den deutschen Fahrzeugen auf den Feldern. Arbeiter waren eifrig dabei, die Strasse zu säubern, die Toten zu begraben, unter den eingefrorenen deutschen Wagen Feuer anzuzünden und tote Pferde für die Ernährung der noch am Leben gebliebenen Menschen einzulagern.

Ziemlich am Ende der Strasse kamen wir zu dem Dorf Nogornoje – für einige Stunden die Kommandostelle Generalleutnant Wassilij Iwanowitsch Kusnetzows, der mit seiner rasch vorrückenden Armee ab und zu einen Tag stehen blieb. Nogornoje war ein Strassendorf, das aus malerischen Holzhütten bestand. In einer dieser Hütten, die sich in nichts von ihren Nachbarn unterschied, lag das Kommando General Kusnetzows. Er selbst war ein kleiner, blonder Mann in mittleren Jahren mit blondem Schnurrbart und einem sanften Benehmen, das man mit dem eines Mäuschens zu vergleichen versucht gewesen wäre, hätte er nicht so grossartige Leistungen an der Moskauer Front und auch ein Jahr später in Stalingrad vollbracht. Er führte uns in sein Zimmer und erläuterte an Hand seiner Karte, auf die der Schein von drei Ikonen fiel, die Situation. Wolokolamsk, sagte er, stehe vor dem Fall. Als wir dann nach Moskau zurückkamen, entnahmen wir dem Heeresbericht, dass es zu der Zeit, als er sprach, schon gefallen war.

Alles wies darauf hin, dass die Deutschen hintereinander liegende Verteidigungslinien vorbereiteten, die sich auf Gschadsk, Wjasma

und Smolensk stützten. Als die Kräfte zu einem gewissen Ausgleich kamen und der Winter sich voll auf die russische Gegenoffensive auswirkte, stabilisierte sich die Moskauer Front. Die Deutschen verloren einen Teil ihrer vordersten Linie in der Gegend von Modschaisk, konnten jedoch Gschadsk halten. Diese Speerspitze erwies sich im Feldzug des nächsten Jahres als zu schmal für den Vorstoss gegen Moskau. Weiter im Norden hielten die Russen einen tiefen Frontvorsprung von Kalinin bis nach Toropetz. Dieser blieb während des ganzen nächsten Jahres ein scharfer Pfahl im Fleisch der Deutschen.

Noch eine grosse Winterbewegung führte die Rote Armee: von der Nordwestfront aus gegen Staraja Russa. Sie begann mit demselben verblüffenden Erfolg wie die Vorstösse weiter im Süden. Mitte Februar war die 16. deutsche Armee eingeschlossen. Das Manöver endete jedoch mit einem Fehlschlag. Das deutsche Oberkommando bediente sich nämlich der Taktik, die es später auch bei Stalingrad anwandte, es liess eingeschlossene Truppen in vorgeschobenen Stellungen zurück, verproviantierte sie auf dem Luftwege und gab die Hoffnung nicht auf, sich ihrer für künftige Operationen zu bedienen. Die 16. Armee litt schwer, hielt jedoch stand und wurde schliesslich entsetzt.

Die Bekanntgabe dieser Einkreisung wurde übrigens später als Fehler erkannt. Es war, wie die Rückeroberung und der spätere Verlust Feodosias, einer der wenigen Fälle, in denen das Sowjetkommando zu seinem Leidwesen die Entwicklung eines Kampfes bekanntgab, während er noch im Gange und das Resultat zweifelhaft war. Der damals zweiundvierzigjährige Generalleutnant Pavel Alexejwitsch Kurotschkin, ein Berufssoldat, der im Finnischen Krieg die 17. Rote Armee befehligte, dann die Militärbezirke Transbaikal und Orel unter sich gehabt und schliesslich Marschall Woroschilow als Kommandant der Nordwestfront abgelöst hatte, leitete die Aktion bei Staraja-Russa. An Kurotschkins Stelle trat später Marschall Timoschenko.

Als der Winter weiter ins Land rückte und die Communiqués weniger mitteilbar wurden, erwarteten die Russen voll Eifer den 23. Februar, den vierundzwanzigsten Jahrestag der Schaffung der Roten Armee, weil sie meinten, zu diesem Datum würden grosse neue Siege, die

## GENERAL WINTER

an der Front in Vorbereitung wären, bekanntgegeben werden. Sie hörten an diesem Tage einen Befehl Stalins, in dem er als Verteidigungskommissar darauf aufmerksam machte, dass der Feind noch immer stark sei. Der Heeresbericht brachte lediglich die Besetzung von Dorogobusch und Fortschritte südöstlich von Wjasma, die jedoch nicht den Erfolg hatten, dass diese deutsche Festung abgeschnitten werden konnte.

Von nun an hatte General Winter das unbestrittene Kommando auf den Schlachtfeldern.

**ZWISCHENSPIEL IN IRAN**

**A**m Nachmittag des 24. August 1941 veranstaltete Mohammed Saed in seiner Datsche ausserhalb Moskaus eine Garden Party.

Die meisten jungen Leute der Ausländerkolonie erschienen, denn Saed war unter ihnen sehr beliebt. Sie fanden Gefallen an seinem liebenswürdigen, einigermaßen naiven Benehmen, seinem spontanen, etwas jugenhaften Lächeln und seinem flüssigen Parlieren in einem Französisch, in dessen Wortschatz die Bezeichnung «chose» an die Stelle jedes Hauptwortes treten musste, das ihm nicht augenblicklich einfiel.

Dieser muntere, rundliche kleine Mann mit dem braunen Gesicht und dem grauen Haar war der Botschafter Irans in der Sowjetunion und nach Graf von der Schulenburg der Doyen des diplomatischen Corps. Seine Tochter Lilly, im diplomatischen Corps unter dem zärtlichen Namen «das persische Lämmchen» bekannt, war mit einem Engländer verheiratet, mit John Wallis, dem früheren Moskauer Reuter-Korrespondenten, der dann nach Ankara versetzt wurde. Saeds Gesellschaften waren immer erfreulich.

Mir war es an diesem Sonntag unmöglich, hinzugehen, weil unzählige militärische Berichte geschrieben werden mussten. Andere, die dort waren, erzählten mir, sie hätten einen angenehmen Nachmittag im Garten verbracht. Es herrschte eine gewisse Spannung. Das kam daher, dass unter den Briten seit einigen Tagen davon gemunkelt

wurde, Iran könnte etwas Peinliches erleben, wenn es nicht aufhörte, deutsche Agenten zu beherbergen, statt aufrichtig mit den Alliierten zusammenzuarbeiten. Die damaligen Neutralen schlugen spöttisch vor, die Briten sollten sich nach einem «persischen Quisling» umsehen, ihn in Iran installieren und es dabei sein Bewenden haben lassen. Saed schwieg sich zu allem aus.

Jetzt tut es mir leid, dass ich an der Gesellschaft nicht teilnahm, denn sie war so etwas wie ein Vorspiel zu der ersten gemeinsamen militärischen Aktion, welche die Sowjetunion und Grossbritannien im Rahmen ihres neuen Bündnisses unternahmen, und zu ihrem ersten kombinierten politischen Vorgehen auf dem Territorium eines dritten Landes – der Okkupation Irans.

Diese Besetzung brachte an einer Stelle, wo sich die Interessen der Sowjetunion und des britischen Empire kreuzten, ein schwieriges Problem mit sich. Sie betraf einen dritten Staat, der stolz auf seine Unabhängigkeit, reich an Hilfsquellen und von grosser Bedeutung war, vor allem wegen seiner geographischen Lage zwischen dem Kaukasus und Indien, an zwei wichtigen Welttrouten, die im Osten zu den Vorposten Grossbritanniens und im Norden zur russischen Front führten.

Am Tag nach dieser Gesellschaft erhielt Saed noch vor dem Morgen grauen einen telefonischen Anruf in seiner Datsche. Er wurde in den Kreml gebeten. Aussenkommissar Molotow überreichte ihm eine lange Note.

Sie begann in dem höflichen Ton, in dem diplomatische Noten seit jeher eingeleitet werden, ganz gleichgültig, wie hart sie gegen Ende werden:

«Die Sowjetregierung hat sich, geleitet von einem Gefühl der Freundschaft für das iranische Volk und von Achtung für die Souveränität Irans, stets einer Politik befleissigt, die darauf abzielt, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Iran zu befestigen.»

Sie gab einen Überblick über die Geschichte der Beziehungen zwischen Sowjetrussland und Iran auf Grund eines im Jahre 1921 abgeschlossenen Vertrages. Artikel VI dieses Pakts sah vor: im Falle, dass

eine dritte Macht in Iran zu intervenieren oder das Land als Basis gegen Russland zu benutzen suchte und damit eine Bedrohung Russlands oder seiner Alliierten schüfe, deren Iran nicht Herr zu werden vermöchte, sollte die Sowjetunion das Recht haben, Truppen in Iran einmarschieren zu lassen und dort zu unterhalten, bis die betreffende Gefahr beseitigt sei.

Dann sprach die Note von der Tätigkeit deutscher Agenten in Iran, die in mehr als fünfzig iranischen Institutionen hohe offizielle Stellen erlangt hätten und ihre Beschäftigung dort als Tarnung zur Organisation von Terroristenbanden auf dem angrenzenden Sowjetterritorium einschliesslich der Ölfelder von Baku und zur Vorbereitung eines militärischen Staatsstreichs in Iran benutzten.

«Die in Iran infolge der erwähnten Umstände geschaffene Situation birgt grosse Gefahren», besagte die Note.

Die Sowjetunion und Grossbritannien hätten, hiess es weiter, dreimal Iran ersucht, diese Gefahr auszuschalten, das letzte Mal am 16. August, und kein einziges Mal sei eine zufriedenstellende Antwort erfolgt. Darum habe, so schloss die Note:

«die Sowjetregierung... sich gezwungen gesehen, die nötigen Massnahmen zu treffen: nämlich vorübergehend Truppen zu Zwecken des Selbstschutzes in Iran einmarschieren zu lassen.»

Während Saed dieses Dokument im Kreml las, wurde vom Aussenamt in London eine ähnlich lautende Erklärung abgegeben. Am frühen Morgen des 25. August marschierten russische und britische Truppen in Iran ein.

Saed fuhr zu seiner Botschaft zurück und setzte augenblicklich eine Depesche nach Teheran auf. Er war ein Realist. Da er als Student in St. Petersburg, als Konsul in Baku und als Botschafter in Moskau viele Jahre in Russland gelebt hatte, wusste er, dass von Widerstand keine Rede sein konnte. Er war ein tapferer Mann. Nach einer langen Laufbahn im Dienste des Riza Schah Pahlevi kannte er die heftigen, sich oft physisch äussernden Reaktionen, mit denen dieser eigensinnige Monarch alle Informationen oder Ratschläge aufnahm, die ihm widerwärtig waren. Dennoch empfahl Saed seiner Regierung, ihre hewaff-

neten Truppen von der Grenze zurückzuziehen und sich widerstandslos zu fügen.

Seinem Rat wurde nicht sofort Folge geleistet. Es kam hier und da zu vereinzeltm Widerstand, der jedoch, wie Saed vorausgesagt hatte, nutzlos war. Die Rote Armee marschierte südlich vom Kausasus nach Tabris im Westen und Asterabad im Osten des Kaspischen Meers. Die britischen Truppen rückten nördlich vom Persischen Golf und östlich von Irak vor und besetzten im Süden den Hafen Bandar Maschur und das Ölzentrum Abadan, im Zentrum die Ölfelder von Naft-I-Schah und Kasr-I-Schirin. Die alliierten Einheiten führten ihre Bewegungen mit mathematischer Exaktheit, genau nach dem festgesetzten Zeitplan, durch, als ob sie Manöver auf ihrem eigenen Territorium abhielten.

Der Marsch ging durch ein kahles Land, das seit Jahrhunderten den Ausländern zum grössten Teil verschlossen geblieben war. Sowjet-Berichterstatter bei der Roten Armee meldeten, dass sie auf den Feldern von klugen alten Bauern begrüsst worden seien, die sie auf Grund des Artikels VI des 1921 abgeschlossenen Vertrages zwischen Sowjetrussland und Iran willkommen hiessen, eines Artikels, der den meisten vornehmen Diplomaten Moskaus kaum, wenn überhaupt bekannt war, bevor die Alliierten in Iran einrückten. Sie berichteten auch, sie hätten andere, primitive Menschen gesprochen, die nichts davon wussten, dass die übrige Welt im Krieg sei.

Dieses alte Land, das erst, seit Riza Schah, der Oberbefehlshaber der Armee, 1925 zum Herrscher geworden war, sich darum bemühte, Anschluss an die moderne Zeit zu finden, war nicht imstande, einen Krieg Muster 1941 zu führen. Am 28. August gab seine Regierung bekannt, sie habe ihren bereits zerstreuten Truppen den Befehl gegeben, das Feuer einzustellen.

Die Russen und die Briten marschierten gemäss einem im voraus entworfenen und gemeinsam akzeptierten Zeitplan weiter nach Teheran. Am 16. September abdizierte Riza Schah, seit sechzehn Jahren absoluter Monarch, und überliess den Thron seinem Sohn, dem damals einundzwanzig Jahre alten Mohammed Riza Pahlevi. Der alte Schah fuhr nach Isfahan im Süden und begab sich von dort in ein behagliches Exil

unter dem Schutz der Briten. Am nächsten Tag, dem 17. September, rückten russische und britische Truppen in den Vorstädten Teherans ein. Iran war in den Händen der Alliierten.

Saed war ein Patriot. Nachdem er sich vor der unvermeidlichen Gegenwart gebeugt hatte, ging er unverzüglich daran, mit seiner Arbeit eine Zukunft vorzubereiten, in der die russischen und britischen Truppen sein Vaterland wieder räumen und es den Iranern überlassen würden, ihre Angelegenheiten als loyale Verbündete selbst zu regeln. In offiziellen Gesprächen erinnerte er immer wieder an den alten Spruch, dass zwei eine angenehme Gesellschaft, drei schon zu viel seien, und gab zu verstehen, dass, da man unter den dreien doch nicht zwei zum Zusammenleben auswählen könne, sowohl die Russen als auch die Briten sich zurückziehen und Iran sich selbst überlassen sollten.

Er betrieb eine vorausblickende Politik, die seine Regierung übernahm und der schliesslich auch Erfolg beschieden sein sollte. Er kehrte nach Teheran zurück, um diese Politik als Aussenminister zu fördern. Mittlerweile hatten die Alliierten jedoch, nachdem sie ihr unmittelbares Ziel, Iran von den deutschen Agenten zu befreien, erreicht hatten, etwas Neues im Auge, nämlich die durch Iran führenden Verkehrswege zur Belieferung Russlands in der Hand zu behalten, auszubauen und zu schützen.

Am 29. Januar 1942 wurde zwischen der Sowjetunion, Grossbritannien und Iran ein Bündnisvertrag abgeschlossen. Um diese Zeit hatten die russischen und die britischen Truppen sich schon in getrennte Zonen im Norden und im Süden Irans zurückgezogen und Teheran unbesetzt gelassen. Die militärische Operation wurde erfolgreich abgeschlossen. Zu bewältigen war jedoch das delikate Problem des politischen Vorgehens in den nächsten Monaten.

Ich flog am 9. März 1942 von Kuibyschew nach Teheran. In den meisten Kriegen sehen Berichterstatter in einer Stadt eines benachbarten neutralen Landes eine Nachschubbasis. Von Spanien waren wir nach Perpignan in Frankreich gefahren, um einzukaufen. Von Russland aus begaben wir uns nach Teheran.

Die grosse silberglänzende Douglasmaschine, deren ungetarnte Bord-

wände und Flügel mit roten Sternen markiert waren, machte den Flug in einem einzigen Tag. Es war ein fast erschreckender Übergang von dem funkelnden Schnee und den achtundzwanzig Grad unter Null in Kuibyschew am Morgen zu der weichen, violett schimmernden vulkanischen Erde und den zwanzig Grad über Null in Teheran am Abend. Wir flogen über die verschneiten Steppen Südrusslands, die Eisschollen auf dem Kaspischen Meer und den kahlen, öldurchtränkten Boden des Kaukasus in sechs Stunden nach Baku, überflogen nochmals das Kaspische Meer, nahmen Kurs auf die hochragenden Gipfel des Elbrus-Gebirges und kamen, gerade als die untergehende Sonne den Demawend-Berg im Hintergrund mit einem rosigen Hauch überzog, zum Plateau von Teheran herunter.

Die erste Überraschung war die Leichtigkeit, mit der man jetzt nach Iran hineinkonnte. Zu den Zeiten des alten Schah war ein Einreisevisum eine Seltenheit gewesen und einem Berichtersteller kaum je bewilligt worden. In Baku mussten sich die Passagiere Impfungen unterziehen, die den Behörden Irans noch immer notwendig erschienen. Wir kamen jedoch ohne alle Formalitäten in das Land, ohne Passrevision, ohne Gepäckuntersuchung, ohne irgend einen Empfang, sogar ohne einen Omnibus vorzufinden, der uns vom Flugfeld hineinführen konnte. Obwohl Iran technisch nicht ein besetztes, sondern ein verbündetes Land war, hatte die Regierung auf jeden Schein einer Grenzkontrolle verzichtet.

Schliesslich erschien ein Wagen von der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten, der die amerikanischen Passagiere in die Stadt führte, und dort erlebten wir unsere zweite Überraschung. Es herrschte Wohnknappheit: weder im Firdusi noch in einem anderen Hotel waren Zimmer zu haben. Ich fand eines ohne Bad in einer nahegelegenen Pension. Ausserdem war um elf Uhr Zapfenstreich, und ich musste um diese Zeit wieder in meinem Zimmer sein. Ich ging zum Dinner ins Firdusi hinüber. Es war das Hauptquartier der Berichtersteller in Iran, ganz wie es in Spanien das Majestic in Barcelona gewesen war, in Frankreich das Lancaster in Paris, und in Russland das Metropole in Moskau. Im Firdusi erlebte ich die erste angenehme Überraschung: schneeweiss ge-

deckter Tisch, Geschirr aus funkelndem Silber, allerbestes Essen – eine dicke Suppe, eine Omelette, Steak mit Bratkartoffeln und Spinat, Eiscreme und türkischer Kaffee.

Reisende, die vom Süden nach Teheran kamen, erblickten darin das Ende der Welt, einen Talmi-Ort, von dem aus es in die Wildnis ging. Wenn man vom Norden hinkam, glaubte man im verheissenen Land zu sein, das wohl nicht so sehr von Milch und Honig floss, was wir in Russland auch noch haben konnten, wie von Tabak, Farbbändern und allen anderen Waren, an denen wir Mangel hatten. Die Stadt steht auf einem Plateau aus Sand und Kies mit widerstandsfähigen kleinen Pflanzen, über das die Wirbelwinde den Sand peitschen. Im Norden erheben sich über ein Vorgebirge aus zackigem schwarzem Gestein die schneebedeckten Berge. In Teheran gibt es eine Hauptgeschäftsstrasse, die Lalesar. Ihre Schaufenster waren angefüllt mit persischer Seide, persischen Teppichen und persischem Silber, mit schottischen Tweeds und schottischem Whisky, französischen Parfums, französischem Vermouth und Cognac, englischem Tuch, amerikanischen Toiletteartikeln, Schweizer Uhren, deutschen Instrumenten, allen Reichtümern der Welt. Es gab sogar Baumwollstoff mit dem Stempel «Made in the U.S.S.R.», der in der Sowjetunion nicht zu haben war, aber für die kostbare Auslandsvaluta exportiert wurde, mit der wieder Rüstungsgegenstände zur Fortführung des Krieges bezahlt wurden. Die offenen Märkte waren wohlversehen mit Obst, Gemüse und Wild. Für uns, die wir danach hungerten, war besonders der Goldglanz der Zitronen verlockend. Die letzten Modelle amerikanischer Automobile flitzten durch die Strassen. Auf den Trottoirs schritten persische Damen, die zarten Beine in Seidenstrümpfe gehüllt, zierlich in kurzen Kleidern einher.

Die Situation unterhalb dieses zur Schau getragenen Reichtums war nicht so gut. Es existierte nur diese einzige Strasse der Reichtümer, und so prächtig sie auch dem aus dem Norden Kommenden dünkte, sie war nur eine Papiermachehülle, welche die Schwärze darunter verbarg. Mir schien die Geschichte Irans in der Geschichte seines Theaters ihren symbolischen Ausdruck zu finden.

Iran hatte kein Drama, keine Musik, keine Schauspieler, keine Sän-

ger und keine Tänzer, aber der alte Schah hatte sich in den Kopf gesetzt, er müsse ein Nationaltheater haben. Es wurde also mit der Errichtung eines gewaltigen Steingebäudes in der Firdusi-Strasse begonnen. Als seine Mauern standen, es aber noch nicht fertiggestellt war, starb der Architekt, von dem der Plan stammte. Das Haus, dessen Fundamente schwach waren, begann abzusacken, und die Mauern wurden rissig. Daraufhin errichteten die Perser einen Holzzaun, um diese klaffenden Wunden zu verbergen, und stellten den Bau ein. Da stand es nun wie eine Bombenruine, wie Iran selbst auf schwachen Fundamenten schwankend.

Das alte Iran war gefährdet. Es war unterminiert von der Achsenpropaganda. Man hatte den Menschen dort erzählt – und viele von ihnen glaubten es anscheinend auch – Hitler sei ein Moslem, der ursprünglich Haidar geheissen habe und in einem persischen Bergdorf zur Welt gekommen sei. Sechzigtausend Perser sollten ihn auf einer Pilgerfahrt zu ihrer Heiligen Stadt Mesched gesehen haben. Diese Nazi-„Moslem« traten natürlich für die Sache der Arier ein, da der Islam die herrschende Religion und die Arier die herrschende Rasse des Iran waren. Der Name Deutschlands selbst (Germania) sollte dem Namen eines anderen Bergdorfs im Iran, Hermania, nachgebildet sein.

Die Deutschen hatten sich die antisemitischen Gefühle dieser echten Arier zunutze gemacht. Die Studenten sangen ein Lied, das folgendermassen ging:

Komm, lieber Hitler,  
Wir erwarten Dich,  
Eine Million Juden  
Sinkt zu Deinen Füßen  
Bei jedem Schritt,  
Den Du näher kommst.

Die Studenten malten sich mit Kreide das Hakenkreuzzeichen auf die Handfläche und drückten es den Juden auf den Rücken ihrer schwarzen Gewänder. Auch auf Trottoirs und Mauern wurde das Hakenkreuz gemalt. Ich sah einen alten Mann, der offensichtlich nicht ganz bei Trost war, in der Mitte einer Strasse gehen; er lallte irgend-

etwas laut vor sich hin. Ein Taxichauffeur, bei dem ich mich danach erkundigte, was der Mann da rief, sagte mir: *«Russes, Anglais, salauds, salauds, je m'embête, je m'embête.»*'''

Die Achsenpropaganda hatte leichte Arbeit, weil ihr der ungesunde Zustand der Finanzen zu Hilfe kam. Die Deutschen hatten den Markt mit allen Waren, von Grammophonplatten bis zu Aspirin-tabletten, überschwemmt. Jetzt war es den Persern fast unmöglich, von den Alliierten zu importieren, denn es stand kein Schiffsraum zur Verfügung. Dollars und Pfunde, mit denen die Ausgaben der Amerikaner und der Briten bezahlt wurden, strömten herein, aber die Perser konnten mit dem Geld nur wenig anfangen. Die unmittelbare Folge war eine Finanzkrise. Die Nationalbank von Iran weigerte sich, ausländische Valuten zum festgesetzten Kurs zu kaufen, und schlug eine Abschaffung der Kurskontrolle vor, die zu einer Herabminderung der Relation: sechs- unddreissig Rial für den Dollar, geführt hätte. Tatsächlich wurde auf der schwarzen Börse der Dollar mit fünfunddreissig, also einen Point unter dem offiziellen Kurs notiert. Die Briten widersetzten sich in aller Form jeder Änderung der ausländischen Devisenkurse, und zwar mit der durchaus berechtigten Begründung, dass der Wert des Pfundes oder des Dollars auf diesem lokalen Markt nicht der wirklichen Kaufkraft auf dem Weltmarkt entsprechen würde. Die Perser hatten jedoch mit einer lokalen Situation zu tun. Schliesslich erhielt die Melli Nationalbank die Genehmigung, ihren Banknotenumlauf zu erhöhen, und die Devisentransaktionen wurden wieder aufgenommen, aber die bösen Gefühle blieben bestehen.

Die wirtschaftliche Lage war noch schlimmer als die finanzielle. Zeichen dafür waren in den überfüllten Seitengassen Teherans zu sehen, in denen in Lumpen gekleidete Bettler um Almosen winselten und Weiber, die ihren Schleier mit den Zähnen festhielten, Säuglinge an ihre mageren Brüste pressten. Es herrschte eine Entsetzende Armut. Die Ernährung dieser armen Menschen war ein schwieriges Problem. Ihr Hauptnahrungsmittel war Brot, und Iran konnte sich nicht selbst erhalten. Nach einer Schätzung des Finanzministeriums produzierte das Land für seinen Jahresverbrauch hunderttausend Tonnen

Weizen zu wenig; sechzigtausend waren bereits geliefert worden, vierzigtausend standen aber noch aus. Die Presse brachte immer wieder Beschwerden: «Ein grosser Teil der Bevölkerung Irans ist seines täglichen Brots beraubt. . . die Qualität des Brots ist nicht zufriedenstellend; vor allem in der letzten Zeit ist es sehr schlecht . . . Wir hoffen, dass unsere Alliierten in diesem kritischen Augenblick den von ihnen eingegangenen Verpflichtungen hinsichtlich der Nahrungsmittellieferung nachkommen werden . .

Am unerfreulichsten von allem war die politische Situation. Für den jungen Schah hatte jeder, der ihn kennen lernte, Sympathien. Erschien ein stattlicher, intelligenter, wohlmeinender junger Mann zu sein, der ein ausserordentliches Interesse für das Schicksal seiner Nation empfand und voll der schönsten Ideale war. Aber er tat wenig oder nichts dazu, sie zu realisieren. Das Regime glich in geradezu verblüffender Weise dem Frankreichs kurz vor dem Zusammenbruch. Der Staatschef war schwach oder hatte nicht den Willen, die Macht, so weit er sie hatte, auch auszuüben. Das Kabinett bestand aus den Überbleibseln ehemaliger Regimes, die in den Augen des Volkes bereits diskreditiert waren. Das Parlament führte endlose Debatten nicht über die wirklichen Probleme, sondern über kleinliche politische Angelegenheiten, die die Abgeordneten persönlich betrafen. Selbst die französische Form der Parlamentsvorlagen, Debatten und Vertrauensfragen wurde in diesem asiatischen Königreich noch beibehalten. Schlimmer noch, es war ein Land ohne politische Parteien, mit einem mittelalterlichen System der Gutsherren-Vertretung, das sich bemühte, die Praxis einer modernen Demokratie durchzuführen. Und die ins Parlament gewählten Männer konnten kein Amt in der Regierung bekleiden. Die Mitglieder des Kabinetts mussten aus den Reihen einiger weniger «Ministeriumsfähiger», berufsmässiger Amtsinhaber gewählt werden.

Das Land machte eine Periode chronischer Kabinettskrisen durch. Während ein «Ministeriumsfähiger» nach dem anderen eine Regierung bildete, jedoch nicht das Vertrauen des Parlaments gewinnen konnte und demissionieren musste, sahen Schah und Armee, die wirklichen Mächte, müssig zu. Im August, als die Alliierten in Iran einmarschier-

ten, hatte Ali Khan Mansur demissioniert. Ali Khan Furanghi diente als Premier gerade lang genug, um die Kooperation seines Landes mit der Sowjetunion und Grossbritannien einleiten zu können, und machte dann einer ganzen Reihe von Politikern Platz. Eine dauernde Lösung war nicht in Sicht, denn es gab, höchstens mit Ausnahme des jungen Schah, niemanden, der stark genug gewesen wäre, alle Faktionen des Landes in einer Politik aufrichtiger Zusammenarbeit mit den Alliierten und ehrlicher Betreuung der Interessen des persischen Volkes zusammenzuhalten.

Es kam zu Unruhen in den Provinzen. Eine Geschichte, für die ich keine Bestätigung erhielt, die man sich jedoch in ganz Teheran erzählte, wollte wissen, dass ein Stellvertretender Militärattaché der Vereinigten Staaten während einer Autofahrt in der Nähe der Hauptstadt von Banditen gefangen genommen und in die Berge geführt wurde, wo der Banditenführer sich als Kollege von einer amerikanischen Schule entpuppte und ihn unter Entschuldigungen frei liess. Es gab noch eine Geschichte, über die ich jedoch direkte Informationen erhielt, und diese hatte ein tragisches Ende. Mrs. Winston Burdett, die lebenswürdige und erstaunlich energische Gemahlin des Korrespondenten des *Columbia Broadcasting System*, eine leidenschaftliche Antifaschistin, wurde auf einer Strasse im Norden von Teheran mit ihrem Wagen angehalten. Ein gedungener Mörder identifizierte sie, erschoss sie und liess sie dann in dem Wagen verbluten, mit dem der verängstigte eingeborene Chauffeur wie besessen davorraste.

Die positive Seite der Angelegenheit war, dass die Alliierten sich mit einem konstruktiven Programm zur Besserung der Situation befassten. Angesichts der Schwierigkeiten und Peinlichkeiten ihrer Aufgaben schienen die sowjetrussischen und britischen Behörden ausserordentlich gut zusammenzuarbeiten. An der Spitze der Sowjetbotschaft stand Andrej Smirnow, ehemaliger Tass-Korrespondent in Berlin; die britische Gesandtschaft wurde von Sir Reader Bullard, einem Veteranen des Diplomatendienstes, geleitet. Sie arbeiteten freundschaftlich miteinander und mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten Louis G. Dreyfus jr. Die Kooperation der Militärmissionen war so eng und

freundschaftlich, dass jeder, der die strikt offizielle und formelle Haltung der Sowjetsoldaten daheim kannte, überrascht war.

Die Alliierten bemühten sich, der Achsenpropaganda mit eigener Propaganda entgegenzuarbeiten. Die Briten setzten ein hektographiertes Nachrichtenblatt in Umlauf, belieferten die Zeitungen mit Reuter-Depeschen und errichteten in dem ehemaligen «Braunen Haus» der deutschen Kolonie, das jetzt «Victory House» genannt wurde, eine Zweigstelle des Informationsministeriums. Die Inspirationen des Victory House waren nicht immer glücklich. Eine davon lernte ich kennen – einen Fifi d’Orsay-Film, der auf die Intellektuellen des Landes kaum Eindruck machen konnte. Man erzählte mir, früher hätte das Victory House persischen Gästen einen anderen Film gezeigt, in dem die Verteidigungsanlagen von Singapur gerühmt wurden – *nach* dem Fall von Singapur.

Die Sowjetpropaganda schien erfolgreicher zu sein. Die Tass-Nachrichten monopolisierten anscheinend die Zeitungen. Der Sensationserfolg der Konzertsaison war eine Jazzband aus der Sozialistischen Sowjetrepublik Armenien, und die Perser strömten in Scharen zu einem russischen Farbenfilm, *Rossignol Rossignolet*, und zu einer Wochenschau, in der die Niederlage der Deutschen vor Moskau gezeigt wurde. Die Soldaten der Roten Armee benahmen sich auf das korrekteste, sie zeigten sich entweder überhaupt nicht oder wahrten, wenn sie in Erscheinung traten, völlig die Würde. Britische Soldaten in Feldmontur waren in Nachtlokalen und Bars zu sehen.

Die amerikanische Kultur übrigens war zu dieser Zeit am hervorragendsten vertreten im Pars, einem schäbigen Nachtlokal, wo die Hauptattraktionen ein schwarzer Steptänzer Harry Fleming und ein Mädchen waren, das unter dem Namen Jeannie-Mae auftrat.

Ein neutraler Diplomat erzählte mir, dass die Beliebtheit von Russen und Briten bei den Persern seit dem Einzug der alliierten Truppen eine ausgesprochene Wandlung durchgemacht habe. Vor dem Krieg, so sagte er, sei man zu fünfundsiebzig Prozent für die Briten, und zu fünfundzwanzig für die Russen gewesen, aber jetzt sei man zu sechzig Prozent für die Russen, und nur zu vierzig für die Briten.

Aus der internationalen Dreier-Familie von Russen, Briten und Persern wurde im Frühjahr 1942 eine Vierer-Familie. Die Polen kamen. Die Odyssee, in deren Verlauf diese Menschen nach der 1939 erfolgten Aufteilung ihres Landes in den Osten bis nach Sibirien gekommen waren, brachte sie jetzt nach Iran im Süden, und wohin sie von hier aus noch gelangen sollten, ahnten sie selbst nicht.

Die Grundlagen dieses Exodus waren der am 30. Juli 1941, unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen in der Sowjetunion, in London unterzeichnete gegenseitige Hilfspakt zwischen Sowjet-Russland und Polen, der die Freilassung polnischer Kriegsgefangener und die Bildung einer polnischen Legion in der Sowjetunion vorsah, und ein späteres, am 4. Dezember 1941 zwischen Stalin und General Wladyslaw Sikorski in Moskau getroffenes Abkommen, demzufolge die polnischen Truppen aus der Sowjetunion an andere alliierte Fronten geschafft werden sollten.

Ende März begannen die Polen, nachdem sie von den Russen freigelassen worden waren, per Schiff von Krasnowodsk nach Pahlevi und von dort mit Camions in das Gebiet von Teheran zu strömen. Am 12. April war der erste Auszug vollendet, 44'000 Soldaten und 11'000 Frauen und Kinder, insgesamt an die 55'000 Polen, waren nach Iran gekommen.

Auf sie, die aus dem Schnee und Eis Mittelasiens auf das sonnenbeschienene Plateau von Iran unter den schönen Elbrusbergen kamen, musste es wirken wie das Paradies. Aber nicht alles war reine Schönheit. Es herrschte Krankheit unter ihnen – täglich hundert Typhusfälle. Die Männer wurden in einer Kleinwaffen-Fabrik ausserhalb Teherans kaserniert, die Frauen stopfte man in die ehemalige Offiziersschule. Ein ganzer Wald von Zelten schoss in die Höhe; es gab nur wenig zu essen, und die sanitären Anlagen waren noch mangelhafter.

Die britische Armee nahm die Sache in die Hand, lieferte Nahrungsmittel und Kleidung für die Evakuierten. Das iranische Gesundheitsministerium arbeitete mit dem britischen Sanitätsdienst in der Bekämpfung der Epidemie zusammen. Auch das amerikanische Rote Kreuz leistete Hilfe. Maurice Barber, der damalige Rotkreuz-Delegierte, er-

hielt dringende Anforderungen – zum Beispiel fünfhundert Decken für die Polen – denen er auch stets nachkam.

Neugierige Perser versammelten sich vor den Polenlagern. Eingeborene hockten auf den Strassen und starrten die Ausländer an, Frauen bäugten sie durch ihre Schleier, und elegante iranische Offiziere in hellen, auf Taille geschnittenen Khaki-Uniformen, ritten um die Zelte herum.

General Wladyslaw Anders, der Oberbefehlshaber der polnischen Streitkräfte in der Sowjetunion, kam mit seinen Leuten. Er war als Gefangener mit ihnen im Lubjanka-Gefängnis in Moskau gewesen und nach der Unterzeichnung des sowjetrussisch-polnischen Paktes entlassen worden. Ich sah ihn auf einem Balkon des Hotels Firdusi mit gekreuzten Beinen sitzen und verträumt zu den Bergen blicken, über die er gekommen war. Im Süden lagen die Wüsten des Mittelostens, die sein nächstes Ziel bildeten.

Die Iranier, die gefunden hatten, zwei wären gute Gesellschaft, und drei zu viel, waren der Ansicht, vier Nationen innerhalb ihres Landes seien viel zu viele. Sie wollten die Polen schon weiterziehen sehen und machten Vorstellungen bei der polnischen Regierung, da man daran dachte, die Polen zur Verstärkung der alliierten Truppen im Lande zu behalten. Die Polen mussten also ihre Odyssee fortsetzen.

Als ich ein Jahr später, im Februar 1943, wieder nach Teheran kam, konnte ich feststellen, dass insgesamt etwa 110'000 Polen, 80'000 Soldaten und 30'000 Zivilisten, aus der Sowjetunion evakuiert worden waren. Damit hatte diese Auswanderung ihr Ende gefunden. Die Polen waren auf Grund von Schätzungen der Meinung gewesen, dass sich 1'200'000 bis 2'000'000 ihrer Landsleute in der Sowjetunion aufhielten, aber die Sowjetbehörden erklärten, es seien keine polnischen Staatsbürger mehr auf ihrem Territorium. Verhandlungen über weitere Transporte waren nicht im Gange.

Die polnischen Truppen waren zur Verstärkung der britischen Streitkräfte nach dem Mittelosten geschickt worden. Zahlreiche Zivilisten hatte man nach Afrika verfrachtet. Was noch übrig war, erwartete seinen Transport nach anderen Gegenden. Eines der vorgeschlagene-

nen Länder war Mexiko, aber die britischen Behörden schreckten vor einer Fortsetzung der polnischen Odyssee über die Meere zurück. Auf jeden Fall fielen die Polen den Iranern nicht mehr zur Last.

Im Februar 1943 litt Iran noch immer unter seinen ständigen Kabinettskrisen. Diesmal war Ministerpräsident Achmed Ghawam der Mann, der sich bemühte, an der Macht zu bleiben. Zu diesem Zweck schlug er keine grundsätzlich neuen Massnahmen vor, sondern nur ein Gesetz, nach dem es Parlamentariern gestattet werden sollte, Kabinettsmitglieder zu werden. Kurz vor dieser Krise war es in Teheran zu Brotrevolten gekommen. Ich hatte von dem Brot gegessen und konnte bezeugen, dass es schlecht war – eine Mischung aus Weizen und Gerste, die zwischen den Zähnen knirschte wie Sand. Aber die wahre Ursache der Unruhen war nicht das Brot. Es ging um Politisches.

Die Erklärung, von der man in diplomatischen Kreisen sprach, lautete, Schah und Armee seien gegen den Ministerspräsidenten Ghawan, weil sie fürchteten, er strebe die Errichtung einer Diktatur an, und seinen Plan, amerikanische Fachleute zu Ratgebern in der Armee, der Landesgendarmerie und der Teheraner Polizei zu machen, nicht billigten. Zwei Ghawan gehörende Häuser wurden von den Aufständischen in Brand gesteckt – aber er musste darüber informiert gewesen sein, denn am Tag vor dem Ausbruch der Revolte waren alle Wertgegenstände fortgeschafft worden. Britische Truppen kamen für einige Zeit nach Teheran, und schon ihr Anblick stellte die Ordnung sofort wieder her. Ghawan kämpfte noch einige Tage weiter und suchte im Parlament Unterstützung zu finden, trat jedoch schliesslich von seinem Ministerpräsidentenposten zurück, und Iran war wieder einmal auf der Suche nach einer Regierung.

Diesmal wirkte sich jedoch in dieser Situation ein neuer Faktor aus; eine fünfte Nation hatte sich dem kleinen Völkerbund in Iran angeschlossen. Die Amerikaner waren auf den Plan getreten.

Die amerikanische Politik ging seit dem Einzug der alliierten Truppen in Iran dahin, das Land «aus einem untätigen Anhängsel zu einem willigen Partner» der Vereinten Nationen zu machen. Es standen jetzt amerikanische Fachleute zur Verfügung, die bei der Reorganisie-

## ZWISCHENSPIEL IN IRAN

rung der Ministerien sowie des Finanzsystems, der Armee und der Polizei mithelfen sollte. Und amerikanische Truppen waren gekommen, um den Belieferungsdienst für Russland durchzuführen.

Die Vereinigten Staaten hatten sich in der Tat zum «ehrlichen Makler» bei den Verhandlungen zwischen Persern, Briten und Russen gemacht. Was immer sonst in Iran geschehen mochte, die lebenswichtigen Lieferungen an Camions und Flugzeugen gingen an die Rote Armee ab.

Nach meinem ersten Besuch im Jahre 1942 verliess ich Teheran mit Vergnügen. Ich hatte mich mit Zigaretten, Anzügen, Kleidern, Socken und Schuhen eingedeckt, einige Zitronen und Orangen in die Winkel meines Koffers gesteckt und brannte darauf, wieder zu meiner Arbeit zu kommen. Es war ein Vergnügen, in eine Sowjetmaschine zu steigen, in das abscheuliche Klima des Nordens zurückzufliegen und wiederum diese Schwärme von Menschen zu sehen, die, ohne an Politik zu denken, nur das siegreiche Ende des Krieges vor Augen, arbeiteten und kämpften.

## *Kapitel XIII*

### **DER FELDZUG 1942**

Die deutsche Armee erhob sich aus ihrem Winterschlaf wie eine verwundete, aber noch immer überaus gefährliche Riesenschlange und schlug mit dem panzerbewehrten Schwanz heftig um sich. Ganz entschieden war sie verwundet, denn sie hatte einen Rückschlag erlitten, der zuerst ihren Stolz kränkte, dann ihre Moral anfrass und schliesslich auch ihre physische Kraft herabminderte. Aber sie war keineswegs zu Tode verwundet. Sie hatte einen feindseligen russischen Winter überlebt – etwas, das Napoleon nicht einmal zu versuchen gewagt hatte – wenn sie dabei auch furchtbare Qualen ertrug. Dennoch war sie noch immer fähig, einen zweiten, nahezu tödlichen Streich zu führen.

Im Verlauf der Monate März, April und Mai, während die Wehrmacht zusammengeringt in ihrer Höhle lag, hatte ich die seltene Möglichkeit, auf drei langen Flügen zu beobachten, unter welchen Bedingungen sie den letzten Teil des Winters verbrachte. Als ich im März von Kuibyschew über Baku nach Teheran flog, sah ich das Land wie unter einem gewaltigen Gletscher eingefroren und reglos daliegen; alles bis zum Nordkaukasus hinunter war vergraben unter Eis und Schnee. Einen Monat später, bei meiner Rückkehr über Baku, Astrachan, Stalingrad und Saratow nach Kuibyschew, konnte ich feststellen, dass die Schneegrenze sich bis zu den Wolgasteppen zurückgezogen und ein zähes Gemisch von Schlamm und Schlick aufgedeckt hatte, das

jeden Verkehr mit ebenso grossen Schwierigkeiten bedrohte wie das Eis, das von ihm verdrängt worden war. Anfangs Mai erblickte ich auf einem Flug von Kuibyschew nach Moskau unter mir ein Gelände, das von Myriaden silbern funkelnder Tümpel und Wasserläufe bedeckt war, von oben ein prachtvolles Bild, für den, der unten war, jedoch eine traurige Angelegenheit.

Es war eine Periode besorgten Wartens und äusserster Wachsamkeit. Man wusste, dass der Feind verwundet, aber noch gefährlich war. Wann, wo und wie kam der nächste Schlag? Gleichzeitig aber herrschte auch, wengleich durchaus nicht in übertriebenem Masse, Zuversicht. Der Feind war bereits einmal zum Stehen gebracht und zurückgeworfen worden. Konnte ihm nicht noch eine, eine ernsthaftere Niederlage bereitet werden? Die Bevölkerung rechnete nicht nur mit einer Frühjahrsoffensive der Wehrmacht, sondern auch mit einer der Roten Armee.

Die Maifeier 1942, die erste im Krieg, ging in stummer Anspannung vorüber. Wie immer traten in allen Städten, Marktflecken und Dörfern der Sowjetunion die roten Flaggen in Erscheinung, die Tafeln mit den Devisen und die Bilder der Mitglieder des Politbüros, aber das war auch alles, was von der einst so umfassenden Feier des internationalen Arbeitstages übrigblieb. Die Bevölkerung verzichtete, auf eigenen Wunsch und im eigenen Interesse, auf den Feiertag sowie auf die traditionellen Demonstrationen und arbeitete. Die Rote Armee hielt, statt über den Roten Platz zu paradieren, Wache an der Front. Die Sowjetunion, die am 7. November des vergangenen Jahres bewiesen hatte, dass sie, wenn sie wollte, in der Lage war, ihre Feiern durchzuführen, konnte es sich jetzt leisten, alles Gepränge zu unterlassen und einfach weiter Krieg zu führen.

An diesem Maitag sprach Stalin nicht auf der Tribüne an Lenins Grab, aber er erliess als Verteidigungskommissar einen Befehl und richtete eine Botschaft an sein Volk. Er wies mit einiger Ausführlichkeit daraufhin, dass die Deutschen nicht Nationalisten und Sozialisten seien, sondern Imperialisten und Reaktionäre, die man heiss und leidenschaftlich hassen müsse. Er sagte, das Einzige, was noch dazu fehle,

den Eindringling zu vertreiben, seien die Kenntnisse darüber, wie die in die Hände der Roten Armee gelegten Waffen voll ausgenutzt werden könnten, und ordnete an, dass man diese Kenntnisse erwerben müsse. Schliesslich gab er der Armee den Befehl, «das Jahr 1942 zum Jahre der endgültigen Niederlage der deutsch-faschistischen Truppen und der Befreiung des Sowjetlandes von den Hitler-Schurken zu machen!»

Das sah an der Oberfläche nach einer Unterschätzung der Deutschen und einem allzu grossen Vertrauen in die Rote Armee aus. Im Lichte der Geschichte erwies sich dieser Befehl als undurchführbar. Aber er trug zur Stärkung des Vertrauens der Sowjetunion auf ihre Rüstung für den bevorstehenden Kampf bei und gab eine Antwort auf die Frage, die sich alle stellten – wann wird der Krieg zu Ende sein? Dass sich acht Monate später herausstellte, die Antwort sei falsch gewesen, richtete keinen Schaden an, denn um diese Zeit hatte man eine Begründung dafür – das Fehlen einer zweiten Front in Europa – und man hoffte viel entschiedener, dass der Krieg im Jahre 1943 zu Ende gehen könnte.

Während der ersten Monate des Jahres 1942 wurde ausgiebig darüber spekuliert, wie der «Frühlingsfritz», der deutsche Soldat des bevorstehenden Feldzuges aussehen würde. Den «Winterfritz» hatte man überall dargestellt als einen ausgemergelten, hageren, verschmutzten Burschen mit roter Nase und blauen Lippen, einen Shawl um den Kopf gewickelt, den Hals in ein Weiberkleid gehüllt, vor Kälte zitternd, von einem Fuss auf den anderen hüpfend und sich erst mit der einen, dann mit der anderen Hand kratzend. Der «Frühlingsfritz» war, wie aus Berichten über vorbereitende kleine Gefechte hervorging, ein munterer junger Mann, der energisch umhersprang, aus voller Lunge schrie, wild schoss, aber in Deckung lief, sobald er in das wohlgezielte Feuer der russischen Artillerie geriet. Im allgemeinen schien er sich ziemlich jugendlich aufzuführen; jedenfalls füllte er die Linien zwischen den Wintergarnisonen seines Vorgängers auf, so rasch die Umstände es nur erlaubten, machte wiederholte Ausfälle gegen die russischen Linien und brachte es allmählich an mehreren Punkten zu einer zahlenmässigen Überlegenheit.

Dann hieb die Schlange zum ersten Male ernsthaft mit ihrem Schwanz zu. Der Widerhall davon war in Moskau in der Nacht des 11. Mai zu hören. Ich speiste an diesem Abend mit Maurice Lovell, dem alten, und Harold King, dem ihn ablösenden Reuterkorrespondenten, in dem kaukasischen Restaurant Aragwi. Wir gingen, in bester Laune nach einer Mahlzeit aus Kaviar, Krabbensalat, Rettich, grünem Salat, Zwiebeln, Schaschlik, Obst und Kaffee, Wodka, Weisswein und Cognac, zum Hotel zurück und fingen uns Walter Kerr und Jim Brown zu einer Pokerpartie ein. Kaum waren wir so weit, da rief die Presseabteilung an und teilte mit, das Communiqué sei fertig. Wir fragten, ob es wieder dasselbe sei – nichts zu berichten? Nein, es gebe einige Änderungen. Wir gingen also hin und lasen es.

«Auf der Halbinsel Kertsch», hiess es darin, «lieferten unsere Truppen dem Feinde, der eine Offensive begonnen hat, schwere Kämpfe.»

Der Feldzug des Jahres 1942 war im Gange. Tatsächlich hatte er schon vor drei Tagen begonnen, am 8. Mai, als die Deutschen ihren Angriff auf Kertsch, den Nordostarm der Krim, lancierten. Sie hatten sich die Stelle mit aller Umsicht ausgesucht. Kertsch war wohl die verwundbarste aller russischen Positionen. Der Winterfeldzug hatte dort nicht zu einem vollständigen Erfolg geführt. Der russischen Kaukasus-Armee war es gelungen, die Meerenge von Kertsch zu überschreiten und eine Landung durchzusetzen, aber sie verlor Feodosia an der linken Flanke und konnte ihr wirkliches Ziel nicht erreichen; dieses war Simferopol im Herzen der Krim, von wo aus es möglich gewesen wäre, die Besatzung von Sewastopol zu entsetzen und wahrscheinlich die Deutschen aus der Krim ganz auf das Festland zu vertreiben. Die Truppen bezogen jedoch nur Lager auf der kleineren Halbinsel Kertsch, blieben eine Bedrohung und Belästigung für die Deutschen, waren aber selbst in einer unangenehmen und gefährlichen Lage.

Die Deutschen wiederholten ihr altes Spiel mit Luftwaffe und Panzer, brachen nach Kertsch durch und trieben die Russen zum Kaukasus zurück. Am 16. Mai behaupteten sie, Stadt und Hafen Kertsch erobert zu haben. Die Russen gaben eine Woche später, am 23. Mai, zu, dass sie die Halbinsel geräumt hatten. Überraschend war es, dass dies alles

war, was die Deutschen zur Eröffnung ihrer Frühjahrsoffensive unternahmen. Der Durchbruch über den sechzehn Kilometer breiten Hals der Halbinsel Kertsch blieb weit zurück hinter der Eroberung des Balkan im Mai 1941 und der Niederringung Frankreichs im Mai und Juni 1940. Ganz entschieden war die Schlange verwundet.

Vier Tage nach dem Beginn des deutschen Angriffs auf Kertsch machten sich die Russen an ihre eigene Frühjahrsoffensive. Sie lösten am 12. Mai an der Charkower Front einen Grossangriff mit Artillerie- und Luftwaffe-Vorbereitung, Tanks und Infanterie aus. Es war ihr erstes Experiment im eigenen Blitzkrieg, «Molnienosnaja Woina». Es hatte nicht den erhofften vernichtenden Erfolg, war aber auch kein Versager.

Die Offensive setzte an der Winterlinie ein, die etwa achtzig Kilometer östlich von Charkow verlief und in der Gegend von Krasnograd zu dem Frontvorsprung abbog, den die Russen bei Losowaja gebildet hatten. Die vorderste deutsche Linie war rasch durchbrochen, und die Russen rückten in das dicht befestigte Verteidigungsfeld vor. Dort leistete der Feind verbissenen Widerstand, brachte Verstärkungen heran und führte Gegenangriffe durch. Es kam zu Tankschlachten, in denen die Deutschen ihre 21. und 23. Panzerdivision einsetzten. Diese Veteranen erwiesen sich als schwierige Gegner für die kaum flügge gewordenen russischen Blitzkrieger.

Nun starteten die Deutschen eine Gegenoffensive im Abschnitt Isium-Barwenkowo, südlich von Charkow, mit der sie auf die Basis des russischen Frontkeils Losowaja abzielten. Die Schlacht wogte stürmisch vor und zurück: die Russen griffen an der Charkower Front, die Deutschen im Abschnitt Isium-Barwenkowo an; dann kam es zu deutschen Gegenangriffen an der Charkow-Front und zu russischen im Abschnitt Isium-Barwenkowo. Die deutsche Offensive hatte nicht mehr den alten Elan. An die Stelle der ehemaligen unbeschwerten Vorstösse war vorsichtiger Druck getreten. Man verliess sich mehr auf die Vorbereitung durch die Luftwaffe, setzte fünfundzwanzig Bomber gleichzeitig auf einem Frontstück von dreiviertel Kilometer ein und führte über einzelnen wichtigen Punkten bis zu tausend Flügen im Tag durch. Die

neuen Jagdflieger, die Messerschmitt 109 F und Focke-Wulf 198, traten in Aktion. Auch eine neue Tankabwehrwaffe, ein besonders rasch bewegliches, wendiges selbstfahrendes 88-mm-Geschütz, trat in Aktion und bildete den Dritten im Bunde mit der Panzer- und der Flugwaffe. Es war das Geschütz, das auch den Briten in der westlichen Wüste Ägyptens eine peinliche Überraschung bereitete. Ein besserer Austausch militärischer Informationen zwischen den Alliierten hätte den Briten und den Russen einiges ersparen können, was beide über dieses Geschütz aus eigener bitterer Erfahrung kennen lernen mussten. Es war als Luftabwehrgeschütz schon in Spanien und Frankreich bekannt gewesen. Die Überraschung bestand in seiner Umwandlung in ein Tankabwehrgeschütz, in der Massenherstellung und der Taktik seiner Verwendung.

Die Russen kämpften in der Ukraine zwei Wochen lang mit dem Feind. Die Erfahrungen, die sie dabei sammelten, erwiesen sich knapp ein Jahr später im zweiten Winterfeldzug als wertvoll. Sie hatten auch den offensichtlichen Vorteil, zu einer Zeit und an einem Ort zu kämpfen, die sie selbst gewählt und nicht den Deutschen überlassen hatten.

Das Sowinform-Büro fasste die Schlachtergebnisse am 30. Mai in einem Sondercommuniqué zusammen. Die Verluste wurden folgendermassen geschätzt:

Deutsche: 90'000 Mann gefallen oder gefangen, 540 Tanks und voraussichtlich 200 Flugzeuge vernichtet.

Russen: 5'000 Tote, 70'000 Vermisste, 300 Tanks und 124 Flugzeuge vernichtet.

Das Communiqué erklärte, das Ziel der Offensive sei nicht die Eroberung Charkows gewesen, sondern die Ablenkung von dreissig deutschen Infanterie- und sechs Tankdivisionen sowie einer grossen Massierung von Artillerie und Flugwaffe, die vor Rostow konzentriert gewesen seien, einer Stadt, die sich später noch als einer der wichtigsten – und am schwierigsten zu verteidigenden – Orte im ganzen Kriegsverlauf erwies. In dieser Hinsicht wurde ein vorübergehender Erfolg erzielt, denn der Abschnitt Rostow selbst blieb ruhig, die deutsche Offensive war verzögert worden.

Die Ausländskorrespondenten waren in der Lage zu wissen, dass diese Erklärung nicht einfach eine Ausrede war. Während der ganzen Schlacht strichen die Zensoren jede Erwähnung, die davon sprach, die Offensive ziele darauf ab, Charkow zu erobern. Darin drückte sich übrigens einer der Vorteile der Sowjetzensur aus. Der Blaustift strich nicht nur Informationen, die der Sowjetunion schädlich werden konnten, sondern auch solche, von denen der Zensor wusste, dass sie unrichtig waren. Die besten Hinweise auf die Lage an der Front gewann man oft aus einer sorgfältigen Untersuchung der Arbeit des Zensors. Die Depeschen, die von Moskau abgingen, entsprachen fast ausnahmslos der Wahrheit, wie die Berichtersteller sie sahen und die Sowjetbehörden sie bestätigten.

Die Zahlen des Communiqués gaben Aufschlüsse über die Schwierigkeiten, denen die Russen bei der ersten Grossoffensive begegneten, die sie ohne die Hilfe des Winters unternahmen. Siebzigtausend Mann vermisst, das hiess, dass irgendwo auf den Feldern der Ukraine eine ganze russische Armee verloren gegangen war und man von ihrem Schicksal nichts wusste. Sicherlich waren nicht alle in Gefangenschaft gefallen, ein Teil von ihnen musste den Toten zugezählt werden, denn die Russen ergeben sich nicht leicht.

Was die Rote Armee erlitt, war nicht das Dahinsterben eines geschlagenen Heeres. Es waren die Wachstumsschmerzen einer jungen Truppe, die ihre Reife noch erreichen musste. Das Material, das in Verlust geriet, wäre zweifellos bei der späteren verzweifelten Verteidigung der Wolga von Nutzen gewesen, aber die gesammelten Erfahrungen waren wertvoll. Die Schlacht um Charkow gehörte nicht zu den erfreulichsten Kapiteln des russischen Krieges. Nach ihrer Beendigung wurde kaum mehr von ihr gesprochen. Aber einer der Männer, die hier ihre Prüfung bestanden, Generalmajor Wassilij Badanow, der Kommandeur des 24. russischen Tankcorps, errang in der Tankoffensive des nächsten Winters an der Stalingrad-Front als erster den Suworow-Orden, die höchste militärische Auszeichnung für Sowjetoffiziere, und wurde zum Generalleutnant befördert. Seine Einheit wurde zum zweiten Gardetankcorps gemacht.

Nunmehr beschleunigte sich das Tempo des Frühjahrsfeldzuges. Kaum war die Schlacht um Charkow beendet, da drehten sich die Propeller von Hunderten deutscher Bomber in Südrussland, ihre Motoren brüllten auf, und die Maschinen lösten sich schwer beladen von den Rollbahnen für ihren Flug nach Sewastopol.

Schon sieben Monate lang war dieser Hafen am Schwarzen Meer, die letzte Sowjet-Festung in der Krim, belagert worden. Im vergangenen November hatten die Deutschen versucht, die Zitadelle im Sturm zu nehmen. Sie verloren zehntausend Mann und mussten es aufgeben. Im Dezember hatten sie die Stadt in die Knie zwingen wollen. Sie verloren fünfunddreissigtausend Mann und mussten es aufgeben. Die endgültige Offensive leiteten sie am 5. Juni ein. Von weiter oben, von der Charkow-Front, wurde am 10. Juni der Beginn einer anderen deutschen Offensive gemeldet. Die Schlacht auf diesem schwer mitgenommenen Gelände löste sich bald in kurze Gefechte auf. Das Drama von Sewastopol nahm seinen Lauf.

Während die deutschen Bomber über das Schwarze Meer flogen, zog ein Sowjetbomber über den arktischen Himmel und landete in Moskau. Mit ihm kam Aussenkommissar Molotow aus Washington und London von einer Mission zurück, die so geheim wie jede Schlachtvorbereitung und bedeutend wichtiger war als jede Kampfhandlung. Am 11. Juni wurde dem russischen Volk in Sendungen, die über das öffentliche Lautsprechersystem gingen, die überraschende Mitteilung gemacht, dass sein Aussenkommissar mehr als zwei Wochen abwesend gewesen sei, einen Bündnisvertrag in London und ein Abkommen in Washington unterzeichnet habe. Als man dies erfuhr, war er bereits in sein Amt zurückgekehrt.

Anscheinend hatten Hunderte von Menschen in London und Tausende in Washington von Molotows Besuch gewusst, aber sie hatten ihr Geheimnis wohl gehütet. In Moskau trugen nur wenige eine solche Verantwortung, denn bloss die Sowjetbeamten, die direkt mit der Reise zu tun hatten, der britische Botschafter und der Beamte an der britischen Botschaft, der die Nachrichten chiffrierte und dechiffrierte, wussten davon. Wir dachten mit Schauern daran, dass Molotow, wenn die

ausländischen Propheten, die die Niederlage Russlands voraussagten, Recht behalten hätten, nach Berlin und Rom hätte fliegen können – und wir ebensowenig davon gewusst hätten, bis es zu spät gewesen wäre.

Der am 26. Mai von Molotow und Anthony Eden unterzeichnete sowjetrussisch-britische Vertrag ist eines der wichtigsten Dokumente des Krieges. Er sieht ein Bündnis während des Krieges in Europa und für die Nachkriegszeit Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfeleistung vor. Er tritt an die Stelle des am 12. Juli 1941 getroffenen Abkommens über das gemeinsame Vorgehen im Kriege. Teil I, der sich auf die Kriegszeit bezieht, ist eine Wiederholung der Klauseln des früheren Abkommens und betrifft die gegenseitige Hilfe und die Verpflichtung, keinen Sonderfrieden zu schliessen. Teil II, der eine Gültigkeit von zwanzig Jahren hat, fordert gemeinsames Vorgehen zur Erhaltung des Friedens nach dem Krieg, gegenseitige Hilfe im Falle, dass einer der Vertragschliessenden wieder angegriffen wird, Zusammenarbeit zur Organisierung von Sicherheit und Wohlfahrt, und gegenseitigen wirtschaftlichen Beistand.

In den Artikeln 2 und 5 ist das Fundament für den künftigen Frieden gelegt. Der erste besagt: «Die hohen vertragschliessenden Parteien erklären, dass sie bestrebt sind, sich mit anderen, ebenso gesinnten Staaten zusammenzuschliessen, um Vorschläge für ein gemeinsames Handeln zur Erhaltung des Friedens und zur Abwehr von Angriffen in der Nachkriegsperiode entgegenzunehmen»; und in Artikel 5 wird es als Grundsatz festgelegt, «keine territorialen Vergrösserungen für sich und keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten anzustreben».

Das Communiqué über die Londoner Gespräche sprach von dem Vertrauen darauf, dass «der Vertrag eine neue, mächtige Waffe in dem Kampf gegen Hitler-Deutschland und seine Partner in Europa bis zur Erringung des Endsieges sein und eine enge Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern nach der siegreichen Beendigung des Krieges garantieren» werde.

Das Washingtoner Communiqué teilte mit, es seien Massnahmen zur Vermehrung und Beschleunigung der Waffenlieferungen für die

Sowjetunion diskutiert worden und ein Meinungs austausch über die Zusammenarbeit zur Erhaltung des Friedens und der Sicherheit erfolgt.

Beide Communiqués enthielten einen Satz, der noch historisch wurde: In London wurde «volles Einverständnis» und in Washington eine «völlige Übereinstimmung erreicht» – «im Hinblick auf die dringende Aufgabe, im Jahre 1942 eine zweite Front in Europa zu schaffen». Dieser Satz wurde Gegenstand erbitterter öffentlicher Auseinandersetzungen und eines zugespitzten internationalen Misstrauens, das sämtliche Beziehungen der Alliierten zu untergraben drohte. Er war die Ursache weiterer besorgter Verhandlungen. Schliesslich wurde er mit der Auslegung aus der Welt geschafft, er bedeute eine Verpflichtung, die Eröffnung einer zweiten Front anzustreben, aber nicht ein formelles Versprechen, sie zu verwirklichen, denn die Schwierigkeiten, insbesondere hinsichtlich des Schiffsraums, waren gross, und es konnte 1942 zu keiner zweiten Front kommen.

Als Molotow nach Moskau zurückkehrte, war noch keine Verbitterung entstanden. Von allem, was er erreicht hatte, war dieser Satz über die zweite Front den Russen das Wichtigste; es war die Nachricht, die sie voll Bangen erwartet hatten und jetzt jubelnd begrüsst. In alle Ecken der Sowjetunion ergingen Einberufungen, und aus sämtlichen sechzehn Republiken kamen die Deputierten zur ersten Kriegssitzung des Obersten Sowjets, der den sowjetrussisch-britischen Vertrag ratifizieren sollte, im Flugzeug nach Moskau.

Auch das sollte eigentlich ein Geheimnis bleiben. Aber die exotischen orientalischen Gewänder, die schimmernden Kopfbedeckungen, die prachtvoll gestickten Kostüme und die tellergrossen funkelnden Dekorationen der Delegierten aus Mittelasien, Sibirien und Europäisch-Russland konnten in den düsteren Korridoren des Hotel Metropole, wo sie abstiegen, nicht verborgen bleiben.

An dem warmen Nachmittag des 18. Juni gingen die Deputierten über den Swerdlow-Platz, vorüber am Alexandrow-Garten, in dem das frisch geschnittene Gras duftete, zum Borowizkaja-Tor des Kreml, wo sie fünf Kontrollen hintereinander zu passieren hatten. Das Tarnungsnetz, das vor der Fassade des Grossen Palais hing, bewegte sich

in der sanften Frühlingsbrise und hiess sie willkommen. Männer in Uniformbildeten unter der Palais-Stiege Queue, um ihre Pistolen abzugeben, und fuhren dann in den elektrischen Aufzügen zum Ratssaal hinauf.

Um punkt sechs Uhr kam Stalin durch die Tür in der braungetäfelten Wand hinter dem Podium herein. Die Deputierten erblickten sofort seine einfache graue Uniformbluse und standen auf, um ihn mit Rufen zu begrüßen. Drei Minuten lang jubelten sie ihm zu, bis ein Glockenzeichen der Ovation ein Ende machte. Stalin sass mit Kalinin und Malenkow in der Loge des Politbüros rechts hinter dem Platz des Sprechers. Hinter ihnen sassen Woroschilow in Felduniform, Berja, Mikojan, Kaganowitsch und Schtscherbakow. Schdanow, der soeben von Leningrad eingetroffen war, kam zu spät, beugte sich vor, um Stalin vergnügt die Hand zu drücken, und setzte sich in seine Nähe. Molotow, in blauem Anzug, trat auf das Podium.

«Genossen Deputierte», sagte er in seiner einfachen Art, «die Regierung hat es für notwendig gehalten, den am 26. Mai in London abgeschlossenen anglo-sowjetrussischen Vertrag dem Obersten Sowjet zur Begutachtung und Ratifizierung vorzulegen. Das geschieht angesichts der grossen politischen Wichtigkeit dieses Vertrages.»

Er ging dazu über, die einzelnen Klauseln auseinanderzusetzen. Die Deputierten, die alles schon auswendig wussten, hörten träge zu. Stalin drehte sich um und wandte sich Kalinin zu, um mit ihm einige Worte und ein Lächeln zu wechseln. Einen ausserordentlich interessierten Zuhörer gab es, den japanischen Botschafter Naotake Sato. Die Chefs der diplomatischen Missionen, die sich in Moskau aufhielten, hatten an diesem Nachmittag protokollgemäss Einladungen erhalten. Admiral Standley, der in Kuibyschew war, konnte infolgedessen nicht erscheinen. Der britische Botschafter Clark Kerr, der zur Ratifizierung des Vertrages nach Moskau gekommen war, sass in der ersten Loge an der rechten Wand des Ratssaals. In der zweiten Loge war Sato, der in anderen Angelegenheiten, über welche die Alliierten nicht informiert worden waren, die Reise nach Moskau gemacht hatte; er hatte das ungewöhnliche Privileg, zuzusehen, wie das Land, in dem er akkreditiert war, einen Bündnisvertrag mit dem Lande

ratifizierte, mit dem sein Volk im Kriege stand. Offensichtlich bereitete ihm dieses Privileg kein Vergnügen, denn nachdem er drei Stunden lang zugehört hatte, ging er um neun Uhr, bevor die Ratifizierung vollzogen war. Als Molotow zur Interpretierung des Vertrages gelangte, wurde die Versammlung aufmerksam. Höchst interessiert lauschte man, als er auf das Problem der zweiten Front zu sprechen kam. Man applaudierte lebhaft, nachdem er den mittlerweile berühmt gewordenen Satz aus dem Londoner und dem Washingtoner Communiqué zitiert und versichert hatte: «Eine solche Erklärung ist von grosser Wichtigkeit für die Völker der Sowjetunion, da die Schaffung einer zweiten Front in Europa den Hitler-Armeen an unserer Front unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten wird. Wir wollen hoffen, dass unser gemeinsamer Feind bald zu seinem Leidwesen die Ergebnisse der ständig wachsenden militärischen Zusammenarbeit der drei Grossmächte erfahren wird.»

Molotow schloss mit der Erklärung, dass der Sieg über Deutschland näher rücke, und der Bitte um Ratifizierung des Vertrages mit Grossbritannien. Deputierte standen auf, um ihre Zustimmung zu dem Bericht zu geben. Unter ihnen fielen drei auf, Justas Paleckis, V. T. Laciš und I. J. Vares von den Sozialistischen Sowjetrepubliken Litauen, Lettland und Estland. Wenn die Sowjetunion sich auch damit einverstanden erklärte, sich nicht in die Angelegenheiten anderer Nationen einzumischen, so schrieb sie doch gleichzeitig in das Protokoll, dass die Angelegenheiten der baltischen Staaten sowjetrussische Angelegenheiten seien. Als die Prozession der Deputierten ein Ende fand, steckten Stalin und Molotow die Köpfe bereits über anderen Akten zusammen. Es wurde ein formeller Antrag auf Ratifizierung gestellt, der einmütig durch Hochheben der Hände angenommen wurde, und darauf schloss die Sitzung um 9 Uhr 35 mit einer abermaligen Ovation für Stalin. Er blieb einen Augenblick stehen, voll Wohlwollen lächelnd und mit den Deputierten in die Hände klatschend, und eilte dann hin- aus, um zu seiner nächtlichen Arbeit zu kommen.

Es war viel zu tun, denn der Todeskampf Sewastopols wurde akuter und strahlte nach Norden bis in die Ukraine aus.

Die Schlacht um Sewastopol wurde auf historischem Boden geführt. Die französisch-britische Belagerung in den Jahren 1854 und 1855, die zu einer vorübergehenden Besetzung Sewastopols führte, aber schliesslich – was das Schicksal jeder derartigen Belagerung sein muss – mit der Rückkehr der Russen endete, begeisterte Tennyson zu seiner Ballade «Die Attacke der Leichten Brigade», in der er den Ritt der Briten über die Ebene bei dem nahegelegenen Balaklawa unsterblich machte. Diese Verse wiederum veranlassten den Kommentar des französischen Generals: *C'est magnifique, mais ce n'est pas la guerre*. Auch die deutsche Belagerung Sewastopols hatte grossartige Waffentaten im Gefolge, löste aber weder eine grosse Dichtung aus noch eine klassische Bemerkung darüber.

Sehr wenige Presseleute durften Zeugen der Schlacht werden. Einige Lokalreporter verschickten Depeschen. Ein oder zwei Sowjetberichterstatte, aber keine ausländischen Zeitungsvertreter wurden zugelassen. Zum grössten Teil war die Schlacht eine Privatangelegenheit unter Militärs. Die meisten Berichte darüber waren mühsame Schilderungen von Soldaten und Seeleuten, die an den Gefechten teilnahmen. Sechs Monate nach Beendigung der Belagerung wurden die besten dieser Berichte in einem Büchlein, *Die heroische Verteidigung Sewastopols*, gesammelt. Die Schilderungen waren nicht gerade inspiriert, machten jedoch das verwirrende Durcheinander dieses entsetzlichen und dabei glorreichen Kampfes einigermaßen übersichtlich.

Seine Anfänge reichen zurück bis in den September 1941, als die Deutschen die Ukraine durchrasten und den Isthmus von Perekop, den Eingang zur Krim, erreichten. Damals begannen die Mühen der Sewastopol-Verteidiger. Die 7. Marinebrigade, gebildet aus Matrosen des Schlachtschiffs *Paris Commune*, des Kreuzers *Krasnij Krim* und anderer Fahrzeuge der Schwarzmeer-Flotte, ging am 30. September bei Perekop ins Gefecht und errang den ersten Erfolg; sie warf die Deutschen zehn Kilometer weit von Ischuna nach Armjansk zurück. Einen Monat lang hielt sie die Stellung, und schliesslich wich sie vor überlegenen feindlichen Kräften, Artillerie und Flugzeugbombarde-ments durch Knjaschewitschi und Temesch nach Simferopol zurück.

Die Deutschen umgingen Simferopol, schwenkten in westlicher Richtung in das Alma-Tal ein und umfassten die Flanke der Brigade. Die Marinesoldaten erkämpften sich trotzdem den Weg durch das Tal und über die Bergpfade von Simferopol nach Jalta und gruben sich auf den Mackenzie-Höhen bei Sewastopol ein, wo ihnen ihr grösster Kampf bevorstand.

Die Verteidigungsanlagen Sewastopols, eines Marinestützpunktes, waren mittlerweile gedreht worden, um den vom Lande kommenden Feind zu bekämpfen. Schwere, weit reichende Küstenbatterien wurden um hundertachtzig Grad gewendet, und ihre langen Rohre ragten aus neuen Öffnungen in den Betonwänden heraus. Sie waren das Rückgrat der Verteidigung. An den rückwärtig gelegenen Anmarschwegen zum Hafen wurden Befestigungen, Blockhäuser und Tankhindernisse errichtet. Kriegsschiffe, die Marine-Infanterie, weitere aus Matrosen zusammengestellte Spezialbrigaden, Einheiten der Roten Armee und der Roten Luftwaffe führten zusammen die Verteidigung durch.

Die Deutschen stürmten anfangs November in der Hoffnung, die Stadt im Anmarsch nehmen zu können, über die Verbindungswege nach Sewastopol hinauf. Sie erlebten ihren ersten Schock. Die schweren Küstenbatterien eröffneten am 7. November das Feuer und zerschlugen ihre motorisierten Infanteriekolonnen, Kavalleriegruppen, Tanks und Mörserbatterien. Vom 8. bis zum 17. November suchten die Deutschen immer wieder die Stadt zu stürmen, mussten jedoch feststellen, dass ihre leichten Streitkräfte, die Zehntausende von Verlusten hatten, dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Daraufhin gruben sie sich in einem Halbkreis von Katscha bis Balaklawe ein.

Die zweite Offensive gegen Sewastopol begann am 17. Dezember mit einem Trommelfeuer, dem Sturmangriffe auf die steilen Feduchin-Höhen, den italienischen Friedhof und die Anhöhe Besimennaja folgten, die schon bei der ersten Belagerung Sewastopols Schlachtfeld gewesen waren. Sechs feindliche Divisionen, darunter die rumänische Division Antei und deutsche SS.-Einheiten, griffen an. Am 21. Dezember näherten sie sich den Mackenzie-Höhen, und am 24. machten sie ihre gewaltigste Anstrengung, aber sie wurden zurückgewiesen.

Noch einmal versuchten sie es am Silvesterabend; der Angriff misslang, und nach einem Verlust von 35'000 Mann wurde auf weitere Offensiven im Winter verzichtet.

Zur endgültigen Offensive rückte eine grimmig entschlossene, schwer ausgerüstete Streitmacht heran. Zuerst kam das beste deutsche Fliegerkorps, das 8.; es begann mit den Bombardierungen am 20. Mai und intensivierte sie unablässig, bis es in den letzten Tagen vor dem 2. Juni täglich fast tausend Flüge machte und zweitausendfünfhundert bis sechstausend Bomben abwarf. Am 2. Juni traten auch die Belagerungsgeschütze in Tätigkeit, darunter wahre Ungeheuer von 60 cm Kaliber, die in den ersten beiden Tagen des kombinierten Artillerie-Flugwaffe-Angriffs siebenunddreissigtausend Geschosse verfeuerten. Am 5. Juni schliesslich kam der Sturmangriff.

Dieser wurde geführt von der deutschen 22., 24., 28., 50., 72., 132. und 170. Infanteriedivision, der rumänischen I. und 18. Division und der deutschen 18. Tankgruppe unter General Fritz Erich von Manstein, insgesamt dreihunderttausend Mann, mehr als vierhundert Tanks und an die neunhundert Flugzeuge.

Die Verteidiger Sewastopols hatten mittlerweile einen wertvollen Verbündeten, die Rote Flotte, verloren. Der Kreis um die Stadt war so eng geworden, dass nur noch für einige Jäger und einige Kampfflugzeuge Platz war, die zum Schutz der Kriegsschiffe nicht ausreichten. Die grossen Fahrzeuge, deren Geschütze zur Abweisung der beiden ersten Offensiven beigetragen hatten, waren während der dritten nicht mehr imstande, voll zu unterstützen. Den Männern auf dem Lande war es allein überlassen, Sewastopol zu retten oder zu sterben.

Die Deutschen meinten offensichtlich, die Verteidiger seien unter dem furchtbaren Hagel ihrer Bomben und Geschosse schon gestorben. Es wurden Beweise dafür gefunden, dass das Nazi-Kommando erwartete, Sewastopol in drei Tagen zu nehmen. Als die feindlichen Truppen jedoch über die von Bomben- und Granattrichtern durchlöcherten Zufahrtswege zum Hafen vorstürmten, wurde das Land plötzlich lebendig, als wären Drachenzähne gesät worden, und es kam zu einer verbissenen Schlacht.

Die Verteidiger, die eine fünffache Überzahl gegen sich hatten, hielten siebenundzwanzig Tage stand; sie leisteten alles, was Fleisch und Blut hergeben kann. Die Zahl der einzelnen Helden war Legion. An erster Stelle stand Vizeadmiral F. Oktjabrskij, Kommandeur der Schwarzmeer-Flotte, der die Land-, See- und Luftstreitkräfte in Sewastopol befehligte. Er blieb in der Stadt, solange sie gehalten werden konnte, verlegte dann sein Hauptquartier in einen Leuchtturm, um die Evakuierung zu beaufsichtigen, und ging als einer der Letzten. Nach ihm kam Generalmajor I. I. Petrow, der sich mitten im Bomben- und Granatenhagel unablässig und unerschütterlich den langen, seidigen Schnurrbart strich und die Bodentruppen befehligte. Unter ihm kämpften Männer und Frauen, die ihm an Tapferkeit, wenn auch nicht an Rang ebenbürtig waren. Dann die fünf Matrosen Nikolaj Filtschenko, Wassilij Zibulko, Juri Parschin, Iwan Krasnoseltzkij und Daniel Odinzow, die es den achtundzwanzig Helden der Moskauer Front gleichtaten: sie banden sich Handgranaten an die Koppeln, sprangen unter eine vorrückende feindliche Tankkolonne und sprengten die Tanks – und damit auch sich selber – in tausend Stücke. Sergeant Ludmilla Pawlitschenko, die den Feind mit unversöhnlichem Hass belauerte und mit ihrem Gewehr dreihundertneun abschoss. Die namenlosen Zivilisten, die in den unterirdischen Gewölben unter den Kalkfelsen litten, hausten und arbeiteten, die Munition für die oberhalb von ihnen Kämpfenden herstellten und die zu ihnen heruntergeschafften Verwundeten pflegten.

Es kam der Augenblick, da sie am Ende ihrer Kräfte waren. Die Flagge Sewastopols wurde in der Nacht des 2. Juli gestrichen. Am nächsten Abend gab das Sowjet-Informationsbüro bekannt: «Nach achtmonatigem heldenhaftem Widerstand haben sich unsere Truppen aus Sewastopol zurückgezogen.»

Für die Deutschen, die an den Leichen ihrer gefallenen Kameraden vorbei in die Ruinen einer toten Stadt defilierten, war es ein Pyrrhussieg. In den letzten fünfundzwanzig Tagen der Belagerung hatten sie nach Schätzungen des Sowinform-Büros 150'000 Mann, davon mindestens 60'000 gefallen, mehr als 250 Tanks und über 300 Flugzeuge

verloren. Die russischen Verluste zwischen dem 7. Juni und dem 3. Juli wurden auf 11'385 Tote, 21'099 Verwundete, 8'300 Vermisste, 30 Tanks, 300 Geschütze und 77 Flugzeuge geschätzt. Das dürften auch alle Tanks, Geschütze und Flugzeuge sein, die überhaupt da waren. Im Verlauf der ganzen Belagerung hatten die Deutschen 300'000 Gefallene und Verwundete eingebüsst. Und das Wichtigste von allem: sie hatten Zeit verloren. Das Sowjetcommuniqué besagte:

«Die militärische und politische Bedeutung der Verteidigung Sewastopols im patriotischen Krieg des Sowjetvolkes ist ausserordentlich. Die Verteidiger der Stadt verwirrten und vereitelten die Pläne des deutschen Oberkommandos, indem sie gewaltige deutsche und rumänische Streitkräfte auf sich zogen und festhielten. Die eherne Tapferkeit der Sewastopoliten ist einer der wichtigsten Gründe für den Zusammenbruch der gross angekündigten «Frühjahrs-offensive» der Deutschen.»

Nun war die Offensive in vollem Schwung. Es war spät, denn die erste grössere Anstrengung, die, wiederum am 22. Juni, genau auf den Tag ein Jahr nach Beginn der Invasion, von Charkow ausging, erstarb allmählich, nachdem die Rote Armee von Kupjansk nach dem Südosten gedrängt worden war. Die Anstrengung hatte auch einen geringeren Umfang, denn sie beschränkte sich diesmal auf einen einzigen russischen Sektor, den Südwesten, und erstreckte sich nicht auf die Gesamtfrent. Sie bohrte sich, wie ein hartnäckiger Finger, weiter nach Norden fort, von Kursk aus, dann von Bjelgorod zwischen Charkow und Kursk und erzwang sich schliesslich ihren Weg ins offene Gelände. Drei Tage nach der traurigen Bekanntgabe des Falles von Sewastopol, am 6. Juli, berichtete ein noch beunruhigenderes Communiqué über Kämpfe westlich von Woronesch.

Wie ein Waldbrand lief die deutsche Offensive von Woronesch aus weiter nach Süd westen . . . Rossosch . . . Kantemirowka . . . Lissitschansk . . . Bogutschar . . . Millerowo . . . Woroschilowgrad . . .

«Wohin wollen sie, nach Rostow oder nach Stalingrad?» fragte

Es ging weiter . . . Zimljanskaja . . . Nowotscherkassk . . . Rostow im Süden . . . Klejtskaja . . . Kotelnikowo im Osten.

Rostow und Nowotscherkassk, gleich nördlich davon, waren nach Sewastopol Enttäuschungen. Der *Rote Stern*, die Zeitung der Roten Armee, sprach das unverhohlen aus:

Wir haben unter den Mauern aller Städte und an den Zufahrtswegen zu allen Dörfern alles, was dazu nötig ist, die faschistischen Streitkräfte niederzuringen, den Vormarsch des Feindes zum Stillstand zu bringen und ihn schliesslich zu besiegen. Auch während der Verteidigung von Nowotscherkassk und während des deutschen Vormarsches auf Rostow standen alle diese Möglichkeiten zu Gebote, aber sie wurden nicht voll ausgenutzt. Einzelne Feiglinge und Panikmacher liefen vom Schlachtfeld davon. Die Führer verfügten nicht über die nötige Festigkeit, rechtzeitig gegen Feiglinge und Schwankende in der notwendigen Art vorzugehen. Nowotscherkassk und Rostow, die für eine lange, unerschütterliche Verteidigung vorbereitet waren, sind vom Feind genommen worden.

Aber nun überrannten die Deutschen auch den Nordkaukasus . . . Armawir . . . Krasnodar . . . Maikop . . . Mineralnij Wodi . . . Pjatigorsk . . .

Am 23. August meldete das Sowjetcommuniqué, die Zentren der Schlachten lägen in der Gegend von Klejtskaja, nordwestlich Stalingrad, und Kostelnikowo, südwestlich dieser Stadt, sowie bei Pjatigorsk im Ost-, und südlich von Krasnodar im Westkaukasus. Am gleichen Tag behaupteten die Deutschen, sie hätten den Don überschritten und marschierten in Richtung Stalingrad.

Es handelte sich um ein Täuschungsmanöver. Die wichtigsten deutschen Ziele schienen der Wasserweg der Wolga und die Ölfelder von Baku zu sein. Tatsächlich aber ging aus Informationen, die das Sowjetkommando hatte, und zu denen auch die Disposition der deutschen Hauptstreitkräfte gehörte, deutlich hervor, dass es sich dabei nur um Nebenziele für das Jahr 1942 handelte. Das Hauptziel war Moskau.

Die stärksten Truppen wurden nicht im Süden, sondern in den Gebieten von Orel und Stalingrad konzentriert. Ihr Vorstürmen nach dem Süden verfolgte den Zweck, die russischen Reserven dorthin zu locken. Dann wollten die Deutschen in östlicher Richtung weitermarschieren, Moskau von der Wolga und dem Ural isolieren, die Hauptstadt einschliessen und besetzen und dem Krieg ein Ende machen.

Wiederum hatten die Deutschen, wie bei Moskau, «zu viel und zu bald» versucht. Denn jetzt waren sie zu der Stadt gekommen, die nach Stalin benannt war.

Der grösste aller Kämpfe des Jahres 1942 hatte begonnen. Aber während er ausgefochten wurde, tauchte am Horizont etwas anderes auf, der interalliierte Kampf um die zweite Front. Dieser politische Zusammenstoss verlief parallel zum militärischen, auch er hatte seine schwarzen Augenblicke, ehe er so glücklich endete wie die Schlacht um Stalingrad. Aber damals konnte noch niemand ahnen, wie dieses Ende aussehen würde. Wir wussten nur, dass Winston Churchill nach Moskau unterwegs war.

## *Kapitel XIV*

### **WILLKIE UND STALIN**

Im Herbst 1942 war Moskau eine Börse, auf der die Sowjets Vorzugsaktien Zweite Front 1942 anboten. Als nun Wendell Willkie als persönlicher Delegierter des Präsidenten Roosevelt eintraf, und zwar ausdrücklich in Angelegenheiten der zweiten Front, flogen versperrte Türen auf, eingefrorene Gesichter schmolzen und lächelten, und der Kreml bereitete ihm den wärmsten Empfang, der seit vielen Monaten einem Ausländer zuteil wurde.

Im Gegensatz zum Besuch des Ministerpräsidenten Churchill verlief der Willkies im Geiste grösster Bonhomie und endete mit einer völligen Übereinstimmung. Aber Churchill war der Mann, der die Geschicke des einen von Russlands grossen Alliierten lenkte, während Willkie nur Oppositionsführer im Lande des anderen war.

Willkies Besuch in Russland im September konnte keinen unmittelbaren, speziellen Einfluss auf die Kriegführung haben, da er nicht in der Lage war, offizielle Entscheidungen zu treffen, aber der Besuch bildete ein bemerkenswertes Kapitel in der Geschichte dieser Periode. Er bewies das Verlangen der Sowjets nach Verständnis und Freundschaft und leitete eine neue Periode ein, in der man die Alliierten in aller Öffentlichkeit drängte, eine zweite Front zu errichten.

Von diesem Augenblick an war das Problem der zweiten Front aus den privaten Ratszimmern der alliierten Regierungen herausgetreten und in die Arena der öffentlichen Debatte geraten. Ob dieser Schritt

klug war, konnten nur spätere Ereignisse erweisen. Damals wurde er fraglos von verantwortlichen Führern in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten mit Missbilligung betrachtet.

Der populäre Erfolg, den Willkie mit seinem Besuch hatte, stellte sich nicht sofort ein. Er reifte erst allmählich heran.

Als Willkie in seinem grossen, zu einem Transportflugzeug umgewandelten B-24, der «Gulliver» hiess, von Teheran in Kuibyschew eintraf, war zu seinem Empfang eine kleine Sowjetdelegation da, die Losowskij, nicht mehr als ein untergeordneter Vizekommissar, anführte. Den Ersten Vizekommissar für Auswärtige Angelegenheiten und Chef der Sowjetverwaltung für das diplomatische Corps, Wyschinskij, musste er aufsuchen.

Bis zu Willkies Ankunft war man über seine Pläne im Unklaren. Die Berichterstatter in Moskau hatten gehofft und erwartet, er werde sich sofort in die Hauptstadt begeben. Er blieb jedoch drei Tage in Kuibyschew. Ein solcher Besuch ohne Unterstützung der Presse erschien uns unbedingt als Fehler. Man begann sich zu fragen, ob nicht irgendein dunkles Komplott vorbereitet würde, die Reise überhaupt totzuschweigen. In der kalten, feuchten, schweren Moskauer Herbstatmosphäre wuchs ein solcher Argwohn leicht.

In Wirklichkeit erschienen über seinen Besuch ausreichende Berichte von den Korrespondenten in Kuibyschew, und jedenfalls war es eine grossartige Angelegenheit für die Ausländerkolonie und die offiziellen Sowjetrefugies, die in der Provinzstadt an der Wolga isoliert waren. Am ersten Abend war er Ehrengast bei einem Empfang, den Admiral Standley gab, am zweiten bei einem Dinner der chinesischen Botschaft, und am dritten bei einem Dinner, zu dem Wyschinskij einlud. Nach dem chinesischen Dinner besuchte er das Tschaikowsky-Ballett «Der Schwanensee», die Lieblingsvorstellung des diplomatischen Corps im Bolschoi-Theater, dessen Primaballerina Irina Tichomirowa war. Er kletterte aus seiner Loge heraus, sprang, knapp einer Pauke ausweichend, über das Orchester auf die Bühne und überreichte dem Star ein Bouquet – etwas, das man in Russland seit Jahren nicht gesehen hatte.

Diese galante Geste war gar nicht so leicht auszuführen, wie man meinen könnte. Die Idee stammte von Edward Page, dem Dritten Sekretär der amerikanischen Botschaft, der sich daran erinnerte, welchen Eindruck Ribbentrop im Jahre 1939 damit gemacht hatte, dass er bei einer Vorstellung desselben Balletts Olga Lepeschinskaja mit Blumen bedachte. Das Bouquet stellte das Faktotum der Sowjets für die Botschaft, Maurice Seltzer, zusammen, der die Blumen besorgte, indem er über eine Mauer in den Intourist-Garten stieg und sie pflückte. Ausgeführt wurde die Geste von Willkie, was im Grunde keine geringe sportliche Leistung war.

Untertags besuchte Willkie eifrigst Fabriken und landwirtschaftliche Betriebe. Sein letzter Tag in Kuibyschew war besonders interessant. Er fuhr, von einer imposanten Eskorte amerikanischer und britischer Beamter, Generäle und Leibgarden geleitet, mit dem Dampfschiff wolgaaufwärts, um eine Sowchose, ein Staatsgut, zu besichtigen. Sie speisten auf der Hinfahrt zweimal, auf dem Gut einmal und auf dem Rückweg wieder zweimal, und zwischendurch unterhielt sich Willkie mit den Landleuten über ihre Arbeit und den Krieg. Nach der Rückfahrt auf der Wolga traf man gerade noch rechtzeitig für Wyschinskij's Abschiedsdinner ein.

Am 20. September kam Willkie mit seinem Flugzeug am Moskauer Flughafen an. Gleich nach ihm landete der B-24-Bomber des Generals Follet Bradley mit dem Botschaftspersonal. Es regnete ein wenig, aber die Fahnen flatterten im Wind, und eine Sowjetdelegation erwartete die Eintreffenden, darunter Umanskij, der Botschafter in Washington gewesen war, und Dekanosow, der ehemalige Botschafter in Berlin, jetzt Vizekommissar für Auswärtige Angelegenheiten. Offensichtlich war der Besuch bereits ein Erfolg.

Willkie fuhr direkt in das Gästehaus des Aussenkommissariats, wo vor einem Monat, während Churchills Besuch, Averell Harriman abgestiegen war. Die Berichterstatter folgten ihm, und er hielt sofort eine formlose Konferenz ab.

Das Wichtigste, was er zu sagen hatte, war, er habe absichtlich nach einem Zeichen gesucht, aus dem auf ein Nachlassen der russischen

Kriegsanstrengungen geschlossen werden könnte, nach irgendeinem Hinweis darauf, dass die Sowjets sich geschlagen geben könnten, aber er habe nichts Derartiges gefunden. Eindruck schien auf ihn auch die Tüchtigkeit der Sowjetarbeiter gemacht zu haben, die er gesehen hatte, sowie die Anzahl der Fragen, die ihm über die zweite Front gestellt worden waren. Er lehnte es ab, eine eigene Meinung zum Problem der zweiten Front zu äussern – mit der Begründung, dass es für einen Zivilisten nicht klug sei, ohne die notwendige Kenntnis der militärischen Situation darüber zu sprechen. Diese Haltung änderte er jedoch, noch ehe er Moskau verliess.

Er betonte immer wieder die Haltung der Sowjets gegenüber dem Krieg. «Ich habe bewusst nach einem Schwächezeichen gesucht und keines gefunden», erklärte er nochmals. «Ich konnte nichts finden, was ein Nachlassen des Mutes in diesem Lande verriete. Ich habe nichts gefunden, was auch nur auf die geringste Erschlaffung hingewiesen hätte.»

Damals wirkte es absonderlich auf uns, dass er mit solcher Hartnäckigkeit auf einer Tatsache herumritt, die uns schon längst völlig klar war. Am Abend erfuhr ich, weshalb er dies tat.

Walter Kerr kam in mein Hotelzimmer und sagte, er, Leland Stowe und ich seien bei Willkie zum Dinner eingeladen. Wir fuhren mit der Untergrundbahn bis zum Sowjetpalais, stolperten durch die Verdunklung und plantschten durch die Pfützen des Ostrowskij Pereulok zum Gästehaus.

Willkie, einer der wenigen Männer aus meiner Bekanntschaft, die auch im Sitzen alle anderen überragen, hockte am Tisch, und sein gewaltiger Leib liess die leichten Möbel im Raum winzig erscheinen. Es ging mir mit ihm wie mit Stalin und vielen anderen prägnanten Persönlichkeiten, die oft porträtiert und karikiert worden sind: mit seinem Löwenkopf, dem gelockten Haar, das ihm über das rechte Auge fiel, und der langen Oberlippe mit dem Muttermal wirkte er auf mich wie eine Verkörperung aller Bilder und Karikaturen, die ich je von ihm gesehen hatte.

Bei ihm waren Gardner Cowels junior, ein Mitglied der Verleger-

familie Des Moines, und Joseph Barness, der frühere Moskauer Korrespondent und Auslandsredaktor der *New York Herald Tribune*, die beide für das Kriegsinformationsamt arbeiten.

Es war ein Vergnügen, sie zu sehen: frisch von Amerika herübergekommen, in ihren dunklen Anzügen und mit ihrer Art, kurz und direkt zur Sache zu sprechen. Wir unterhielten uns bei einem Glas armenischen Cognacs mit Wasser im Wohnzimmer und dann bei einem wunderbaren Essen: Kaviar, kalte Schweinsfüsse mit Tomaten, Fisch, Braten mit Gemüse, Eiscreme und Kaffee, dazu Wodka, Rot- und Weisswein, Champagner und Cognac.

Es wurde nicht ausdrücklich gesagt, dass das Gespräch nicht zu publizieren sei, aber alle redeten viel, und ich machte mir damals keine Notizen, so dass ich nicht in der Lage bin, zu zitieren. Ich kann jedoch sagen, dass ich den klaren Eindruck hatte, Willkie sei in Moskau, um sich mit Munition für einen politischen Kampf einzudecken, und zwar für den Fall, dass es in Amerika zu einer Friedensbewegung, ausgelöst durch Isolationisten oder Leute der fünften Kolonne, käme, bevor Deutschland und Japan völlig geschlagen seien. Er wünschte, dass die Vereinigten Staaten am Krieg bis zum siegreichen Ende teilnahmen. Seine erste Erklärung hatte den Zweck, alle Schwankenden in der Heimat davon zu überzeugen, dass Russland ein verlässlicher Alliierter sei. Er äusserte sich zwar nicht selbst über die zweite Front, aber seine Erklärung hatte unter anderem den Zweck, damit, dass sie jedem Argwohn, Russland könnte sich zurückziehen und uns im Stich lassen, sobald wir den Kampf mit den Deutschen aufgenommen hätten, ein Ende machte, propagandistisch auf eine Offensive in Westeuropa hinzuarbeiten.

Zu meiner Überraschung stand Cowles gegen zehn Uhr auf, gähnte, entschuldigte sich und ging schlafen. Walter, Lee und ich verabschiedeten uns und begaben uns zu Fuss zu meiner Wohnung, um über den Abend zu reden. Wir waren alle der Meinung, Willkie und seine Leute seien sehr tüchtig und täten etwas Nützliches.

Am nächsten Tag war ich wieder überrascht: ich hörte, Willkie sei an dem schönen, kühlen, klaren Morgen, der die Regenwolken vertrieben hatte, um sechs Uhr aufgestanden. Normalerweise schlief man

in Moskau ungefähr von zwei Uhr nachts bis zehn Uhr vormittags. Viele Russen und Ausländer hatten die Gewohnheit, die Zeit von fünf Uhr morgens bis Mittags im Bett zu verbringen. Stalin, Molotow und andere Mitglieder des Politbüros konnte man in Friedenszeiten in den Morgenstunden sehen, wie sie vom Kreml nach ihrer gewohnten Nachtarbeit durch die Arbat-Strasse zu ihren Datschen hinausfuhren. Und da war nun Willkie mit seiner Lebensregel: Früh zu Bett und früh auf. Ich fragte mich, wie lange er das im russischen Klima ausgehalten hätte, wenn er längere Zeit geblieben wäre. Aber während der Woche, die er sich in Moskau aufhielt, schlief er, wenn überhaupt, immer nur bis sechs Uhr; er nahm Vitaminpillen; erjagte täglich herum und unterwarf die Sowjetkapitale den anstrengendsten Besichtigungstouren, die sie jemals erlebt hatte.

An seinem ersten Tag in Moskau hatte er mit zwei anderen Berichterstattern, Eddy Gilmore und Maurice Hindus, gefrühstückt, einen Spaziergang um den Kreml gemacht und mit dem britischen Botschafter gesprochen, bevor ich überhaupt anfang zu arbeiten. Als ich durch den Ostrowskij Pereulok zur Untergrundbahn ging, sah ich den Rolls-Royce Sir Archibald Clark Kerrs vor dem Gästehaus stehen. Willkie schloss den Tag damit ab, dass er nachmittags mit Admiral Standley in den Kreml ging, mit Molotow eine Stunde und zwanzig Minuten über alle möglichen Dinge sprach – von den Kriegsanstrengungen der Vereinigten Staaten bis zur zweiten Front – und am Abend einer Aufführung von Dimitri Schostakowitschs Siebenter Symphonie beiwohnte, des Kriegswerks, das in Leningrad begonnen und in Kuibyschew beendet worden war. An seinem zweiten Tag besuchte er die Lenin-Bibliothek, das Museum der Roten Armee und ein Sowjet-Jazzkonzert; sooft es möglich war, unterhielt er sich zwischendurch mit Russen. An irgendeinen erschrockenen Bürger heranzugehen und, von Dolmetschen und Leibwachen umgeben, zu fragen, was der Mann von der Situation halte, war wohl nicht gerade die ideale Art, dahinter zu kommen, was in der Sowjetunion vor sich gehe. Willkie ergänzte diese Gespräche jedoch durch Unterhaltungen mit Diplomaten, Berichterstattern und anderen längere Zeit in Moskau Ansässigen, darunter auch mit Leopold Braun,

dem amerikanischen Priester der französischen katholischen Kirche St. Louis des Fran<sup>^</sup>ais.

Am dritten Tag besuchte Willkie, noch immer völlig ungeschwächt, eine Fabrik, besichtigte die Land- und Luftverteidigungsanlagen Moskaus, kam etwas verspätet zu einer nachmittägigen Filmvorführung im Spaso-Haus, bei der irgendein Gangsterfilm gezeigt wurde, blieb noch eine Weile dort, um sich mit den Gästen am kalten Buffet zu unterhalten, und begab sich dann um sieben Uhr direkt in den Kreml, wo er Stalin aufsuchte.

Stalin und Willkie kamen ausgezeichnet miteinander aus. Erstens einmal waren sie der gleichen Ansicht über die wichtigste Angelegenheit des Tages – die zweite Front. Ausserdem redeten sie, wenn auch in verschiedenen Sprachen, russisch und englisch, in der gleichen Art – ganz offen. Stalin hatte eine persönliche Sympathie für Willkie, und Willkie bewunderte Stalin.

Sie blieben zweieinviertel Stunden beisammen, was für ein Gespräch im Kreml eine lange Zeit ist. Molotow und ein Dolmetsch waren anwesend. Willkie überreichte Stalin eine schriftliche Botschaft des Präsidenten Roosevelt und nahm eine mündliche Antwort entgegen. Man sprach von der industriellen Produktion Sowjetrusslands und Amerikas, von dem russischen Wunsch nach aktiverer alliierter Hilfe, vom Sieg und von einem Frieden, in dem jede Nation so leben könnte, wie sie es wünschte. Als Willkie ging, war er von der Notwendigkeit einer zweiten Front überzeugt.

Er begab sich unverzüglich an die «erste Front». Nachdem er sich im Gästehaus gerade lang genug aufgehalten hatte, um ein hastiges Abendessen zu verzehren, fuhr er noch in dieser Nacht unter einem bleichen russischen Mond nach Westen, in die Armeezone bei Rschew. Cowles und Barnes, die schon anfangen, schlapp zu werden, General Follet Bradley und Oberst Joseph A. Michela begleiteten ihn.

Diese Reise erfolgte nach dem üblichen Schema, das die Sowjets schon längst nach dem Vorbild der Intouristmethoden für Berichterstatter und vornehme Gäste organisiert hatten. Dazu gehörten ein Gespräch mit einem General, eine Fahrt in einem Jeep, eine Besichtigung

eroberten deutscher Befestigungen, eine Unterhaltung mit deutschen Kriegsgefangenen und das Dröhnen von Artilleriefeuer, alles in gefahrloser Entfernung hinter der eigentlichen Front und in einem ruhigen Abschnitt. Willkie hatte jedoch dabei Gelegenheit, mit einigen Soldaten und Bauern zu reden. Ausserdem brachte ihm die Angelegenheit eine zweite schlaflose Nacht ein, denn als es dunkel wurde, trat er die Rückfahrt nach Moskau an.

An seinem letzten Tag in Moskau kam er zu einer Cocktail Party, die die Berichtersteller im Zimmer der *Associated Press* im Hotel Metropole veranstalteten, und gab eine Erklärung ab, die ein Resümee seines Besuchs bildete.

«Ich bin jetzt überzeugt, dass wir Russland am besten helfen können, wenn wir mit Grossbritannien eine echte zweite Front in Europa errichten, so rasch unsere militärischen Führer es für richtig halten», sagte er, «und vielleicht müssen einige von diesen noch in der Öffentlichkeit ‚gestubst‘ werden. Im nächsten Sommer könnte es schon zu spät sein.»

Diese etwas unheimliche Erklärung spiegelte die Ansicht des Kreml wider. Die Sowjetregierung suchte schon unter ihren unbeantworteten Briefen einen, der acht Monate alt war, einen Brief, in dem der tschechische Gesandte und der Chef der freifranzösischen Mission die Ansichten der besetzten Länder über die Bestrafung der Naziführer niedergelegt hatten. Im kommenden Oktober antworteten die Sowjets darauf mit einer Note, in der sie darauf hinwiesen, dass Rudolf Hess bereits in den Händen der Briten sei, und ganz unverblümt vorschlugen, er solle unverzüglich vor Gericht gestellt werden. Ein anderes Mittel, mit dem die Errichtung der zweiten Front beschleunigt werden sollte, wurde dann in meine Hände gelegt, ein Brief von Stalin über die Wichtigkeit einer zweiten Front und die verhältnismässig geringe Wirksamkeit der alliierten Hilfe. Aber noch ehe Willkie abreiste, an seinem letzten Abend in Moskau, im Verlauf des Dinners im Kreml, fiel das deutlichste Licht auf die Haltung der Sowjets.

Dieses Dinner war das intimste, zu dem bis jetzt ein wichtiger Gast eingeladen worden war. Achtundzwanzig Personen nahmen daran teil. Um acht Uhr abends gingen sie durch den Ratssaal des Obersten

Sowjets im Grossen Palais, in den St.-Alexander-Saal, wobei ihre Schritte in dem riesigen, leeren Raum widerhallten.

Stalin plazierte Willkie zu seiner Rechten und Admiral Standley zu seiner Linken; jeder der beiden hatte einen Dolmetsch neben sich. Direkt gegenüber sassen Molotow, der britische Botschafter und General Bradley, gleichfalls von Dolmetschen flankiert. Weiter unten am Tisch waren Brigadegeneral Philip R. Faymonville, der Leiter der Lieferungsmission der Vereinigten Staaten, Kapitän Duncan und Oberst Michela, der Marine- und der Militärattaché der Vereinigten Staaten, und die Mitglieder der mit Willkie gekommenen Gruppe. Von den Russen waren anwesend Marschall Woroschilow; der Marinekommissar Admiral Kusnetzow; der Aussenhandelskommissar Mikojan; Malenkow, Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und Austauschmitglied des Politbüros; Schtscherbakow, der folgende Funktionen in sich vereinigte; Sekretär des Kommunistischen Parteikomitees für den Distrikt Moskau, Chef des Sowinformbüros, Leiter der politischen Abteilung in der Roten Armee und Vize-Verteidigungskommissar; Berja, Kommissar für Innere Angelegenheiten; Losowskij, Vizekommissar für Auswärtige Angelegenheiten; und Molotschkow, Chef des Protokolls im Aussenkommissariat.

Die Liste der Gäste mit ihren Titeln mag lang wirken, aber so, wie sie rings um den Tisch sassen, waren es für diesen grossen Saal im Kreml wenige Menschen, und die Mahlzeit verlief recht vergnügt. Im Verlauf der siebenundzwanzig Trinksprüche wurde sie noch vergnügter. Stalin trank auf seinen Ehrengast Willkie. Willkie erwiderte mit einem Toast auf Stalin und Churchill. Molotow brachte einen Toast auf Roosevelt aus. Damit war der formelle Teil erledigt. Dann begann es lustig zu werden.

Stalin warf den Dolmetschen vor, sie übersetzten völlig unbewegt, in einem langweiligen, matten Ton. Augenblicklich brachte Willkie einen Toast auf die Dolmetsche aus, «die einzigen, die heute abend hier arbeiten». Stalin trank auf ihre Gesundheit und bemerkte, bei der Übersetzung des letzten Trinkspruchs hätte es zum ersten Mal so geklungen, als sei es ihnen ernst mit dem, was sie sagten.

Barnes hielt eine Rede auf die Ausländskorrespondenten in Russland und die Sowjetjournalisten, worauf Molotow sehr hübsch replizierte, indem er Barnes als einen Berichterstatter feierte, der in Moskau stets objektiv und gerecht gewesen sei. Cowles brachte alle dazu, mit tosenden Rufen aufzuspringen, als er auf den einfachen russischen Soldaten trank. Hierauf wurde es wieder ernster.

Commander Paul Phil, Willkies Marineadjutant, schlug vor, man solle auf die Piloten trinken, eine Aufforderung, der alles nachkam. Stalin brachte die Rede augenblicklich auf die Piloten der Roten Luftwaffe, die, so sagte er, gut kämpften, obwohl sie wüssten, dass die Tomahawks, die sie flögen, nicht so gut seien wie die Airacobras, und ihre Hurricanes nicht so gut wie die Spitfires. Das brachte er in sehr ernstem Ton vor. Er ging sogar noch weiter und erklärte, hundertzweiundfünfzig Airacobras, die nach Russland hätten geliefert werden sollen, seien unterwegs angehalten und den Briten zugestellt worden.

Willkie bemühte sich, wieder einen leichteren Ton einzuführen, indem er bemerkte, Stalin behalte ganz entschieden «den Ball im Auge». Das machte einige Erklärungen, wieder mit Hilfe der Dolmetsche, über Golf und Baseball notwendig, bis Stalin die Pointe begriff. Dann sagte er, jawohl, er behalte den Ball tatsächlich im Auge.

Aber es war eine ernsthafte Anklage erhoben worden, wenn auch gewissermassen nur nebenbei. Clark Kerr, der einzige britische Gast, musste erwidern. Er versicherte, er habe Stalins Charakter lange studiert, sogar schon bevor er von China nach Russland gekommen sei, und habe ihn stets bewundert, ganz besonders wegen seiner Geradheit. Diese Eigenschaft, sagte er, verlange auch eine gerade, unverblünte Antwort. Die Sowjetunion, Grossbritannien und die Vereinigten Staaten, so führte er aus, hätten eine gemeinsame Sache, und wenn Flugzeuge nicht in Russland zur Lieferung gelangten, so nur aus dem Grunde, dass der gemeinsamen Sache der drei Verbündeten damit gedient sei. Wenn so etwas vorgekommen sei, damit schloss er, so sei er sicher, dass Stalin im vorhinein davon unterrichtet gewesen sei und gewusst habe, dass es zum gemeinsamen Besten geschehe. Das war die letzte Ansprache.

«Nichts, was der britische Botschafter gesagt hat, wird falsch auf-

gefasst werden», antwortete Stalin, und die Gäste begaben sich in den St.-Andreas-Thronsaal.

Dort wurde es wieder gemütlicher. Marschall Woroschilow brachte ein russisches automatisches Gewehr herbei und ging daran zu erklären, wie es funktionierte, wobei einige der ängstlicheren Gäste seiner Versicherung, es sei nicht geladen, nicht Glauben schenkten und sich duckten, so oft der Lauf in ihre Richtung wies. Barnes und Berja verwickelten sich in einen komplizierten, aber durchaus freundschaftlichen Streit über die Reinigungsprozesse der Sowjets. Wochenschau-Streifen, die die Verteidigung Moskaus zeigten, wurden vorgeführt.

Müde, aber zufrieden, begaben sich die Gäste in den frühen Morgenstunden nach Hause. Am 27. September flog Willkie kurz vor Mittag nach Kuibyschew und Tschungking ab.

Willkies Besuch hatte ein ernstes Nachspiel im Gefolge. Er war als Delegierter des Präsidenten Roosevelt gekommen, um das russische Volk und die Rote Armee zu studieren und die Freundschaft zwischen der russischen und der amerikanischen Nation zu fördern. Die Art, in der er diese Mission durchführte, schuf einige Schwierigkeiten für die amerikanische Botschaft.

Während des Empfangs im Spaso-Haus hatte ich gesehen, wie Admiral Standley in einer Ecke auf einen Tisch einschlug, bis dieser zu tanzen anfangte, und anscheinend Willkie eine Gardinenpredigt nach gutem altem Muster hielt. Am Abend suchte Willkie, der Molotow von Standley vorgestellt worden war, Stalin auf – ohne Admiral Standley. Das konnte ein Botschafter nur als Einmischung in seine Angelegenheiten und als Untergrabung seiner Stellung auslegen.

Ferner gab Willkie seine Erklärung über das «Stubsen in der Öffentlichkeit» ab, ohne die Botschaft vorher davon verständigt zu haben. Die bei der Sowjetregierung akkreditierten Diplomaten der Vereinigten Staaten erfuhren davon erst, als die Erklärung in der amerikanischen Presse erschienen war. Die Willkie-Gruppe mochte der Ansicht gewesen sein, dass ihr Besuch inoffiziell sei, dass ein Gespräch mit Stalin weniger formell und ergiebiger verlaufen könnte, wenn der Botschafter nicht dabei sei, und dass sie der Botschaft gegenüber keine Verpflichtun-

gen hätten. Die Botschaft sah die Angelegenheit in einem anderen Licht.

Einige Tage nach der Abreise Willkies brach Admiral Standley mit seinem Militär- und seinem Marineattaché gleichfalls nach Washington auf. Gegen Ende des Jahres kam der Botschafter zurück; seine persönliche Stellung war befestigt, und man hatte seine Attachés zum Brigadegeneral und zum Contre-Admiral befördert. Damals war die Periode des «Stubsens» vorbei.

**EIN BRIEF VON STALIN**

**S**talin war niemals für Gesprächigkeit bekannt. Es war ein Faktum – dieser Wendung bediente er sich oft, wenn er sich bereit fand zu sprechen – dass er sehr selten redete, und dann auch nur zu einem ganz bestimmten Zweck. Er schrieb auch sehr selten. Es war ein «Faktum», dass er Botschafter und Gesandte immer wieder verärgerte, indem er ihre Noten und Briefe ignorierte.

Ich war also ausserordentlich überrascht, als ich einen kurzen Brief von Stalin erhielt. Dass dieser Brief zu einer internationalen Sensation wurde, überraschte mich nicht im mindesten, nachdem ich die hundertneunundvierzig russischen Wörter (einschliesslich Anrede, Unterschrift und Datum) gelesen hatte, die er enthielt.

Die Sache kam so:

Stalin hatte vor kurzem Churchill empfangen. Soeben hatte er Willkie empfangen. Mein New Yorker Bureau kam auf die Idee, es sei an der Zeit, dass Stalin auch mich empfangen.

Für den Fall, dass eine solche Schlussfolgerung abwegig erscheint, muss ich erklären, dass es unter den Journalisten, die mit der Auslandsberichterstattung zu tun haben, zwei Typen gibt. Der eine sitzt mit seiner Familie daheim im warmen Haus oder Büro, hat viel zu essen, zu trinken und zu rauchen und kommt auf Ideen. Der andere Typus, der dieselbe Idee schon längst gehabt und als undurchführbar verworfen hat, sitzt allein im Ausland, in einem kalten Hotelzimmer, zerbricht

sich den Kopf darüber, woher er das nächste Mal etwas zum Essen, zum Trinken oder zum Rauchen nehmen soll, und schimpft über die blödsinnigen Einfälle der Menschen in der Heimat. Es ist leicht zu sehen, dass es schwerwiegende Gründe zu gegenseitigem Neid bei ihnen gibt, um so mehr als der Mann daheim wünscht, er wäre im Ausland, und der Mann im Ausland, er wäre zu Hause. Was mir den Brief von Stalin einbrachte, war ein New Yorker Einfall, den ich für müssig hielt.

Das Telegramm aus New York lautete:

CASSIDY    ANGESICHTS    WILLKIES    ERKLÄRUNG    UNBEDINGT    IN-  
 INTERVIEW    STALIN    VERSUCHEN    FALLS    UNMÖGLICH    SCHRIFTLICHE  
 FRAGEN    EINREICHEN    ZWEITE    FRONT    ALLIIERTE    HILFE    RUSSI-  
 SCHE WIDERSTANDSFÄHIGKEIT ETCETERA ASSOCIATED

Dieses Telegramm wurde am 28. September abgeschickt. Es ärgerte mich. Ich hatte im Verlauf der beiden Jahre, die ich in Moskau war, Stalin schon viele Male um ein Interview oder eine Erklärung gebeten. Am 4. Juni hatte ich Stalin einen schönen Brief geschrieben, in dem ich ihm mitteilte, ich hätte soeben amerikanische Tanks und Flugzeuge besichtigt, die zur Dienstleistung an die russische Front abgingen, und davon sprach, dass eine Erklärung von ihm über die amerikanische Hilfe begrüßt werden würde. Ich hatte keine Antwort erhalten. Jetzt war New York mit einem Mal auf dieselbe Idee gekommen. Ich stopfte das Telegramm in die Tasche und dachte nicht mehr daran.

Aber, mag unter den Ausländskorrespondenten auch Neid herrschen, so haben sie doch Pflichtgefühl. Als ich einige Tage später von meiner Vormittagsarbeit im Aussenkommissariat zum Hotel Metropole zurückging, um zu Mittag zu essen, fiel mir das Telegramm wieder ein. Es fehlten noch zehn Minuten auf zwei Uhr, die Zeit, da der Speisesaal geöffnet wurde, und so setzte ich mich an die Schreibmaschine in unserem Hotelzimmer und tippte einen Brief:

## EIN BRIEF VON STALIN

J. V. Stalin  
Vorsitzender  
des Rates der Volkskommissare  
Moskau

The Associated Press  
Hotel Metropole  
Zimmer 273  
Moskau, U. d. S. S. R.  
2. Oktober 1942.

Sir:

Nachdem Sie mit Mr. Willkie gesprochen haben und er eine öffentliche Erklärung über die Situation und die Probleme der Sowjetunion abgegeben hat, werde ich von der Associated Press of America in meiner Eigenschaft als Leiter ihres Moskauer Büros angewiesen, Sie um ein Interview zu ersuchen.

Wir sind der Ansicht, dass es für das Publikum, das wir in vierzehnhundert Zeitungen bedienen, überaus interessant und von grossem Wert wäre, wenn Sie in Ihren eigenen Worten über die Situation sprechen wollten.

Falls Sie zu beschäftigt sind, mir ein Interview zu gewähren, würde Ihnen die Associated Press grossen Dank wissen, wenn Sie wenigstens die folgenden Fragen schriftlich beantworten wollten:

Welche Stelle nimmt die Möglichkeit einer zweiten Front in der russischen Beurteilung der augenblicklichen Situation ein?

In welchem Ausmasse erweist sich die alliierte Hilfe an die Sowjetunion als wirksam, und was könnte dazu getan werden, diese Hilfe zu erweitern und zu verbessern?

Wie gross ist die Widerstandsfähigkeit der Sowjetunion?

Ihr sehr ergebener

*Henry Cassidy*  
Leiter des Büros

hcc:ny

Wenn ich vermutet hätte, dass der Brief beantwortet werden könnte, hätte ich mir viel mehr Mühe damit gegeben. Und hätte ich gewusst, dass diese Fragen Berühmtheit erlangen würden, hätte ich sie auch viel beredter ausgedrückt. So aber führte ich einfach mechanisch den New Yorker Auftrag aus, ignorierte das «etcetera», stellte die drei vorgeschriebenen Fragen und erwartete, gar nichts darauf zu hören, und das umso weniger, als alle früheren Fragen, die New York oder ich Stalin über irgendeinen Gegenstand gestellt hatten, unbeantwortet geblieben waren. Das «ny» am unteren Rande des Briefes hiess, dass ich auf Auftrag aus New York geschrieben hatte.

Tatsächlich lag es wahrscheinlich an der zufälligen Verzögerung meines Schreibens, dass es zur richtigen Zeit kam, denn als ich mich dazu

entschloss, den Brief zu tippen, war in Moskau die Aufregung über Willkies Besuch und seine Erklärung, man müsse die militärische Führung wegen der Errichtung einer zweiten Front «stubsen», völlig abgeebbt, und es war an der Zeit, dass ein anderer, Stalin selbst, das Stubsen besorgte. Wahrscheinlich brachte die Einfachheit und Kürze der Fragen Stalin dazu, sich dieses Mittels zu bedienen.

Ich hatte das Original des Briefes George Green, unserem jungen Nachmittagssekretär, gegeben und ihn gebeten, es irgendwann einmal in den Briefabgaberaum am Südwesttor des Kreml zu bringen. Einen Durchschlag legte ich mit dem Telegramm aus New York in unserer Wohnung unter «Vermischte Korrespondenz» ab.

Am nächsten Abend um elf Uhr fünfundvierzig gab ich mich gerade meiner nächtlichen Überlegung hin, ob ich schlafen gehen oder noch ein Weilchen lesen sollte, als das Telefon klingelte. Es war eine Sekretärin der Presseabteilung des Aussenkommissariats, die mir sagte: «Herr Palgunow lässt Sie bitten, sofort zum Narkomindjel zu kommen. Es ist sehr wichtig.» Das verhalf mir zu einem Entschluss. Ich würde ins Bett gehen.

«Jetzt kann ich unmöglich zum Narkomindjel kommen», sagte ich in dem gereizten Ton, in dem bei Unterhaltungen zwischen der Presseabteilung und Berichterstattern beide Seiten zu reden pflegten. «Es ist stockfinster, ich bin in meiner Wohnung in der Arbat am anderen Ende der Stadt und könnte höchstens zu Fuss hinkommen, weil Herr Palgunow noch nicht gestattet hat, dass ich mir meinen Wagen aus Kuibyschew kommen lasse.»

Wir pflegten mit dem Narkomindjel wirklich so zu sprechen, weil das Mädchen so schlecht Englisch konnte, dass man entweder geschwollen reden oder alles einige Male wiederholen musste, bis man verstanden wurde.

«Herr Palgunow lässt Sie bitten, sofort zum Narkomindjel zu kommen», sagte das Mädchen noch einmal. «Es ist sehr wichtig» – als hätte ich nicht verstanden.

«Wenn es so wichtig ist», meinte ich, «dann fragen Sie ihn, worum es sich handelt.»

Am anderen Ende der Leitung wurde eine geflüsterte Unterhaltung geführt, und dann antwortete das Mädchen: «Es tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen. Herr Palgunow ist nicht da. Aber er lässt Sie bitten, sofort zu kommen. Es ist sehr wichtig.»

«Na schön», sagte ich resigniert, «ich komme. Aber ich werde dreiviertel Stunden für den Weg brauchen.»

Ich zog den Mantel an und stolperte im Dunklen die fünf Stockwerke hinunter, wobei ich finstere Drohungen in meinen nicht vorhandenen Bart brummte. Draussen war es so finster wie in einer schwarzen Kuh. Ich schlich über das Trottoir des Ostrowskij Pereulok, bis ich mir die Zehen an einem der niedrigen Betonpfeiler ansties, die, kein Mensch wusste warum, in Abständen dort aufgestellt waren. Dann ging ich auf die Strasse hinunter und stolperte über das unregelmässige Kopfplaster weiter. Als ich zur Kropotkinstrasse gekommen war und meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, ging es besser, und ich wanderte in ganz gutem Tempo über den Arbatplatz, die Kominternstrasse entlang, am Kreml, dem Metropole und der Lubjanka vorbei zum Aussenkommissariat.

Einmal, an der Ecke Komintern und Mochowaja, wurde ich angehalten und musste den Erlaubnisschein vorweisen, den man haben musste, wenn man nach Mitternacht ausser Hause war. Die übrige Zeit verbrachte ich teils, indem ich über Palgunows Eingriff in mein Privatleben schäumte, und teils, indem ich mir überlegte, weshalb er mich wohl bestellt hätte. Ich erinnerte mich an Geschichten aus den Tagen der Reinigung, als die Korrespondenten stets ihre Botschaft benachrichtigten, ehe sie einer solchen Aufforderung Folge leisteten, und machte mich dann im Weitergehen darauf gefasst, verhaftet oder zumindest ausgewiesen zu werden. Mir fiel ein, dass Eddy Gilmore, der mit mir arbeitete, am Vormittag im Flugzeug eine Urlaubsreise nach Teheran angetreten hatte und diese Nacht in Kuibyschew ohne Aufenthaltserlaubnis für dort verbrachte. Natürlich ging mir auch der Brief an Stalin, den ich am Tag vorher geschrieben hatte, durch den Kopf, und ich legte mir noch einige Fragen zurecht, die ich ihm stellen könnte, wenn ich zu ihm geführt werden sollte. Aber schliesslich blieb

ich doch bei der Ansicht, der Grund für die Aufforderung müsste sein, dass Palgunow soeben von Gilmores Ankunft in Kuibyschew gehört hatte und wissen wollte, was er dort täte.

Als ich zum Pressebüro kam, stürzte die Sekretärin aus ihrem Vorschlag heraus, um mich zu identifizieren, eilte zurück in Palgunows Allerheiligstes, wo sie mich anmeldete, und führte mich dann zu ihm. Palgunow stand hinter seinem riesigen Schreibtisch; seine Augen quollen noch weiter heraus als sonst. Er kam in die Mitte des Zimmers, reichte mir die Hand, forderte mich mit einer Gebärde auf, in einem Lederfauteuil vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen, und liess sich selbst in einem anderen nieder.

Er schielte mich durch seine dicken Brillengläser an und sagte mit einer Miene, die Argwohn oder Respekt oder vielleicht auch beides ausdrücken konnte:

«Das Dokument, das Sie erwarten, ist hier.»

«Welches Dokument?» hätte ich fast gefragt, aber in diesem Augenblick wusste ich schon, worum es sich handelte. Denn Palgunow nahm ein Papier von seinem Schreibtisch und reichte es mir. An dessen unterem Ende war in violetter Tinte die klare, kühne, nicht zu verkennende Unterschrift J. Stalin zu sehen. Gleichzeitig gab er mir eine autorisierte englische Übersetzung des Briefes. Diese lautete:

Sehr geehrter Mr. Cassidy, –

Infolge Arbeitsüberlastung und der sich daraus ergebenden Unmöglichkeit, Sie zu einem Interview zu empfangen, werde ich mich auf eine kurze schriftliche Beantwortung Ihrer Fragen beschränken.

1. «Welche Stelle nimmt die Möglichkeit einer zweiten Front in der russischen Beurteilung der augenblicklichen Situation ein?»

*Antwort.* Eine sehr wichtige, man könnte sagen, eine hervorragende Stelle.

2. «In welchem Ausmasse erweist sich die alliierte Hilfe an die Sowjetunion als wirksam, und was könnte dazu getan werden, diese Hilfe auszuweiten und zu verbessern?»

*Antwort.* Gemessen an der Hilfe, welche die Sowjetunion den Alliierten gewährt, indem sie die Hauptkräfte der deutsch-faschistischen Heere auf sich zieht, ist die Hilfe der Alliierten für die Sowjetunion bislang wenig wirksam gewesen. Zur Ausweitung und Verbesserung dieser Hilfe ist nur eines erforderlich: eine volle und schleunige Erfüllung der von den Alliierten übernommenen Verpflichtungen.

## EIN BRIEF VON STALIN

3. «Wie gross ist die Widerstandsfähigkeit der Sowjetunion?»

*Antwort.* Ich glaube, dass die Fähigkeit der Sowjetunion, den deutschen Briganten Widerstand zu leisten, wenn nicht grösser, so mindestens nicht geringer ist als die Fähigkeit des faschistischen Deutschland oder irgendeiner anderen aggressiven Macht, die Weltherrschaft für sich zu erringen.

Hochachtungsvoll

(gez.) *J. Stalin.*

3. Oktober 1942.

Das russische Original des Briefes war auf einem geradezu erschreckend einfachen Bogen Papier geschrieben. Er war schlicht weiss, hatte kein Wasserzeichen und keinen Kopf; nichts ausser der Unterschrift hätte seine Herkunft erkennen lassen. Er fing formlos an, es hiess nicht wie in der Übersetzung, «Sehr geehrter Mr. Cassidy», sondern «Gospodin Cassidy!» – «Mister Cassidy!» Der Text war fehlerlos in deutlichen, weit voneinander stehenden russischen Lettern getippt. Es war ein ganz ausserordentliches Dokument.

Während ich all dies zur Kenntnis nahm, startete mich Palgunow an. Ich erriet, dass er mit der Angelegenheit nicht einverstanden war. Er wachte selbst eifersüchtig über alles, was mit der Auslandspresse zu tun hatte, aber von dem Brief hatte er erst erfahren, als er in den Kreml gerufen wurde, um ihn entgegenzunehmen und mir auszuhändigen. Gleichzeitig konnte er den Vorfall nicht missbilligen, denn Stalins Wort war Gesetz. Er startete mich also bloss an und zerbrach sich wahrscheinlich den Kopf darüber, wie das Ganze zustande gekommen sein mochte. Ich sagte es ihm nicht.

Eigentlich hatte ich nie viel Ärger mit Palgunow. Es gab Korrespondenten, die ihn leidenschaftlich hassten und in der Öffentlichkeit, privat, ihm ins Gesicht und hinter seinem Rücken, überall, wo sie nur konnten, Schmähreden gegen ihn führten. Ich war schon längst zu der Ansicht gekommen, dass es sinnlos war, gegen ihn anzukämpfen, denn je mehr Anklagen von Ausländern gegen ihn erhoben wurden, desto mehr kräftigte sich auch seine Position bei den Sowjets, und solange er die Auslandspresse kontrollierte, war es notwendig, so viel wie möglich mit ihm zusammenzuarbeiten. Ich ging meiner Wege, schrieb meine Berichte und tat meine Arbeit, wie es sich meiner Meinung nach ge-

hörte. Wenn ich fand, dass er sie behinderte, so sagte ich es ihm. Konnte ich damit nichts erreichen, so liess ich es dabei sein Bewenden haben. Auf diese Art kamen wir mit der Zeit ganz gut miteinander aus. Und als er mir Stalins Brief übergab, liebte ich ihn wirklich geradezu einen Augenblick lang.

«Das ist aber nett», sagte ich; «das macht mir grosse Freude» – ein Meisterstück der «Untertreibung».

Dann stellte sich die Frage, wie ich das journalistisch auswerten konnte. Ich hatte in Händen, wovon alle Moskauer Korrespondenten träumten, eine exklusive Äusserung Stalins zu wichtigen Fragen. Ich wollte möglichst viel daraus machen. Aber es war ein Uhr in der Nacht zum Sonntag, zu spät für eine gute Aufmachung in den Sonntagmorgenblättern, und Abendzeitungen gibt es am Sonntag in Amerika nicht.

«Wenn für die Bekanntmachung nichts anderes vorgesehen ist», sagte ich zu Palgunow, «möchte ich das für die Morgenblätter am Montag zurückhalten.»

Er breitete seine dicken Hände aus, zuckte die Achseln und antwortete: «Der Brief gehört Ihnen.»

Ich glaubte wieder so etwas wie Argwohn in seinen Augen auffunkeln zu sehen und erklärte ihm darum, dass ein Bericht, den ich sofort abgehen liesse, in den Sonntagszeitungen nur kurze Erwähnung finden würde, während am Montag die Morgenblätter der Sache viel Platz einräumen und die Abendblätter dann auch noch damit kommen würden.

«Wann wollen Sie es also abgehen lassen?» fragte Palgunow. «Sie verstehen doch, das ist eine Ausnahmesache, und ich muss den Zensoren Anweisungen geben.»

Diesmal war ich nun in der Lage, Palgunow zu diktieren, ich konnte selbst bestimmen, wann etwas von mir abgehen sollte, und das war eine grosse Wonne für mich. «Mittags», sagte ich. «Und, bitte, lassen Sie weder von Tass noch von einer anderen Stelle, die vielleicht eine Kopie hat, früher etwas bekanntgeben.»

«Der Brief gehört Ihnen», wiederholte Palgunow und stand auf.

## EIN BRIEF VON STALIN

Wir reichten einander nochmals die Hand – eine Gewohnheit, die wir beide uns in Paris zugelegt hatten, wo er Tasskorrespondent war und ich im Büro der *A. P.* arbeitete – und ich ging in der würdevollsten Haltung, die ich zuwegebringen konnte, hinaus. Am liebsten wäre ich gerannt.

Im Wartezimmer fiel mir ein, dass es nicht ganz das Richtige wäre, einen Brief von Stalin einfach in die Hand zu nehmen und so durch die Strassen zu gehen. Ich bat die Sekretärin um ein Couvert. Sie konnte keines finden, das die richtige Grösse hatte. Im Kamin sah ich in der Asche ein grosses Manila-Couvert liegen, das weggeworfen worden, aber ganz sauber geblieben war. Es stammte von der Tass – das übliche Couvert, in dem das Büro seine Depeschen an die Presseabteilung schickte – und war adressiert: «Tow. Palgunowu» – «Genossen Palgunow». Da tat ich meinen Brief hinein, und dann ging ich.

Kein guter Korrespondent ist, wenn es sich um eine grosse Sache handelt, jemals mit seiner Arbeit zufrieden. Ich jedenfalls war es in diesem Fall keineswegs.

Ich ging in dieser Nacht nicht in meine Wohnung zurück, sondern ins Hotel, wo ich feststellte, dass im Nebenzimmer Walter Kerr noch auf war und sich Mühe gab, sich selbst im Schach zu schlagen. Dann kam Larry Lesueur von seiner nächtlichen Radio-Sendung zurück. Nachdem ich die beiden einen feierlichen Eid hatte schwören lassen, dass sie vor Mittag weder davon reden noch etwas unternehmen würden, zeigte ich ihnen den Brief. Wir blieben stundenlang sitzen, deuteten ihn nach dieser Seite, nach jener Seite, überprüften alle Erklärungen, die Stalin im Krieg abgegeben hatte, und riefen uns frühere Gelegenheiten ins Gedächtnis, bei denen er mit Korrespondenten gesprochen oder ihnen geschrieben hatte. Ich schlief ein paar Stunden in meinen Kleidern und stand dann auf, um mich an die Arbeit zu setzen.

Das Beste, zu dieser Ansicht gelangte ich schliesslich, musste es sein, den Brief selbst wirken zu lassen, weder viel daran herumzudeuten, noch ein grosses Geschrei über seine «Exklusivität» zu erheben. Ich sprach im ersten Satz von den Tatsachen, also davon, dass Stalin einer

zweiten Front die grösste Bedeutung zuschreibe und die Alliierten dränge, prompt und rechtzeitig ihren Verpflichtungen nachzukommen. Im zweiten Satz sagte ich, dass er dies in einem Brief an mich ausgesprochen habe. Dann brachte ich den Text des Briefes, gab einen Überblick über die Geschichte des Problems der zweiten Front, und wies darauf hin, dass die Russen in der Errichtung der zweiten Front eine Verpflichtung der Alliierten sähen. Das war alles.

Ich ging zum Aussenkommissariat, gab meinen Artikel ab und machte mich dann an meine Arbeit mit den Heeresberichten. Von nun an gerieten Stalins Brief und die Schlacht um Stalingrad immer wieder hoffnungslos durcheinander. Während ich den Frontbericht zu schreiben versuchte, liess mich Anurow, ein grosser Mensch mit lockigem Haar, der aussah wie ein amerikanischer Fussballspieler, aber der ranghöchste Sowjetensor war, immer wieder rufen, weil er Änderungen in dem Stalin-Artikel wünschte. Zunächst teilte er mir mit, dass in der Nacht an der autorisierten Übersetzung noch einige Korrekturen vorgenommen worden seien. Es sollte jetzt nicht mehr heissen, dass die zweite Front eine «hervorragende Stelle» einnehme, sondern eine «Stelle ersten Ranges». Statt: «eine volle und schleunige Erfüllung der von den Alliierten übernommenen Verpflichtungen», sollte es jetzt heissen, «dass die Alliierten ihre Verpflichtungen voll und rechtzeitig erfüllen». Das «schleunig» war abgeändert, damit es nicht etwa dahin missverstanden werden könnte, dass die Russen eine Beschleunigung der Hilfe wünschten, und nicht einfach die Einhaltung der vorgesehenen Termine. Ich musste meinen Artikel noch einmal schreiben.

Dann wünschte Anurow, dass der Text ohne Abkürzungen, mit allen Wörtchen, wie «ein», «und» und «der», voll ausgeschrieben und mit sämtlichen Interpunktionen telegraphiert werde. Er bestand darauf, dass das Wort Alliierte in meinem Text so, wie im Original, mit lauter grossen Buchstaben geschrieben werde, obwohl in der Funkentelegrafie ohnedies überhaupt nur grosse Buchstaben gesendet werden. Diese zarte Aufmerksamkeit für die Alliierten, an denen im Übrigen scharfe Kritik geübt wurde, erforderte eine abermalige Durchsicht des Artikels.

## EIN BRIEF VON STALIN

Schliesslich wanderte er um ein Uhr mittags unter der Obhut unseres raschen fünfzehnjährigen Kuriers, der auf den schönen Namen Venus hörte, zum Telegrafenam, und ich konnte endlich meinen Tagesbericht über die Schlacht in Stalingrad beenden.

Da ich ebenso gesprächig bin, wie Stalin verschwiegen ist, erzählte ich nach dem Lunch den anderen Berichterstattern von dem Brief und zeigte ihn ihnen. Den Rest des Tages verbrachte ich mit Selbstvorwürfen darüber, dass ich keinen lebendigeren Artikel geschrieben und dass ich allen davon erzählt hatte. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass es im Telegrafendienst an diesem Nachmittag eine Unterbrechung gab und mein Artikel, als die Verbindung wiederhergestellt war, schliesslich erst nach einigen abging, die später geschrieben worden waren. Ich kam mit meinem eigenen «Schlager» zu spät. Aber ganz so, wie der einfach abgefasste Brief eine Antwort gebracht hatte, führte mein einfach geschriebener Artikel zu Ergebnissen.

Am nächsten Morgen erschien der Brief an erster Stelle auf der ersten Seite der *Prawda*, oberhalb des Communiqués des Sowjet-Inforbüros, mit einem Riesenbalken: «Antwort des Genossen J. V. Stalin auf die Fragen des Korrespondenten der amerikanischen Agentur *Associated Press*.» Telegramme begannen einzulaufen: von Kent Cooper, dem Generaldirektor der A. P., der nicht oft Blumensträusse überreicht – «Glückwünsche grossartige Leistung heute in ganzer Welt publizierten Stalinbrief zu erhalten»; von Cy Sulzberger, der für die *New York Times* in Moskau gewesen war – «Herzlichste Glückwünsche»; von meiner Frau Martha, die die Kabelsprache ebenso gut beherrscht wie irgendein Korrespondent – «Glückwünsche zu heute hier und London gross gebrachtem Briefartikel».

Das war erst der Anfang. Am Dienstagmorgen erschien der Brief, in der *Iswestja*, dem *Roten Stern* und allen anderen Zeitungen, die keine Montausgabe haben, und die *Prawda* brachte eine Karikatur: Sechs Generäle vom Typus Oberst Blimp in britischer Uniform hatten sich eine Strafpredigt von zwei jüngeren Offizieren «General Entschlossenheit» und «General Mut» anzuhören, und ein Uhrzeiger stand zwischen elf dreissig und der Nullstunde um zwölf Uhr.

Dienstag abend hielt Admiral Standley eine Pressekonferenz ab und gab bekannt, dass er am Donnerstag nach Washington reise, um mit Präsident Roosevelt zu beraten. Der Botschafter liess eine sorgfältig abgefasste Erklärung veröffentlichen, die besagte, er fahre hinüber, um «Mittel und Wege zur besten Koordinierung der Kriegsanstrengungen der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion» zu besprechen. In der Unterhaltung mit uns gab er zu verstehen, er fliege im Alter von siebzig Jahren über den Atlantik, weil «jemand irgendwo einen schönen Unfug angerichtet hat». Das war einer der Gründe, die Hauptursache für seine Reise war aber die durch Willkies Besuch geschaffene Situation.

Am Mittwoch brachten die Sowjetzeitungen die Reaktion der Auslandspresse auf den Brief. Am Donnerstag berichteten sie, Churchill sei in der Angelegenheit im Unterhaus interpelliert worden, Willkie habe der Hoffnung Ausdruck gegeben, dem Brief werde die grösste Aufmerksamkeit zuteil werden, und Sumner Welles habe erklärt, dass militärische Angelegenheiten vertraulich von Regierungen besprochen werden sollten und nicht öffentlich von der Presse und dem Publikum.

Damit war ich völlig einverstanden. Von allen Menschen, die in die Kontroverse über die zweite Front verwickelt wurden, war ich wohl derjenige, der auf die sonderbarste Art dazukam. Als Berichterstatter der *d.P.* hatte ich die Aufgabe, objektiv und unparteiisch Tatsachen zu melden. Das tat ich auch. Wenn eine Sowjetbehörde eine Erklärung über die zweite Front abgab, berichtete ich darüber. Aber ich liess mich nicht auf eine eigene Campagne ein. Meiner Meinung nach, bei der ich eisern blieb, von der aber in meinen Artikeln nichts zu lesen war, verdiente Russland ganz entschieden alle Hilfe, die wir ihm gewähren konnten, ohne uns selbst zu schaden, doch in erster Linie sollte unsere Politik davon bestimmt werden, was für die Vereinigten Nationen, und erst in zweiter davon, was für uns selbst am besten sei, und jede Entscheidung über die zweite Front hätte von diesem Standpunkt aus getroffen zu werden.

Für die Russen wurde ich jedoch so etwas wie eine Berühmtheit,

## EIN BRIEF VON STALIN

nicht nur als der Mann, dem Stalin einen Brief geschrieben hatte, sondern auch als der Korrespondent, der mutig genug gewesen war, seine Stimme zugunsten der zweiten Front zu erheben. Der Ausländer-Laden, in dem nicht mehr als eine Flasche Wein pro Person abgegeben wurde, legte meinem Mädchen vier Flaschen in den Arm. Innerhalb von zwei Tagen kam mein Auto aus Kuibyschew auf einer Lore, die man an den schnellsten Passagierzug der Sowjetunion gehängt hatte. Russische Freunde riefen mich an, um mir zu gratulieren; einer allerdings, der Nudeltreiter im Staatszirkus war, konnte nicht begreifen, warum ich Stalin über die Widerstandskraft Russlands befragt hätte, da doch alle Welt wisse, wie stark es sei.

Am Freitag zitierten die Moskauer Zeitungen wieder Kommentare der Auslandspresse zu dem Brief, und am Samstag wurde nicht mehr davon gesprochen.

Einige Tage später tippte Walter Kerr einen Brief an Stalin, in dem er ihn um eine Erklärung für das Forum der *Herald Tribune* ersuchte. Ein neu angekommener englischer Korrespondent hielt mich im Hotelkorridor an und fragte: «Hören Sie, mein Bester, wenn man mit Stalin korrespondiert, wie stellt man ihm den Brief zu?» Und ich versuchte selbst, einen neuen Brief aufzusetzen.

**HAPPY END**

**E**ine Möglichkeit, etwas mit einem Happy End zu schreiben, war in den schwarzen Tagen des Jahres 1942 eine Seltenheit. Für mich war so etwas schon seit sechs Jahren eine Rarität; ich hatte den Krieg im republikanischen Spanien, den Zusammenbruch Frankreichs und den Einmarsch in Russland als Korrespondent miterlebt. Im Sommer und im Herbst 1942 hatte ich jedoch eine prächtige Chance, meine Berichte über die Beziehungen der Alliierten mit einem Happy End zu versehen.

Die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und ihren westlichen Bundesgenossen waren auf Schwierigkeiten gestossen, die sich damals fast schon zu einer Krise auswuchsen. Die Misshelligkeiten hatten bereits begonnen, bald nachdem Aussenkommissar Molotow im Juni von seiner Reise nach London und Washington nach Moskau zurückgekehrt war und eine Vereinbarung über die «dringende Aufgabe, im Jahre 1942 eine zweite Front in Europa zu errichten», mitgebracht hatte. Die Sowjets gaben sofort zu verstehen, dass sie in diesem Abkommen das Versprechen einer zweiten Front sahen oder mindestens zu sehen wünschten. Die Alliierten betrachteten es als eine Verpflichtung, die Möglichkeit einer zweiten Front in Betracht zu ziehen. Als die Zeit verstrich, die Gefahren im Osten wuchsen und sich im Westen noch immer keine zweite Front zeigte, begannen die Russen, gegen ihre Freunde zu sticheln.

## HAPPY END

Die bösen Gefühle, die sich bei Winston Churchills Moskauer Besuch im August, bei Wendell Willkies Besuch im September und bei Stalins Brief an mich im Oktober bemerkbar machten, erreichten Mitte Oktober ihren Höhepunkt mit dem Fall Rudolf Hess. Was dieser im Übrigen traurigen Geschichte ihr Happy End verschaffte, waren weniger die Worte der Alliierten als ihre Handlungen – ich meine die Besetzung Französisch-Nordafrikas – und ein zweiter Brief von Stalin an mich.

Der Fall Hess, der, nachdem Hitlers Adjutant nach Schottland geflohen und von den Briten fast wortlos interniert worden war, ein Jahr lang gebrodelt hatte, explodierte am 14. Oktober. An diesem Tag veröffentlichte Molotow eine «Erklärung der Sowjetregierung über die Verantwortung der nationalsozialistischen Angreifer und ihrer Komplizen für die von ihnen in den besetzten Ländern Europas begangenen Ruchlosigkeiten». Darin erwähnte er Hess, gleich nach Hitler und Göring, als einen der «Drahtzieher der verbrecherischen Hitlerclique» und sagte ausdrücklich:

Die Sowjetregierung hält es für eine gebieterische Notwendigkeit, dass Führer des faschistischen Deutschland, die im Verlauf des Krieges bereits in die Hände der Behörden von Staaten gefallen sind, die gegen Hitler-Deutschland kämpfen, unverzüglich vor einem internationalen Sondertribunal gerichtet und mit der vollen Strenge des Strafgesetzes bestraft werden.

Das war keine müßige Bemerkung. Die Sowjetpresse war es gewohnt, Leitartikel über solche Erklärungen zu bringen, und wiederholte sie meist in denselben oder nur wenig abgeänderten Worten, ohne die Sache weiterzutreiben. Aber in diesem Fall erschien in der *Prawda*, dem Organ des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, der mächtigsten Sowjetzeitung, ein Leitartikel, der die Angelegenheit noch viel deutlicher unterstrich. Darin hiess es:

Es ist notwendig klarzustellen, was Hess jetzt ist – ein Verbrecher, der vor Gericht gestellt und zu bestrafen ist, oder ein akkreditierter Sendbote der Hitlerregierung in England, der Immunität genießt.

Der notorische Verbrecher Hess hatte nicht mehr zu tun, als die Uniform eines Hitler-Piloten anzulegen und nach England zu fliegen, um, wie es scheint, sofort auf die Möglichkeit bauen zu können, er vermöchte sich einem Prozess vor einem internationalen Gerichtshof zu entziehen, der Verantwortung für seine zahllosen Verbrechen zu entgehen und damit England in einen Schutzhafen für Gangster zu verwandeln.

Dem Anschein nach war das eine einfache, deutliche Aufforderung, Hess sofort vor ein Gericht zu stellen. In Wirklichkeit steckte noch viel mehr dahinter. Die Russen wünschten, dass Hess der Prozess gemacht und sein Status als Gast der Briten klargestellt würde. Aber viel mehr als alles andere wünschten sie eine zweite Front, und der Fall Hess lieferte eine Möglichkeit mehr, die britische Regierung zu «stubsen». Ausserdem manövierten die Russen für die Positionen in der Nachkriegszeit, und hier handelte es sich um eine, in der sie sich stark fühlten.

Die Hintergründe des Falles reichten zurück bis zum 13. Januar 1942, an dem der tschechische Gesandte in Russland, M. Fierlinger, und der Vertreter des französischen Nationalkomitees, M. Garreau, in Sachen der besetzten Länder Europas, der Tschechoslowakei, Frankreichs, Polens, Jugoslawiens, Norwegens, Griechenlands, Belgiens, Hollands und Luxemburgs, der Sowjetunion eine Note übersandten, eine gemeinsame «Erklärung über die Bestrafung während des Krieges begangener Verbrechen» abgaben und die Sowjetunion ersuchten, sich mit einer Äusserung über die deutsche Verantwortung für derartige Verbrechen anzuschliessen. Die Note war bereits alt geworden und vergilbt, und M. Garreau war längst wieder in London, als Molotow sie aus seiner Schublade im Aussenkommissariat hervorholte und beantwortete.

Was hatte sich mittlerweile ereignet und die Beantwortung veranlasst? Es war, abgesehen von den Misshelligkeiten wegen der zweiten Front, in denen die Russen bereits eine offene politische Frage sahen, zu einem weiteren Notenwechsel gekommen. Aussenminister Eden übersandte dem Sowjetbotschafter Maisky in London eine Einladung,

## HAPPY END

in der die Sowjetunion ersucht wurde, einer Kommission der Vereinigten Nationen zur Untersuchung von Kriegsverbrechen beizutreten. Das Datum dieser Note war wichtig. Die britischen Behörden erklärten, sie sei am 3. Oktober abgeschickt worden. Die Sowjets stellten fest, sie hätten sie am 6. Oktober erhalten. Ohne eine Antwort der Sowjets abzuwarten, gab die britische Regierung am 7. Oktober im Unterhaus die Einzelheiten ihres Plans durch den Lordkanzler, Lord Simon, bekannt. Der Plan sah eine Auslieferung und Bestrafung der Kriegsverbrecher *nach dem Krieg* vor, sowie eine frühzeitige Installation der Kommission zur Protokollierung der Verbrechen und Nennung der Verantwortlichen.

Gleichzeitig verkündete Präsident Roosevelt in Washington die Bereitschaft der Vereinigten Staaten, mit Grossbritannien und den anderen Vereinigten Nationen bei der Errichtung der Kriegsverbrechenkommission mitzuarbeiten, und ihre Absicht, bei Kriegsende eine Auslieferung der Verbrecher vom Feinde zu verlangen.

Es handelte sich also um folgende Daten:

13. Januar: Note der besetzten Länder über Bestrafung der  
K r i e g s v e r b r e c h e r ;

3. Oktober: Britische Note mit Einladung an Russland, einer  
Kriegsverbrechenkommission beizutreten.

6. Oktober: Eingang der Einladung bei den Sowjets.

7. Oktober: Britische und amerikanische Erklärungen über  
die Kommission.

14. Oktober: Sowjet-Antwort auf die Note der besetzten  
Länder.

19. Oktober: PröW^a-Leitartikel, der augenblickliches Ver-  
fahren gegen Hess fordert.

Die Sowjetunion figurierte bis zum letzten Augenblick nicht im Plan der Vereinigten Nationen und wurde dann vor ein *Fait accompli* gestellt. Überdies wurde ihr bekannter Wunsch nach unverzüglichen Verfahren gegen Kriegsverbrecher ignoriert. Das liesse sich mit dem Wunsch der Briten und der Amerikaner entschuldigen, Massenrepräsentationen zu vermeiden. Aber niemand konnte Russland, dem Lande, das

am meisten gelitten hatte, das Recht absprechen, bei der Diskussion aller Pläne für eine Bestrafung der Kriegsverbrecher eine führende Stelle einzunehmen. Dass so etwas geschah, war mindestens eine diplomatische Ungeschicklichkeit. Die Sowjets verbesserten die Situation nicht gerade, indem sie den Fall Hess so prononciert zur Sprache brachten. Die Beziehungen der Alliierten machten ihre finstersten Augenblicke durch.

Bei jedem derartigen internationalen Problem war die Frage, die selten ausgesprochen, aber immer angedeutet wurde, diese: Was werdet ihr in der Angelegenheit tun? Die *Prawda* hatte erklärt, man müsse wissen, ob Hess ein Verbrecher oder ein Delegierter sei. Wenn die Russen, weil er nicht vor Gericht gestellt wurde, glaubten, das zweite sei der Fall – was würden sie dann tun? Die unausgesprochene Antwort mochte sein, dass sie den Krieg aufgeben, die Vereinten Nationen verlassen und einen Sonderfrieden mit Deutschland abschliessen würden. Niemand, der die Kehrtwendung der Russen im August 1939, den Nichtangriffs- und Freundschaftspakt mit Deutschland im Gedächtnis hatte, konnte in Abrede stellen, dass die Sowjets eines so unvermittelten Vorgehens fähig wären. In diesem Falle hatten die Sowjets keine derartige Absicht. Aber die unausgesprochene Drohung war da.

Damals waren es die Briten, die sich stark machten. Zweifellos hatten die häufigen Nadelstiche ihrer russischen Alliierten sie verärgert. Sie gaben sich keine Mühe, dem Streit mit Küssen ein Ende zu machen. Die Korrespondenten der Londoner Zeitungen erhielten von ihren Chefredaktoren ungeduldige Telegramme, in denen Berichte über den Fall Hess abgelehnt wurden, es sei denn, dass sie Erklärungen enthielten – eines davon soll zitiert werden: «Warum wird jetzt plötzlich der Fall eines Mannes zur Sprache gebracht, der Wochen vor dem Eintritt der Sowjets in den Krieg gefangen gesetzt worden ist, und warum ignorieren die Anspielungen auf die zweite Front die wiederaufgenommene Offensive der Westmächte» in Ägypten?

Britische Offiziere in Moskau begannen gegen ihre Kritiker bissig zu werden. «Wo war die erste Front, als es die zweite gab?» fragten sie, womit sie meinten, weshalb Russland im Friedenszustand mit Deutsch-

land war, als Grossbritannien und Frankreich im Westen kämpften. «Wo ist übrigens die erste Front?» erkundigten sie sich höhnisch, was heissen sollte, dass die Russen die Deutschen nicht aufhielten.

Die Festigkeit Grossbritanniens fand am 30. Oktober Ausdruck in einer Ansprache Edens vor der Gewerkschaftskonferenz in Schottland, in welcher er erklärte: «Unsere Geschichte und unsere geographische Lage machen es notwendig, dass wir eine Weltmacht bleiben, die die ganze Welt umfassende Interessen hat. Wir werden während des Krieges und nachher noch eine wichtige Rolle in der Welt spielen.» Dieser kurze Auszug wurde in der Sowjetpresse am 2. November veröffentlicht. Obgleich die umkämpften Punkte nicht ausdrücklich zur Sprache kamen, wurde darin auf die starke Haltung Grossbritanniens hingewiesen. In Moskau debattierte man sehr viel darüber.

Der britische Botschafter Clark Kerr suchte Stalin am 5. November auf und hatte eine zweistündige Unterredung mit ihm. Es hiess, er habe «nichts, was Stalins Herz erfreut hätte», überbracht. Am 7. November, dem siebenundzwanzigsten Jahrestag der bolschewistischen Revolution, als in Moskau von allen Häuptern der Vereinigten Nationen Glückwünsche einlangten, traf keine von König Georg ein. Churchill hatte seine Gratulationen angeblich mitten in einem Telegramm über andere Gegenstände übermittelt, das nicht veröffentlicht werden konnte. Auf jeden Fall wurde keine britische Botschaft publiziert.

In dieser Sackgasse hielt Stalin am 6. November, am Vorabend des Jubiläums, an einer Sitzung des Moskauer Sowjets in dem grossen Ratsaal des Kreml eine Ansprache. Zum ersten Mal wurden keine Ausländer eingeladen, weder Berichtstatter noch Diplomaten. Man fragte sich besorgt, was er sagen würde. Ich hörte die Rede am Radio im Hotel Metropole und lief dann ins Aussenkommissariat, um einen Bericht zu schreiben. Die Stellungnahme der Sowjets schien milder geworden zu sein, die Situation sah etwas besser aus.

Stalin übte indirekt Kritik an seinen Verbündeten, indem er die Erfolge der Deutschen im Sommer auf das Fehlen einer zweiten Front im Westen zurückführte. Immer und immer wieder erklärte er: «Die Deutschen machten sich das Fehlen einer zweiten Front in Europa zu-

nutzte. Sie warfen alle verfügbaren Reserven an die Front und erreichten, indem sie sie in einer Richtung, im Südwesten, massierten, dort eine grosse Überlegenheit und errangen einen wesentlichen taktischen Erfolg. . . Das Fehlen einer zweiten Front in Europa ermöglichte es ihnen, diese Operation ohne die geringste Gefährdung durchzuführen . . . Der Hauptgrund für die taktischen Erfolge der Deutschen an unserer Front in diesem Jahr ist das Fehlen einer zweiten Front in Europa . .

Als er jedoch auf den wesentlichen Punkt kam – wird es eine zweite Front geben oder nicht? – war er hoffnungsvoller: «Ja, es wird dazukommen, früher oder später wird sie da sein. Und das nicht nur, weil wir sie brauchen, sondern vor allem, weil sie für unsere Alliierten nicht weniger notwendig ist als für uns.» Er ging sogar dazu über, seinen Verbündeten Komplimente zu machen, indem er sich des alten Rednertricks bediente, Argumente – diesmal gegen die Alliierten – anzuführen und sie dann sofort über den Haufen zu werfen. Gibt es Gründe für einen Zweifel an den Fähigkeiten der Alliierten, einen militärischen Feldzug zu organisieren? Nein! Verhindern verschiedene Ideologien und soziale Systeme eine Zusammenarbeit? Nein! Entfremden sich die Vereinigten Nationen einander? Nein!

«Es kann nur eine Schlussfolgerung geben», erklärte Stalin. «Nämlich die, dass die anglo-sowjetrussisch-amerikanische Koalition alle Aussichten hat, die italienisch-deutsche Koalition zu besiegen, und sie auch fraglos besiegen wird.»

Auch noch andere Anzeichen sprachen dafür, dass das Herz der Sowjets weicher wurde. Der *Prawda-Leitartikel* über Hess, den normalerweise die gesamte Presse wiederholt hätte, wurde von den anderen Zeitungen nicht gebracht. Einige Artikel, insbesondere die von Georgij Alexandrow, dem Chef der Propagandaabteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und in dieser Eigenschaft Pressechef des Kreml, waren auffallend sanfter im Ton. Die Russen begriffen, dass sie einen Fehler begangen hatten, als sie den Fall Hess mit Worten, die man einem Verbündeten gegenüber nicht gebrauchen sollte, zu sehr auf die Spitze getrieben hatten. Ich weiss, dass ein Mitglied von Stalins Politbüro, das sich wiederholt nach der Reaktion im Ausland über den

## HAPPY END

Leitartikel der *Prawda* erkundigte, heftig schlucken musste, als ihm die Wahrheit gesagt wurde. Als man ihn fragte, ob es nicht eigentlich die Absicht der Sowjets gewesen sei, Russland bei der Behandlung der Kriegsverbrecher eine führende Position zu verschaffen, erklärte er mehrmals hartnäckig, «nicht eine führende, nur eine gleichberechtigte».

Dann kam die Nachricht, welche die Situation völlig veränderte. Die Russen erfuhren sie aus einer kurzen Mitteilung am oberen Ende der letzten Seite der *Prawda* vom 8. November:

### LANDUNG AMERIKANISCHER TRUPPEN IN FRANZÖSISCH-NORDAFRIKA.

London, 8. November (Tass). – Nach einer Meldung der Reuter-Agentur sind amerikanische Truppen unter dem Befehl General Eisenhowers an mehreren Punkten Französisch-Nordafrikas an Land gegangen. An der Operation waren Bodenkräfte, die Flotte und die Luftwaffe beteiligt.

Nach einer Erklärung des Weissen Hauses sind die amerikanischen Truppen gelandet, um einer Besetzung durch Deutschland und Italien zuvorzukommen. Reuter meldet, dass die amerikanischen Streitkräfte unverzüglich beträchtliche Verstärkungen von der englischen Armee erhalten werden.

Amerikanische und englische Flugzeuge warfen über den Städten Frankreichs Aufrufe der englischen und der amerikanischen Regierung an das französische Volk ab.

Die Russen sahen sich das, schauten einander an und wussten nicht recht, was sie damit anfangen sollten. Es schien eine gute Nachricht zu sein. Jede Nachricht, die bedeutete, dass ihre Alliierten kämpften, war gut. Aber es war nicht die zweite Front in Europa. Vielleicht war es nicht mehr als ein armseliger Ersatz für diese. Andererseits aber mochte es eine Vorbereitung für die zweite Front sein. Sie wussten es nicht.

Am Tag der Landung in Afrika, am 7. November, schickte mir mein New Yorker Büro ein dringendes Telegramm, das am nächsten Tag ankam, gerade als ich die Tass-Depesche las, und in dem nach der russischen Reaktion gefragt wurde. Ich erwähnte das Palgunow gegenüber

mehr im Spass als im Ernst, weil ich wusste, dass er nie etwas sagte. Er zuckte die Achseln. Ich versuchte das Nächstbeste und befragte die Übersetzerinnen, Chauffeure und Laufmädchen im Pressezimmer des Aussenkommissariats. «Choroscho» – «Gut» oder in diesem Fall vielleicht sogar «Grossartig» – war die beredteste Meinungsäusserung, die ich hörte. Ich schrieb also meinen Bericht und erklärte darin, die Russen hätten von der Landung erfahren, fänden, es könnte eine gute Nachricht sein, wüssten es aber noch nicht recht.

Einige der Fragen wurden fünf Tage später beantwortet, als die Zeitungen den Text der Rede brachten, die Mr. Churchill am 11. November im Unterhaus hielt; er schilderte darin die Vorgeschichte der amerikanischen Landungen in Französisch-Afrika, der britischen Offensive in Ägypten und des Problems der zweiten Front. Dieselben Zeitungen, die gegen ihn gestichelt hatten, druckten jetzt seine Erklärung ab, dass eine zweite Front im Sommer oder im Herbst 1942 ein Ding der Unmöglichkeit sei, wie gross auch der Druck der öffentlichen Meinung sein möchte. Sie brachten seine Erklärung zu dem mittlerweile berühmt gewordenen Communiqué über das Problem einer zweiten Front im Jahre 1942: man habe es für richtig gehalten, den Feind auf diese Art zu täuschen, obgleich auch die Völker der Vereinigten Nationen damit vorübergehend in Unsicherheit gestürzt wurden; aber die Sowjetregierung selbst sei nicht irreführt worden, ihr sei bereits im Juni bekannt gewesen, dass die Errichtung der zweiten Front nicht versprochen werden könne.

Später erfuhr ich, dass Stalin von den alliierten Plänen gewusst hatte, mit allen Einzelheiten hinsichtlich Zeit und Ort. Die den afrikanischen Operationen unmittelbar vorangehenden Misshelligkeiten konnten nur bedeuten, dass Stalin um diese Zeit nicht zufrieden war. Er wünschte noch immer eine zweite Front in Europa.

Immer noch wussten die Russen nicht, was sie denken sollten. Botschaften und Gesandtschaften depeschierten ihren Regierungen, dass die Russen auf Direktiven zu warten schienen. Ein Offizier der Roten Armee erzählte einem Freund von mir, dass die Truppen hofften, Stalin werde etwas sagen, aber fürchteten, er werde das nicht vor dem 23. Fe-

## HAPPY END

bruar tun, dem Jahrestag der Schaffung der Roten Armee, dem nächsten der alljährlichen Anlässe, an denen der Sowjetführer gewöhnlich das Wort ergriff. All dies war mir bekannt. Ich hatte mir, als ich meinen ersten Brief an Stalin aufsetzte, vorgenommen, ihm wieder zu schreiben, sobald eine zweite Front errichtet wäre, und ihn nach der Haltung der Sowjets gegenüber der neuen Situation zu befragen. Als ich am 12. November, dem Tag nach der Veröffentlichung von Churchills Rede, zu meiner Arbeit ging, fiel mir ein, dass es jetzt an der Zeit wäre, nochmals zu schreiben: es gab zwar keine zweite Front, aber etwas, das fast eben so gut war; die Russen wünschten sicherlich Direktiven; und fraglos musste es für Amerika interessant sein, zu erfahren, was Stalin dachte. Nachdem ich an diesem Nachmittag die Zeitungen im Aussenkommissariat durchgelesen hatte, ging ich ins Hotel zurück und tippte folgenden Brief:

J. V. Stalin  
Vorsitzender  
des Rates der Volkskommissare  
Moskau

The Associated Press  
Hotel Metropole  
Zimmer 278  
Moskau, U.d.S.S.R.  
12. November 1942.

Sir:

Ihr Brief vom 3. Oktober hat der Welt ein wertvolles Resum<sup>e</sup> über die Stellungnahme der Sowjets zu den Fragen der zweiten Front, der alliierten Hilfe und der russischen Widerstandsfähigkeit gegeben.

Nun, da Streitkräfte der Vereinigten Staaten in Französisch-Nordafrika gelandet sind und die Briten das deutsch-italienische Heer in Ägypten geschlagen haben, würde es die amerikanische Öffentlichkeit ausserordentlich interessieren, von Ihnen selbst etwas über die Haltung der Sowjets gegenüber der neuen Lage zu erfahren.

Ohne Ihre Zeit allzu sehr in Anspruch nehmen zu wollen, möchte ich um einen zweiten Brief ersuchen, der die folgenden Fragen beantwortet:

Was ist die Ansicht der Sowjets über den alliierten Feldzug in Afrika?

Welche Wirkung hat dieser Feldzug im Hinblick auf eine Erleichterung des auf die Sowjetunion ausgeübten Drucks, und welche weitere Hilfe erwartet die Sowjetunion?

Welche Möglichkeit besteht dafür, dass die Offensivkraft der Sowjets im Osten gemeinsam mit den Alliierten im Westen den Endsieg beschleunigt?

Ihr sehr ergebener  
*Henry Cassidy*  
Leiter des Büros

hcc:alg

Die Buchstaben «alg» am linken unteren Rande fügte ich lediglich hinzu, um den Brief ein bisschen aufzuputzen. Sie waren ein Zeichen, dessen wir uns am Nachtpult des New Yorker Büros der *A.P.* bedienten, wenn wir darauf hinweisen wollten, dass es sich um einen Originalbeitrag handelte. Sie standen eigentlich für die Worte «aus der Luft gegriffen».

Um sechs Uhr nachmittags faltete ich den Brief zusammen und bat George Green, ihn im Kreml abzugeben, «am selben Platz wie das letzte Mal». Er warf einen Blick auf den Brief und sagte: «Ich verstehe. Und dieselben drei Fragen.» «Stimmt», antwortete ich, «und vielleicht bekommen wir auch dieselben Antworten.» «Es steht hundert zu eins, dass Sie keine Antwort kriegen», meinte George. Ich fühlte mich versucht, ihn beim Wort zu nehmen, verzichtete aber darauf, erinnerte ihn daran, dass er die gleiche Wette auch beim letzten Brief gemacht haben würde, und expedierte ihn zum Kreml.

Am nächsten Abend sass ich um zehn Uhr zehn beim Abendessen im Metropole und teilte meine Aufmerksamkeit zwischen dem Gespräch und der Mahlzeit. Maurice Hindus und ich debattierten mit Edgar Snow und behaupteten, dass der dialektische Materialismus, die offizielle Philosophie der Kommunistischen Partei, keinen Platz lasse für Mysterien, und damit auch nicht für die Religion. Zwischendurch führte ich noch nebenbei mit dem Kellner eine Debatte darüber, dass ich ausser der kalten Wurst, dem Brot und den vier Tassen Tee, die ich schon konsumiert hatte, noch eine Extraportion Käse bekommen müsste. Ich war auf dem besten Wege, in beiden Debatten zu unterliegen, als Eddy Gilmore an die Tür kam und mir wie ein Besessener winkte, ich solle in die Halle hinauskommen.

«Etwas Schreckliches muss passiert sein», sagte er. «Palgunow hat

mich angerufen; ich soll Ihnen sagen, Sie haben sofort zum Narkomindjel zu kommen.»

«Schrecklich – Unsinn!» schrie ich, vergnügt auf Eddies breiten Brustkasten einhämmernd; «das ist wieder ein Brief von Stalin.»

Ich erzählte Eddy von dem Brief, den ich am Tag vorher geschrieben hatte, und dann liess mich der Gedanke, dass ich über den ersten Brief zu viel geredet hatte, plötzlich verstummen. Diesmal würde ich meiner eigenen Mutter, wenn sie mich fragte, nichts verraten, bis ich wusste, dass der Artikel gedruckt war. Ich sagte Eddy, er solle den Mund halten, schlenderte zurück in den Speisesaal und setzte mich noch für einen Augenblick, damit die anderen nichts merkten. Dann gähnte ich, steckte achtsam das von meiner letzten Tasse Tee übrig gebliebene Stück Zucker ein, sagte Gute Nacht und ging. Ich stürzte in mein Zimmer, fuhr in den Mantel und lief zum Aussenkommissariat hinauf.

Als ich um zehn Uhr dreissig in der Presseabteilung eintraf, war Palgunow noch nicht da. Darin sah ich ein Symptom mehr dafür, dass es sich um einen Brief von Stalin handelte. Offensichtlich war Palgunow in den Kreml gegangen, um ihn zu holen, und noch nicht zurückgekommen. Ich setzte mich in dem schwach beleuchteten, orangerot tapezierten Zimmer nieder und wartete unter den Bildern Stalins, Molotows und Kalinins.

Eine halbe Stunde verging. Das Radio in der Diele draussen spielte um elf Uhr die Internationale und beendete die Abendsendung. Die Stille der Nacht senkte sich auf das Narkiomindjel herab. Die Sache verlief nicht fahrplanmässig. Vielleicht war das gar kein Brief von Stalin. Um mir einzureden, dass es doch so sei, begann ich mir Rahmennotizen für meinen Artikel zu machen. «Krisis Beziehungen Alliierte», schrieb ich; dann vorsichtiger: «Unruhige Zeit. Churchill-Besuch Misshelligkeiten. Willkie-Besuch ‚Stubsen‘. Stalin-Brief an mich. Hess-Note und Leitartikel.» Ich kritzelte die Adjektiva «Schwierig, peinlich» zur Schilderung der Periode auf das Papier. Für die Zeit nachher notierte ich: «Invasion Nordafrika. Sieg Ägypten. Gestern Churchill-Rede. Heute Kommentare Fall Tobruk, Bardia. Keine direkten lobenden Äusserungen, aber offensichtlich Zufriedenheit.» Dann schrieb ich, anscheinend

um in mir keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, was kommen musste: «Zweiter exklusiver Brief. Identisches Verfahren.»

Mittlerweile war es elf fünfzehn geworden, und Palgunow zeigte sich noch immer nicht. George Green, der mitgekommen war, um mit mir die Telegramme zum Postamt zu bringen, ging, da er keinen Nachtpass hatte, nach Hause, und ich blieb allein. Ich begann mich schon zu fragen, ob Palgunow den Brief einfach zurückgehalten hätte. Das konnte ich mir doch nicht vorstellen. Dann fiel mir die Möglichkeit eines kleineren Unglücks ein, dass etwa Palgunow in der Verdunklung von einem Tram überfahren worden wäre. Es kam mir unwahrscheinlich vor. Schliesslich geriet ich auf die Idee, er müsste die englische Übersetzung kontrollieren.

In dem Zimmer hinter dem Warteraum tippte eine Sekretärin. Ich klopfte bescheiden an ihre Tür, steckte den Kopf hinein und fragte, ob sie etwas von Palgunow gehört hätte. «Nein», antwortete sie, «er sollte schon längst hier sein.»

Um elf Uhr dreissig begann es kalt zu werden. Ich stöpselte den elektrischen Ofen ein und hörte zu, wie er knackte, während er sich erwärmte. Dann vernahm ich ein anderes Geräusch, das so klang, als nagte eine Ratte an Holz. Dieses Geräusch untersuchte ich nicht.

Um elf Uhr vierzig klingelte das Telefon im Zimmer, und die Sekretärin flötete etwas hinein. Offensichtlich hatte es nichts mit mir zu tun. Ein zweites Telefon klingelte. Das Mädchen lauschte einen Augenblick, sagte dann: «Cassidy ist schon hier», hängte ab und nahm das erste Gespräch wieder auf. Mir wurde besser zumute. Es schien also doch nichts am Programm geändert worden zu sein.

Um elf Uhr fünf und fünfzig kam Palgunow hereingestürzt. Er hatte ein gerötetes Gesicht und schwitzte, seine Augen traten heraus, aber mir war er noch nie so hübsch vorgekommen. Er sah mich in der Ecke sitzen, fuhr mit dem Finger an die Hutkrempe, rief: «Bon Soir, Monsieur Cassidy, entschuldigen Sie mich eine Minute», und eilte in sein Zimmer.

Um zwölf Uhr führte mich das Mädchen zu ihm. Dort, auf seinem Schreibtisch, lag der zweite Brief von Stalin.

«Sie wollen mir doch nicht sagen, dass Sie wieder ein Dokument für mich haben!» rief ich in gespielter Überraschung.

Palgunow grinste. «Sie wissen, weshalb ich Sie habe kommen lassen?»

«Ich habe es vermutet», antwortete ich und nahm vor seinem Schreibtisch Platz.

«Hier ist ein Schreiben vom Genossen Stalin, das ich Ihnen hiermit aus-händige», sagte er in seinem formellsten Ton und reichte mir das Papier. Ich überflog rasch die autorisierte Übersetzung. Sie lautete:

*Sehr geehrter Mr. Cassidy, –*

Ich beantworte Ihre Fragen, die mich am 12. November erreichten.

1. «Was ist die Ansicht der Sowjets über den alliierten Feldzug in Afrika?»

*Antwort.* Nach Ansicht der Sowjets ist dieser Feldzug eine ausserordentliche Tatsache von grosser Wichtigkeit, da er die wachsende Macht der bewaffneten Streitkräfte der Alliierten bekundet und die Aussicht auf einen Zerfall der italienisch-deutschen Koalition in der nächsten Zukunft eröffnet.

Der Feldzug in Afrika ist ein Einwand mehr gegen die Skeptiker, die behaupten, die anglo-amerikanischen Führer wären nicht imstande, eine ernsthafte Kriegshandlung zu organisieren. Es ist nicht zu bezweifeln, dass nur erstklassige Organisatoren so wichtige Kriegsoperationen bewerkstelligen konnten wie die erfolgreichen Landungen in Nordafrika nach Überquerung des Ozeans, die rasche Besetzung von Häfen und ausgedehnten Gebieten zwischen Casablanca und Bougie, und die so meisterhaft durchgeführte Vernichtung der italienisch-deutschen Heere in der westlichen Wüste.

2. «Welche Wirkung hat dieser Feldzug im Hinblick auf eine Erleichterung des auf die Sowjetunion ausgeübten Drucks, und welche weitere Hilfe erwartet die Sowjetunion?»

*Antwort.* Es ist noch zu früh, zu sagen, in welchem Ausmass dieser Feldzug sich dahin ausgewirkt hat, den unmittelbaren Druck auf die Sowjetunion zu verringern. Aber man kann zuversichtlich erklären, dass die Auswirkung nicht gering sein, und dass eine gewisse Erleichterung des Drucks auf die Sowjetunion schon in der nächsten Zukunft erfolgen wird.

Doch das ist nicht das Einzige, worauf es ankommt. Vor allem ist es wichtig, dass der Feldzug in Afrika, da er bedeutet, dass die Initiative in die Hände unserer Alliierten übergegangen ist, die politische sowie die kriegerische Situation in Europa zugunsten der anglo-sowjetrussisch-amerikanischen Koalition radikal verändert. Dieser Feldzug untergräbt das Prestige Hitler-Deutschlands in seiner Eigenschaft als führende Macht im System der Achsenmächte und demoralisiert Hitlers Verbündete in Europa. Der Feldzug löst Frankreich aus dem Zustand der Lethargie, in den es geraten ist, mobilisiert die hitlerfeindlichen Kräfte dieses Landes und ermöglicht den Aufbau einer hitlerfeindlichen französischen Armee. Der Feldzug schafft eine Lage, in der Italien ausgeschaltet und Hitler-Deutschland isoliert werden kann. Schliesslich schafft der Feldzug die Vorbereitung für die Errichtung der Zweiten Front in Europa, näher an Deutsch-

lands lebenswichtigem Zentrum, welche von entscheidender Wichtigkeit für die Herbeiführung des Sieges über die Hitler-Tyrannie sein wird.

3. «Welche Möglichkeit besteht dafür, dass die Offensivkraft der Sowjets im Osten gemeinsam mit den Alliierten im Westen den Endsieg beschleunigt?»

*Antwort.* Es braucht nicht bezweifelt zu werden, dass die Rote Armee ihre Pflichten ehrenvoll erfüllen wird, wie sie es während des ganzen Krieges getan hat'

Hochachtungsvoll

Moskau, 13. November 1942.

(gez.) *J. Stalin*

Der Übersetzung war deutlich anzumerken, dass sie die Verzögerung Palgunows verursacht hatte. Es war ein schwieriges Dokument, sowohl sprachlich als auch inhaltlich. Ich bemerkte, dass das gleiche schlichte weisse Papier wie das letzte Mal verwendet worden war. Aber die Unterschrift des ersten Briefs war, wie ich von einem Fotografen erfuhr, der eine Aufnahme davon machte, mit einer Stampiglie aufgedrückt worden. Diesmal, sah ich, hatte er die Worte «Hochachtungsvoll, J. Stalin» selbst mit einem grossen Blaustift geschrieben, mit Zügen, die kühner und weiter ausladend waren als die der gestempelten Unterschrift.

«Haben Sie etwas zu fragen?» wollte Palgunow wissen.

Ich dachte, einmal könnte es mir gelingen, etwas aus ihm herauszubringen. «Ja», antwortete ich; «ich wüsste gern, wie über diese Briefe Beschluss gefasst wird, wie sie geschrieben werden, und wie Sie sie bekommen.» Sein Haar, das immer in die Höhe stand, sträubte sich noch mehr, und er sah entsetzt aus. «Lassen wir's lieber», erklärte ich.

«Ich muss Sie darauf aufmerksam machen», sagte Palgunow, «dass dieser Brief morgen in den Morgenblättern erscheinen wird.»

«Schön», rief ich, «ich werde ihn sofort abschicken.»

Im Pressezimmer draussen machte ich mich an die Arbeit. Koschemjako, der jüngere Zensor, kam heraus, um mir zu gratulieren und die Übersetzung mit mir durchzugehen; wir nahmen noch einige kleine Änderungen vor.

Ich schrieb ein zweiseitiges Resumd und fügte ein kleines Stimmungsbild hinzu, tippte das Ganze ab und liess es mit dem Zensurstempel versehen. Da Mitternacht schon vorüber war und es keine Autos mehr gab, musste ich zu Fuss zum Postamt gehen. Am Ende des

Kusnetzky Most verlangte ein Posten meinen Nachtpass und bewunderte bei dieser Gelegenheit die Taschenlampe, die ich einem Offizier, der einer unserer Militärmissionen angehörte, abgeschwätzt hatte.

«Entschuldigen Sie mich, bitte, ich muss einen Brief von Stalin aufgeben», sagte ich. Er blickte mich verblüfft an und lief dann über die Strasse, um das seinem Kameraden zu erzählen. Ich ging weiter zum Telegrafenamts, lieferte meine Depeschen ab und stieg wieder hinauf, um meinen Artikel zu schreiben. Als ich damit fertig wurde, war es vier Uhr früh.

Jetzt war ich viel zufriedener als das erste Mal. Es war meine eigene Idee, nicht die New Yorks gewesen. Und ich hatte dichtgehalten, sodass die Sache exklusiv blieb. Diesmal hatte ich überdies eine gute Nachricht zu geben. Die Reaktion war nicht so lebhaft wie bei dem ersten Brief. Es wurden keine Anfragen im Unterhaus gestellt. Mit der Geschichte der alliierten Beziehungen ging es ganz so wie mit der grosser Männer: werden sie krank, so ist das eine Sensation; wenn sie sich erholen, ist das Echo schon weniger gross. Aber über diese Erholung zu berichten, war eine grosse Freude.

Am Morgen darauf rief die amerikanische Botschaft an, übermittelte mir die Glückwünsche Loy Hendersons, des damaligen Chargé d’Affaires, und ersuchte um die autorisierte englische Übersetzung. Der britische Botschafter Clark Kerr umarmte mich, als ich am nächsten Abend in seine kleine Wohnung zum Dinner kam, und nannte es eine ausgezeichnete Arbeit. New York schickte ein nettes Telegramm: «Cassidy grossartige Leistung herzlichste Glückwünsche Copyright-Schlager Stalin geteilt mit United Press INS hier vielen Dank Associated.»

Hohe Beamte der Alliierten sagten mir, sie hätten bei den Sowjetbehörden ein ausgesprochenes Verlangen danach festgestellt, uns zu verstehen. Diese Tatsache hielten sie für ausserordentlich wichtig im Hinblick auf die Zukunft der alliierten Beziehungen.

Ich habe dieses Kapitel «Happy End» genannt. Vielleicht wäre «Glücklicher Anfang» richtiger gewesen, denn das Zustandekommen des Wunsches nach Verständnis war nur ein Anfang. Das wirkliche Verständnis selbst musste noch kommen.

## UMZUG IN MOSKAU

Wer während des Krieges in Moskau umziehen wollte, brauchte seine Sachen bloss selbst in die Hand zu nehmen und zu transportieren – oder richtiger: er musste sie zunächst vom Amtsschimmel befreien, dann aus dem Haus tragen und ihnen schliesslich gut zureden, damit sie sich in seine neue Wohnung begäben. Ich weiss ganz genau Bescheid darüber, weil ich im zweiten russischen Kriegswinter eine solche Übersiedlung durchführte.

Einem derartigen Vorgang kam eine gewisse Bedeutung zu, denn er warf ein Licht auf den wirtschaftlichen Status der Sowjetunion. In politischer Hinsicht war Russlands Situation ausgezeichnet, sowohl im Innern als auch im Ausland: daheim sorgte die Kommunistische Partei für die Aufrechterhaltung strenger Disziplin, während die Westmächte, die Vereinigten Staaten und Grossbritannien alles taten, was ihnen möglich war, um ihrem östlichen Verbündeten zu helfen. Militärisch war Russland stark: die Rote Armee verfügte noch immer über einen guten Offensivstoss und war in der Verteidigung an allen Abschnitten den Deutschen ebenbürtig. Wenn die Sowjetunion eine Schwäche hatte, so lag sie im Wirtschaftlichen.

Eine vollständige und genaue Statistik, an Hand deren man sich ein Bild über die Lage hätte machen können, gab es nicht, sondern nur einige allgemeine Erklärungen und Teilzahlen. Industrielle Zentren waren mit Erfolg nach dem Osten evakuiert worden und versorgen

die Rote Armee gut mit Waffen und Kriegsgerät. Die Anbaufläche in den nicht besetzten Gebieten war für die Sommerernte 1942 um mehr als 5'000'000 und für die Winterernte 1942/43 um 3'700'000 Morgen erweitert worden. Inwieweit diese Leistungswunder den Verlust grosser Industriegebiete wie des Donezbeckens sowie der Weizenfelder in der Ukraine, dem Nordkaukasus und dem Schwarzerde-Gebiet von Kursk wieder wettzumachen und den enormen Ansprüchen der Front zu genügen vermochten, liess sich nur an der wirtschaftlichen Lage der Bürger abmessen.

Am besten würde darüber eine Hausfrau berichten; da aber keine Amerikanerinnen oder Engländerinnen dafür zur Verfügung standen, und die Russinnen alle viel zu beschäftigt waren, legte ich die Schürze ab, trocknete mir die Hände und setzte mich vor die Schreibmaschine, um mich selbst daran zu machen. Die Geschichte meines Moskauer Haushalts reicht zurück in den Mai 1942, als ich von Teheran und Kuibyschew endgültig nach Moskau zurückkehrte. Ich stellte meine Koffer im Hotel Metropole ab, fuhr mit der Untergrundbahn bis zur Station Sowjetpalais und ging zu meiner alten Wohnung am Ostrowskij Pereulok, um mir über die Situation ins Klare zu kommen. Es sah bös aus. Die Wohnung war intakt, abgesehen von dem Loch in der Decke meines Schlafzimmers, das die Brandbombe während des ersten Moskauer Bombardements geschlagen hatte; die Möbel standen alle da; und dank der ausgezeichneten Betreuung durch meine Sekretärin Sophia Tschidschowa war alles sauber und in Ordnung. Aber das Wolgadeutsche Mädchen Anna war nicht mehr da, man hatte sie mit ihren Landsleuten zu Kriegsbeginn nach Sibirien verschickt. Und all die Dinge, die mir in einem Haus nie aufgefallen waren, solange ich sie hatte – Laken, Kissenbezüge, Handtücher, Geschirrtücher, Seife, Klosettpapier, Tischtücher, Servietten – fehlten, da sie in dem Durcheinander irgendwo zwischen Moskau und Kuibyschew in Verlust geraten waren. Die Küchenregale, auf denen sich früher einmal die Konservenbüchsen hoch auftürmten, standen leer, und der Behälter im Sofa meines Wohnzimmers, wo ich früher meinen Wein und Wodka gehalten hatte, war eine gähnende Höhle.

Ich knipste einen elektrischen Schalter an, und es wurde Licht. Ich hob den Hörer ab, und es summte. Ich drehte das Gas auf, und es zischte. Das war erfreulich, aber es musste noch eine ganze Menge erledigt werden, bevor die Wohnung beziehbar wurde. Ich ging zurück ins Hotel und überliess der guten Tschidschowa die Lösung des Problems.

Während des Sommers lebte ich abwechselnd in der Wohnung und im Hotel. Walter Kerr, Larry Lesueur, Lee Stowe, Eddy Gilmore und einige andere Korrespondenten pflegten sich ihre abendlichen Portionen Wurst, Käse, Brot, Butter und Kuchen mit mir im Hotel zu bestellen, und dann trugen wir das Ganze in die Wohnung. Wir kochten selbst, rösteten Käsebrote, brieten die Wurst und liessen es uns schmecken. Nach dem Abendessen blieben wir in der langen Sommerdämmerung sitzen und unterhielten uns über Berufsfragen, Politik, den Krieg, Essen und die Heimat. Wenn es dunkel wurde, gegen elf Uhr, gingen wir zum Hotel zurück, wenn uns danach zumute war, oder wir streckten uns auf den Betten und Couches aus und schliefen in der Wohnung. Am Morgen kam Tschidschowas Mädchen, Natascha, räumte auf und machte Frühstück, wenn wir da waren.

Ab und zu gaben wir eine Gesellschaft. Als John Trant, der britische Generalkonsul, mein ältester und nächster Freund in der Botschaft, im August nach Hause reiste, wurde der Abschied in meiner Wohnung gefeiert. Er stellte selbst die Liste der Gäste zusammen: «Chol», der berühmte A. T. Cholerton vom *Daily Telegraph*-, Tommy Thompson, der Sekretär, und Major Park, der Zweite Militärattaché der amerikanischen Botschaft; Eddy Gilmore, Lee Stowe, Walter Kerr und ich. An diesem Abend versuchten wir es mit einem Buffet. Wir ergänzten die übliche Wurst und den Käse mit Kartoffeln, die wir auf dem Markt gekauft hatten. Natascha buk einen Kuchen. Jeder Gast brachte etwas zum Trinken mit. John, der ganz unerwartet in die Mitte des Zimmers trat und sich als ungeahntes Rednertalent entpuppte, hielt eine wirklich schöne und rührende Abschiedsansprache auf Moskau und seine Freunde.

Als Admiral Standley mit General Bradley und dem Botschafts-

personal von Kuibyschew heraufkam, veranstaltete das ganze Gremium der amerikanischen Korrespondenten einen Empfang für sie in meiner Wohnung. Diesmal sollte es so etwas wie eine Cocktailparty werden. Die Cocktails bestanden aus sieben Teilen Wodka und einem Teil persischen Vermouths aus einer kostbaren Flasche, die Walter Kerr aus Teheran mitgebracht hatte. In den Sandwiches war, wie man wohl erraten kann, Wurst und Käse. Janet Weaver von der *Intercontinent News* überraschte uns auf das angenehmste, indem sie warme Zwiebacke lieferte. Die Gesellschaft wurde einstimmig als Erfolg bezeichnet.

Aber all dies waren nur Experimente. Nach einem Jahr fasste ich, des Hotellebens müde, den Entschluss, meine Wohnung vollständig einzurichten, mir ein eigenes Dienstmädchen zu halten und mich ganz bei mir niederzulassen. Tschidschowa, die, dessen bin ich sicher, aus einer Fatamorgana in der Wüste Sahara Wasser besorgen könnte, ging zum Gastronom-Laden für Ausländer und kam mit der Nachricht zurück, dass man dort ein stellensuchendes Mädchen empfahl, das am nächsten Morgen zu mir ins Hotel kommen würde. «Die Leute sagen, sie ist sehr alt und hässlich», teilte mir Tschidschowa mit, um mich das Schlimmste gleich wissen zu lassen, «aber sehr sauber und sehr ehrlich.» Sie erschien: Pascha, eine kleine, in ein weisses Tuch gehüllte alte Dame, aufrecht wie ein junger Baum, ein Meter fünfzig gross, dreiundsechzig Jahre alt, mit einer pergamentartigen Haut, in die das Lächeln und die Jahre Runzeln gegraben hatten. Sie hätte mit sechzig zu arbeiten aufgehört, sagte sie, aber jetzt wollte sie wieder anfangen, um zu ihren Lebensmittelrationen jeden Tag Kaffee zu bekommen – ihre einzige grosse Leidenschaft. Sie könne einkaufen, kochen und aufräumen; sie werde für dreihundert Rubel im Monat und den Kaffee arbeiten und ihre eigene Brotration beisteuern; sie könne sofort anfangen. Ich stellte sie augenblicklich an.

Pascha hatte eine Laufbahn hinter sich, zu der es wohl wenig Parallelen gibt, wenigstens was Abwechslung betrifft. Sie war vor der Revolution Dienstmädchen bei englischen und deutschen Familien und dann bei einem Moskauer Kaufmannsmillionär gewesen; nach der

Revolution hatte sie für Peters, den Chef der TSCHEKA, Jeschow, den Leiter der OGPU, und schliesslich für Koslowskij, den ersten Tenor der Bolschoi-Oper, gearbeitet. Ein so komischer Vogel wie ein amerikanischer Korrespondent barg keine Schrecken für sie.

Sie nahm die Zügel des Hauses fest in die Hand. Zu allererst schickte sie mich mit allen Coupons, die ich bis zur nächsten Ausgabe (wann die stattfinden würde, wusste kein Mensch) zur Verfügung hatte, in das Warenhaus und gab mir den Auftrag, Laken, Kissenbezüge, Tischtücher, Servietten und Handtücher zu besorgen. Die Coupons reichten für zwei Laken und einen Kissenbezug zu Staatspreisen. Zu den höheren Handelspreisen durfte ich ohne Coupons ein Tischtuch und sechs Servietten kaufen. Das war wenigstens ein Anfang. Pascha fand unter den Decken, die ich von Kuibyschew zurückgebracht hatte, zwei alte Laken, flickte das eine davon und machte aus dem anderen Kissenbezüge. Die Handtücher fand sie an irgendeinem anderen Platz.

Sie trug mich im Gastronom ein und meldete mich dort für meine rationierten Lebensmittel an. Die Rationen eines Korrespondenten waren dieselben wie die eines Botschafters. Sie sahen folgendermassen aus:

Brot, Mehl oder Backwaren – 1 kg täglich (zwei grosse Laib Brot).

Butter – 3 kg im Monat.

Fleisch – 5 kg im Monat.

Fisch – 5 kg im Monat.

Milch – 2 Liter alle fünf Tage.

Eier – ein Stück täglich.

Zucker – 5 kg im Monat.

Reis oder andere Cerealien – 4 kg im Monat.

Obst und Gemüse – nicht rationiert, aber je nach den Vorräten beschränkt.

Der Hund Daniel, der in Kuibyschew überwintert hatte, kehrte prunkvoll in einem Passagierzug nach Moskau zurück. Sein Leben war so glatt gewesen, wie das Paschas rauh. Er wurde als junges Tier 1934 von einem Berichterstatter aus Helsinki mitgebracht und dann

immer wieder von Journalisten bei ihrer Abreise anderen übergeben, bis er im Jahre 1940 zu mir gelangte. Er hatte in mancherlei Hinsicht Ähnlichkeit mit Pascha; er war klein und sauber, und sein braunes Fell war an der Schnauze von vornehmen grauen Fäden durchzogen. Er und Pascha freundeten sich sofort sehr gut an, sie trabten miteinander durch die Wohnung, Pascha schwatzte ununterbrochen mit ihm, und Daniel antwortete ihr ab und zu mit einem gelassenen «Wuff».

Schliesslich kam auch der Chauffeur Pavel mit dem Ford auf einer Lore aus Kuibyschew zurück. Der Haushalt war beisammen. Pascha erklärte, die Wohnung sei bereit bezogen zu werden, und ich brachte meine Segeltuchtasche vom Hotel hinüber – um auch dort zu bleiben, wie ich hoffnungsvoll annahm.

Von nun an versorgte Pascha meine Freunde mit richtigen Mahlzeiten, wenn sie abends kamen; allerdings bestand sie darauf, dass jeder seine eigene Portion von der unvermeidlichen Wurst und dem Käse zur Aufbesserung unserer Rationen mitbringe, seinen eigenen Zucker für den Kaffee und seine eigene Flasche. Es begann in Moskau sogar wieder so etwas wie ein geselliges Leben, das dem im letzten Winter vor dem Krieg glich.

Am vergnüglichsten waren die Abende, die wir mit dem britischen Botschafter Clark Kerr wie in einem improvisierten Abendmahlzeit-Club verbrachten.

Als es Mitte Oktober geworden war, die Zeit, um die uns im Vorjahr die Deutschen aus Moskau vertrieben hatten und heuer alles ruhig blieb, seufzte ich erleichtert auf und glaubte, wenigstens einige Monate der Beständigkeit vor mir zu haben. Ich dachte nicht daran, dass ein anderer Feind – der Winter – im Anmarsch war und mich bald aus meiner Wohnung verjagen würde.

Der Winter kam 1942 ganz heimlich herangeschlichen. Diesmal gingen ihm nicht die ausgiebigen frühen Schneestürme, die heftigen Windstöße und plötzlichen Kälteeinbrüche voraus, die ein Jahr vorher seinen Einzug angekündigt hatten. Der erste Schnee fiel in der Nacht des 20. Oktober, und am nächsten Morgen wussten die meisten gar nicht, dass er gekommen und wieder verschwunden war. Die Kälte

setzte ganz allmählich ein. Nur am Kalender und am Längerwerden der Nächte war zu merken, dass der Winter nahte.

Pascha war jedoch eine erfahrene Kriegerin im Kampf gegen den Winter. Als es auf das Oktoberende zuing, legte sie mir meine warme Unterwäsche heraus. Sie transportierte mein Bett aus dem Schlafzimmer, wo es der kalten Luft ausgesetzt war, die durch zwei Fenster und ein Loch im Dach eindrang, in das Wohnzimmer. Sie stöpselte, kurz bevor ich von meiner Arbeit nach Hause kam, die elektrischen Öfen ein, um die Kälte zu verjagen. Ohne mir dessen recht bewusst zu sein, tippte ich von nun an, des Abends, umgeben von elektrischen Öfen, warm eingehüllt, am Wohnzimmertisch.

Anfangs November wurde es ernsthaft Winter. Der Schnee kam ganz unverschämt bei Tag herunter, der Wind machte mit Geheul sein Wegerecht auf Plätzen und Strassen geltend, die Kälte stürzte sich frech auf jeden, der sich in die freie Luft hinauswagte. Es war ein verhältnismässig milder Winter, aber auch ein solcher ist in Russland kalt. Die Temperatur senkte sich auf 28° unter Null.

Die Bevölkerung Moskaus richtete sich für die alljährliche Belagerung durch den Winter ein; allerdings war ihre Munition infolge der Kriegseinschränkungen knapper als sonst. Es gab nur wenig Kohlen, und darum wurde Holz mit Strassenbahnwagen, Autobussen und Camions in der ganzen Stadt verteilt. Das Gas brannte niedriger und konnte an manchen Abenden überhaupt nicht benutzt werden. In alle Häuser wurden Ankündigungen gebracht, aus denen hervorging, dass man in jedem einzelnen Zimmer nur eine elektrische Birne haben durfte: in Räumen bis zu fünfzehn Kubikmeter nicht mehr als 16 Watt, bis zu dreissig Kubikmeter 25, für mehr als dreissig Kubikmeter 40 Watt, für Küchen 25 und für Korridore, Waschräume und Klosetts 16 Watt. Kontrolleure kamen sich davon überzeugen, dass diese Vorschriften eingehalten wurden, machten darauf aufmerksam, dass man für Verletzungen Bussen bis zu tausend Rubel zu zahlen habe, und teilten noch mit, dass elektrische Kochplatten höchstens vier Stunden im Tag – und elektrische Öfen überhaupt nicht benutzt werden dürften.

## UMZUG IN MOSKAU

Schliesslich kam die unangenehme Nachricht, dass einige Häuser nicht geheizt werden würden, dass die Insassen aber andere, infolge der Evakuierung leer stehende Wohnungen in Häusern übernehmen könnten, in denen für Zentralheizung gesorgt sei. Besorgt schickte ich Tschidschowa zum Hausausschuss hinunter. Sie kam mit dem Bescheid zurück, dass mein Haus in der Klasse der ungeheizten war. Ich musste wieder umziehen!

Ich kann mir vorstellen, welch Schrei der Empörung sich in Amerika erheben würde, wenn man der halben Bevölkerung einer Stadt, zum Beispiel New Yorks, mitteilte, man müsse die Heimstätten, in denen man sein ganzes Leben verbracht hat, verlassen und in ein anderes Haus ziehen, wenn man es im Winter warm haben wolle. Vielleicht wurde in Moskau ein wenig gebrummt, aber ich vernahm nichts davon. Ein Teil der Menschen packte geduldig seine Habseligkeiten in Decken und zog um. Andere fassten den Entschluss auszuhalten, besorgten sich mühsam kleine Öfen, führten die Rohre zum Fenster hinaus, trieben Holz auf und sorgten selbst für ihre Heizung. Es handelte sich darum, klaglos «alles für die Front» zu geben. Da es so war, konnte ich mich kaum beschweren.

Ich begab mich zum Bürobin, dem Amt für Fremdenservice, und erfuhr dort, dass es in der Nähe meines bisherigen Hauses eine kleine Dreizimmerwohnung mit einem Holzofen gebe, die ich haben könnte. Ich machte mich darauf gefasst, fünf Stockwerke in einer Mietskaserne hinaufsteigen zu müssen, in einen schmutzigen, dunklen Korridor zu kommen und schliesslich eine lichtlose Wohnung mit einem hässlichen Eisenofen zu finden, der vierschrötig mitten im Wohnzimmer stünde. Andrejew, der überlastete, aber immer noch freundliche Gebäudeinspektor des Bürobin, führte mich hin. Wir fuhren um die Ecke an meiner Wohnung, dann keine ganzen dreihundert Meter die Uliza Schtschukina entlang und blieben vor einem reizenden kleinen Haus stehen. Andrejew schloss die Tür auf. Fünf ein wenig eingesunkene Stufen führten zu einer niedrigen Diele mit einem prachtvollen holländischen Ofen aus weissen Kacheln. Dahinter lag ein geräumiges Wohnzimmer, dessen eines Ende ein vom Boden bis zur Decke rei-

ehender massiver holländischer Ofen einnahm. Dann kam ein, gleichfalls niedriges, Schlafzimmer mit zwei holländischen Öfen. Noch weiter hinten war die Küche mit einem riesigen Holzofen. Die Wohnung nahm die Hälfte des Hauses ein, die andere wurde von einigen russischen Familien bewohnt.

«Ich nehme sie», sagte ich, «gleich jetzt, und zwar für immer.»

Der Umzug selbst, so dachte ich, musste leicht sein. Das Haus, in dem früher ein Sekretär der griechischen Gesandtschaft gewohnt hatte, war in den Jahren, in denen es leer stand, ziemlich verschmutzt, aber das Bürobin würde für die Säuberung sorgen. Elektrizität und Telefon waren abgestellt worden, aber das Bürobin konnte noch am selben Tag die Herstellung der Anschlüsse veranlassen. Zum Transport der Möbel war ein Wagen notwendig, aber auch da konnte das Bürobin helfen. Zum Heizen brauchte man Holz, aber das wollte das Bürobin in drei Tagen liefern. Ich war bereit umzuziehen und freute mich schon darauf.

In jedem anderen Land, das ich kannte, brauchte man nur mitzuteilen, dass man umziehen wollte, und wurde auch schon von Agenten belagert, die ein Haus verkaufen oder eine Wohnung vermieten wollten, von Ziehleuten, die darauf warteten, die Möbel zu transportieren, und von Putzleuten, die die neue Wohnung zu säubern wünschten. So ging es im Kriegsmoskau nicht zu.

Als die drei Tage abgelaufen waren, am 9. November, war ich bereit, den Umzug durchzuführen, suchte Gristschin, den Direktor des Bürobin, auf, und erfuhr, dass eine kleine Schwierigkeit entstanden war. Bevor mir das Haus übergeben werden konnte, musste der Moskauer Sowjet eine schriftliche Umzugsbewilligung erteilen. Diese war noch nicht ausgestellt worden, und infolgedessen hatte man nichts unternommen, aber in drei weiteren Tagen würde das Haus zu meiner Verfügung sein. Am 12. November war die Bewilligung erteilt, der Schlüssel Tschidschowa ausgehändigt – und sofort auch wieder abgenommen worden. Der Chefingenieur des Bürobin, der offiziell die Schlüssel zu übergeben hatte, war Zeuge der Übergabe gewesen, verlangte aber den Schlüssel zurück, weil er nicht vorher verständigt wor-

den war. Am 13. November mittags war die Transaktion bestätigt, der Chefingenieur lieferte den Schlüssel an Tschidschowa aus, und das Haus gehörte mir.

Es gab noch einige Schwierigkeiten. Das Haus war nicht gereinigt worden. Das Telefon funktionierte nicht. Ich hatte keinen Wagen für den Möbeltransport. Das Holz war noch nicht geliefert. Aber das Haus gehörte mir.

Pascha, die, in Decken gehüllt, mit Daniel in der alten Wohnung ausgeharrt hatte, während ich vom Hotel aus die Unterhandlungen mit dem Bürobin führte, war für sofortigen Umzug. Wir bewerkstelligten ihn also selbst, indem wir, Eddy Gilmore, George Green, Tschidschowa und Pavel, die Sachen selbst in der Hand und auf dem Rücken trugen.

Kurz bevor wir zu dem Haus kamen, blieb ich mit dem Absatz in einer Spalte auf dem Trottoir stecken. Ich nahm an, dass das für die abergläubische Pascha irgendeine Bedeutung haben würde, und beschloss, ihr nichts davon zu sagen. Ich befreite meinen Fuss, sperrte die Tür auf, und wir zogen im Haus ein. Pascha ging von Zimmer zu Zimmer, bekreuzigte sich auf jeder Schwelle und flüsterte: «Krassata, krassata» – «Schön, schön.»

An diesem ersten Tag, es war der dreizehnte und ein Freitag, installierten wir in dem neuen Haus die Verdunklungsvorhänge, transportierten noch einige leichte Möbelstücke aus der alten Wohnung herüber, und Pascha richtete sich mit Daniel in dem Vorratsraum an der Küche ein, den sie sich ausgewählt hatte. Die Kombination: Freitag, dreizehnter und Umzugstag, brachte nur Glück. Pascha machte sich selbst, ohne auf die Leute vom Bürobin zu warten, an die Säuberung des Hauses, und in zwei Tagen schimmerte das weisse Holz, leuchteten die cremefarbenen Wände und funkelten die Hartholzfussböden. Tschidschowa begab sich auf eine ihrer Exkursionen, und das Telefon funktionierte. Pavel sprach in der Reuter-Garage vor und kam mit dem Auto voll Holz zurück. Mir fiel ein, dass ich im Hof der Botschaft einen Möbelwagen gesehen hatte. Er gehörte dem General Faymonville, der noch nie einem Korrespondenten auch nur die be-

scheidenste Information gegeben, sich aber im Übrigen immer sehr freundschaftlich verhalten hatte. Er stellte den Wagen sofort zur Verfügung.

Ramon, der Chauffeur des Generals, Pavel, George Green, der alte Misha, der unsere Garage putzte, sein Sohn Petja und ich waren die Ziehleute. Ich hatte immer gemeint, ich hätte kleine Möbelstücke, aber nun kamen sie mir gigantisch vor. Das Allerärgste war der Kühlschrank. Alles andere hatten wir innerhalb von drei Tagen transportiert, aber dieses Ungeheuer leistete uns noch immer Widerstand. Wir holten einen Mechaniker, und dieser demontierte den Oberteil des Kühlschranks. Dann trugen wir ihn zu viert hinunter und fuhren ihn zu dem neuen Haus. Dort stellte sich heraus, dass er nicht durch die Küchentür ging. Wir stellten ihn also in die Diele zwischen Küche und Schlafzimmer, setzten ihm wieder den Oberteil auf und überliessen ihn dort seinem Schicksal.

Mittlerweile hatte Pascha das Haus, da von unserem eigenen Holz noch immer nichts zu sehen war, mit dem Holz von der Reuter-Garage trocken geheizt und erwärmt. Am nächsten Abend ging ich vom Hotel zum neuen Haus, um das erste Mal dort zu schlafen. Die Türklingel funktionierte nicht – ich musste mit wilder Energie an das Wohnzimmerfenster klopfen, bis Pascha mich hörte. Das Licht ging aus – ich zündete mir eine Kerze im Schlafzimmer an. Das Wasser im Badezimmer lief nicht – ich musste mich in der Küche waschen. Dennoch war es ein Vergnügen, wieder zu Hause zu sein.

Krieg oder nicht Krieg, ich beschloss, am Danksagungstag die Wohnung mit einer Gesellschaft einzuweihen. Ich legte meine ganze Fleischration in Wurst an. Die monatliche Brotration wurde für die Sandwiches verbraucht, das Mehl für Kuchen und der Zucker für Kaffee. Ich schmeichelte der Botschaft, die eine grosse Nahrungsmittelsendung aus der Heimat bekommen hatte und der best versehene Haushalt in der ganzen Sowjetunion war, eine Büchse Backpulver ab, und Janet Weaver buk wieder Zwiebacke. Jeder Korrespondent brachte eine Flasche Wodka mit. Diesen mischten wir mit Zitronensaft aus Teheran, so dass es ganz anständige Cocktails gab.

## UMZUG IN MOSKAU

Der erste der vierzig Gäste kam um sechs Uhr nachmittags, der letzte ging um zwei Uhr nachts. Das Haus war gut geheizt. Nur zwei Dinge gingen schief. Der britische Botschafter machte die Entdeckung, dass ich meine Kerzen etwas über Augenhöhe angebracht hatte – ein Fehler, der am nächsten Tag korrigiert wurde. Einige Mitglieder des Personals der amerikanischen Botschaft wurden auf dem Heimweg verhaftet, weil sie nach Mitternacht ohne Nachtpässe unterwegs waren, aber man löste dieses peinliche Problem sofort, indem man sie von bewaffneten Posten nach Hause begleiten liess.

Ich begann mein Alltagsleben zu führen. Mit meinen Rationen, stellte ich fest, konnte ich auskommen, wenn ich nicht öfter als ein Mal in der Woche Gäste hatte. Schliesslich war ich ja viel besser dran, als der Durchschnittsbürger. Die normalen Rationen für die drei Kategorien: Arbeiter, Angestellte und nicht erwerbstätige Angehörige betragen:

Brot – 600, 500 und 400 g täglich.

Butter – 800, 400 und 200 g im Monat.

Fleisch oder Fisch – 2 kg, 1,20 kg und 600 g im Monat.

Zucker – 500, 300 und 200 g im Monat.

Reis und Cerealien – 2, 1,5 und 1 kg im Monat.

Auf Extracoupons bekam man drei Schachteln Zündhölzer im Monat, eine ausgiebige Portion Tee, Salz und, wenn sie zu haben war, Seife. Die Brotration bestand zur Hälfte aus weissem, zur Hälfte aus schwarzem Brot; statt Zucker wurden manchmal Schokoladebonbons ausgegeben; auf die Fleischcoupons erhielt man gewöhnlich Wurst oder Hering; die Butter wurde oft durch Pflanzenöl ersetzt; und im Herbst gab es auf die Reiscoupons Kartoffeln.

Diese Lebensmittel waren zu niedrigen Staatspreisen zu haben – 1 kg Schwarzbrot kostete einen Rubel, 1 kg Wurst 12 Rubel. Das waren zum offiziellen Kurs 20 Cent und 2,40 Dollars, zum Diplomatenkurs jedoch 8 Cent und 1 Dollar. 1 kg Zucker kostete 5 Rubel, 1 kg Butter 28 Rubel, Cerealien das Kilo 2 bis 6 Rubel, der Liter Milch 2,20 Rubel, die Schachtel Zündhölzer 20 Kopeken.

Auf dem Markt jedoch, wo die Kollektive-Bauern ihre Überschussprodukte ohne staatliche Kontrolle verkaufen durften, waren die Preise

erschreckend hoch – Fleisch 500 Rubel, Brot 100, Zucker 1'000, Kartoffeln 50 Rubel das Kilo, Milch 70 Rubel der Liter. Seife war eine Kostbarkeit, das Stück kostete 250 Rubel; für einen Liter Wodka musste man 500 Rubel, für eine Schachtel Streichhölzer 30 Rubel bezahlen.

Daraus konnte man wohl auf die Wirtschaftslage schliessen. «Das ist gar nichts», sagte mir ein alter Moskauer; «nach dem letzten Krieg hat 1 kg Brot eine Milliarde Rubel gekostet.» Diesmal war die Inflation nicht so weit gegangen. Die wirtschaftliche Situation war nicht katastrophal, nicht einmal sehr gefährlich. Aber fraglos war sie ernst.

Wie hatte es dazu kommen können, dass Bürger in einem sozialistischen Staat, nach dem offiziellen Kurs umgerechnet, für 1 kg Fleisch 100 Dollar, für 1 kg Brot 20, für 1 kg Zucker 200 Dollar zahlen konnten? Es war die Folge mehrerer Kriegsfaktoren, wie des Ansteigens der Löhne und Preise, der Inflation und, bis zu einem gewissen Grade, der Spekulation.

Die Löhne für Überzeit und durchgearbeitete Urlaubs- und Feiertage stiegen. Frauen und Kinder, die vorher nicht gearbeitet hatten, bezogen Einkünfte wie Männer. Die Männer in der Armee – vor allem die Offiziere und die Angehörigen der Gardeeinheiten, die doppelte Löhnung bekamen – verdienten mehr als früher. Die freien Preise stiegen mit der Zahlungsfähigkeit, und das Angebot an Konsumentenwaren, das stets gering gewesen war, weil die Sowjetunion sich auf Schlüsselprodukte und die Schwerindustrie konzentrierte, verknappte noch mehr. Der Staat erhöhte auch die Preise, die er kontrollierte; der Wodkapreis zum Beispiel wurde zweimal verdoppelt. Die Währung wurde aufgebläht, um den gesteigerten Bedürfnissen des Staates genügen zu können. Eine gewisse Spekulation bei einzelnen Privatleuten war unvermeidlich, davon jedoch, dass sie grössere Massstäbe angenommen hätte oder gar offiziell vor sich gegangen wäre, war nicht das geringste zu merken. Die Sowjetbeamten hatten hier, wie in allen anderen persönlichen Dingen, eine völlig saubere Weste.

Schliesslich nahm sich Stalin, der seine Zeit nur an die wichtigsten Probleme wendet, der Wirtschaftslage an. Die *Prawda* vom 9. Dezem-

ber 1942 brachte auf der ersten Seite noch oberhalb des Heeresberichtes eine Botschaft des Kommunistischen Parteikomitees für die Provinz Tambow, in der gemeldet wurde, dass Kollektive-Bauern dieser Gegend vierzig Millionen Rubel zur Aufstellung einer Tankkolonne, «Kollektive-Bauern Tambow», gesammelt hatten. Stalin antwortete: «Übermittelt den Kollektive-Bauern der Provinz Tambow, die vierzig Millionen Rubel für einen Armeefonds zur Aufstellung der Tankkolonne ‚Kollektive-Bauern Tambow<sup>4</sup> gesammelt haben, meine brüderlichen Grüsse und den Dank der Roten Armee.»

Damit wurde eine grosse Bewegung von Sammlungen zum Bau von Tanks und Flugzeugen eingeleitet. Tag um Tag und Woche um Woche, bis weit in das Jahr 1943 hinein, liessen die Telegrammwechsel zwischen Stalin und den Spendern den Zeitungen wenig Platz für andere Dinge. Mit Hilfe des einfachen Mittels, die Botschaften aus den Bevölkerungskreisen zu beantworten, hielt Stalin die Spenden im Fluss.

Der grösste Teil der ersten Beiträge stammte von den Bauern, die für ihre Überschussprodukte auch den grössten Teil des Inflationsgeldes erhalten hatten. Ferapont Golowatij, ein Imker von dem Kollektive-Gut «Stachanowite» in der Provinz Saratow, der erklärte: «Die Sowjetregierung hat mich zu einem wohlhabenden Kollektive-Bauern gemacht», stiftete seine gesamten Ersparnisse, 100'000 Rubel. Das entsprach zum freien Marktpreis 100 kg seines Honigs. Joseph Chasalja aus Georgien sandte 250'000 Rubel. Ibragim Karabudagow aus Dagestan spendete 200'000 Rubel und 55'000 kg Fleisch. Iwan Borissenko aus Kasachstan spendete 25'000 Rubel und zwei Kühe. Arbeiter, Soldaten, Gelehrte, Priester schlossen sich an. Lionja Sentschenko, Schülerin der dritten Klasse an der Schule 257 in Moskau, sprach Stalin «Geliebter Grossvater» (Deduschka) an und stiftete 500 Rubel. Hunderte von Kindern befolgten ihr Beispiel. Mitte Januar waren vier Milliarden Rubel gesammelt worden.

Ich war in der Lage zu wissen, dass diese ausserordentliche Demonstration aufrichtig, freiwillig und ebenso echt war wie mein eigener Briefwechsel mit Stalin. Eine Bekannte von mir, die von ihrem Mann genug zum Leben bekam, aber trotzdem arbeitete, erzählte mir, sie

hätte zwei Wochenlöhne gespendet und sei von ihrem Vorgesetzten gedrängt worden, einen Teil davon wieder zurückzunehmen, wenn sie nicht ganz sicher sei, es nicht zu brauchen. Stalin empfing diese Botschaften, schrieb die Antworten und leitete ihre Veröffentlichung persönlich.

Es war eine gesunde Bewegung. Der Staat brauchte das Geld nicht. Er konnte so viel drucken, wie er wollte. Das Heer erhielt damit nicht mehr Tanks und Flugzeuge. Es bekam schon alles, was Arbeitskraft und Material liefern konnten. Aber Inflationsgeld wurde aus der Zirkulation gezogen, gehortete Summen kamen aus ihren Verstecken hervor, und die wirtschaftliche Lage erfuhr eine entschiedene Besserung.

Zur gleichen Zeit nahm sich Stalin einer anderen Angelegenheit von äusserster Wichtigkeit an – der Schlacht um Stalingrad.

## **DIE SCHLACHT UM STALINGRAD**

**I**m Bürgerkrieg hatte die Rote Armee bei Zarizyn einen grossen Sieg errungen. Die bisher wichtigste Schlacht im zweiten Weltkrieg gewann sie bei derselben Stadt, die jetzt Stalingrad heisst. Beide Siege waren persönliche Erfolge Joseph Stalins.

Er liess, so erzählt die Legende aus dem Bürgerkrieg, alle Boote von Zarizyn wolgaaufwärts wegschicken, sodass ein Rückzug nicht in Frage kam, sondern nur Sieg oder Tod. Die Legende des heutigen Kriegs besagt, dass seine Leute aus dem gleichen Grunde selbst die Boote hinter sich verbrannten.

Zarizyn – das ist eine Tatsache, die jetzt in der offiziellen Sowjetgeschichte nicht immer anerkannt wird – war schon verloren, wurde aber schliesslich endgültig zurückgewonnen. Stalingrad – gleichfalls eine wenig bekannte Tatsache – war fast ganz in den Händen der Deutschen, aber dann wurde die Stadt zum Friedhof der Truppen, die sie besetzt hatten.

Im Jahre 1914 war Zarizyn eine Stadt mit drei Hotels und 100'000 Einwohnern. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts als Kosakenvorposten entstanden, war sie im Handel mit Holz, Fischen und Getreide gewachsen. Infolge ihrer günstigen Lage an der grossen Wasserstrasse der Wolga hatte sie schon in dem vornehmlich agrikulturnen zaristischen Russland eine gewisse Industrie entwickelt. Bereits damals standen in ihren nördlichen Vorstädten Öltanks, die Ural-Wolga-

Schmiede und die grosse Kanonenfabrik, die von Vickers 1914 gegründete *Russian Artillery Works Company*.

Im Verlauf des Bürgerkriegs rückten die weissgardistischen Truppen Denikins vor Zarizyn. Dorthin kam, im Juni 1918, auch Stalin und begann infolge eines Zufalls seine Soldatenlaufbahn. Er war als Nahrungsmittel-Generalkommissar für Südrussland hingeschickt worden und blieb dort, um den Befehl über die Zarizyn-Front und den revolutionären Soldatenrat zu übernehmen.

Stalin säuberte unverzüglich die Rote Armee von allen Elementen, die er als untüchtig, hysterisch oder konterrevolutionär betrachtete, und begab sich, obgleich er niemals Militärdienst geleistet hatte, an die Front.

Woroschilow, der gleichfalls an dieser Front stand, schilderte die Episode in einem am 21. Dezember 1929 zu Stalins fünfzigstem Geburtstag veröffentlichten Artikel:

«Die Situation an der Front wurde nahezu katastrophal. Die feindlichen Linien, geformt wie ein Hufeisen, dessen Enden sich auf die Wolga stützten, zogen sich von Tag zu Tag enger zusammen. Wir hatten keine Mittel, die uns einen Rückzug ermöglicht hätten, aber das bereitete Stalin keine Sorgen. Ihn beschäftigte nur eines, ein einziger Gedanke: um jeden Preis den Sieg zu erringen und den Feind zu vernichten.

Und Stalins unbezähmbarer Siegeswille ging von ihm auf alle seine nahen Waffenbrüder über, sodass trotz der nahezu hoffnungslosen Situation keiner daran zweifelte, dass der Sieg unser sein würde.

Und wir errangen den Sieg. Der Feind wurde zermalmt und weit zurückgeworfen, bis an den Don.»

Recht gut könnte sich diese Schilderung auf eine andere Schlacht beziehen, eine Schlacht, die 1942 geschlagen wurde. Woroschilow vergass die Tatsache, dass Zarizyn fast verloren war, ehe es endgültig erobert wurde. Die offizielle Kleine Sowjetenzyklopädie des Jahres 1930 ist die Quelle, aus der unbestreitbar hervorgeht, dass die Weissgardisten bei Zarizyn am 30. Juni 1918 einen Sieg errangen und am 25. Dezember

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

Stalin aber war Soldat und Sieger geworden.

Im Jahre 1941 war Stalingrad eine riesige blühende Industriestadt mit einer halben Million Einwohner. Es hatte sich aus einem Grenzposten und Handelsflecken zu einer Fabrikstadt entwickelt, in die Stahl gebracht und von der Maschinen geliefert wurden. Sie nahm auf dem hohen Westufer der Wolga eine Strecke von fünfundsechzig Kilometer ein. In ihren nördlichen Vorstädten lagen das Dscherchinskij-Traktorenwerk, das grösste der Sowjetunion, die Metallwerke Roter Oktober und andere grosse Fabriken, zu deren jeder eine Arbeitersiedlung gehörte.

Wer hätte am 3. September 1939, als der Krieg im Westen begann, voraussehen können, dass eine seiner grössten Schlachten in Stalingrad geschlagen werden sollte? Wer hätte am 22. Juni 1941, dem Tag, an dem der Feldzug im Osten anfang, prophezeien können, dass es in Stalingrad zur Wende des Schlachtenglücks kommen würde?

Anfang 1942 gelangte eine englische Karte von London nach Moskau, welche die stolze Inschrift trug: «Verfolgt die KRIEGsereignisse auf dieser WELTKarte in Mercator-Projektion.» Die Karte zeigte Kalinin, Kaluga, Orel und andere kleinere Städte, die schon in der Schlacht um Moskau eine Rolle gespielt hatten. Stalingrad war nicht darauf!

Dennoch war es vom Schicksal oder von der Geographie, vom deutschen oder vom russischen Oberkommando oder von ihnen allen zusammen bestimmt, dass es hier zur grössten Schlacht des Jahres 1942 kam.

Das, worum es in der Schlacht ging, war nicht der Besitz Stalingrads, denn dieser war nur ein untergeordneter Faktor in grösseren Plänen. Noch handelte es sich um die unmittelbare Vernichtung der Roten Armee, denn dies hatte sich schon in der vorjährigen deutschen Offensive an der ganzen Front als unmöglich erwiesen. Das Ziel war ein Vormarsch längs der Wolga, der zur Isolierung Moskaus führen sollte.

Zu ihrem ersten grossen Schlag über die Steppen holten die Deutschen anfangs August vom Südwesten her aus; sie rückten mit einer

Streitmacht von elf Divisionen, darunter zwei gepanzerte und eine motorisierte, längs der Eisenbahnlinie Salsk-Stalingrad vor. Ihre Absicht war es, von Kotelnikowo, etwa hundertsechzig Kilometer im Südwesten, rasch in Stalingrad einzubrechen. Sie wurden knapp nordöstlich von Kotelnikowo aufgehalten.

Die zweite Phase wurde mit einem Angriff von sechs Divisionen eingeleitet, der, in Koordination mit der südlichen Gruppe von elf Divisionen, durch den Abschnitt Kalatsch, etwa siebenzig Kilometer westlich von Stalingrad, vorging. Auch hier kam es zu einem Stillstand. Die bei diesen Anstrengungen verwendeten Truppen wuchsen Mitte August von siebzehn Divisionen auf dreiundzwanzig und schliesslich auf fünfundzwanzig an – alles vergeblich.

Ende August kam der dritte, der grösste Ansturm, der von Nordwesten. Die Deutschen überschritten am 23. August den Don ungefähr fünfundsechzig Kilometer nordwestlich von Stalingrad. Am 25. August kamen sie in die Region von Stalingrad. An diesem Tag führten sie einen fürchterlichen Luftangriff auf Stalingrad durch, der mit einer kalten Brutalität, ähnlich der bei den Bombardierungen von Rotterdam, Belgrad und London beobachteten, drei Viertel der Stadt dem Erdboden gleichmachte. Am selben Tage begann die Schlacht um die eigentliche Stadt Stalingrad.

Die Deutschen, die eine gewaltige Überlegenheit an Tanks und Flugzeugen hatten, führten ihre Schläge im Hauptabschnitt nordwestlich der Stadt, die sie im Sturm zu nehmen hofften. Wiederum erlebten sie eine Enttäuschung. Sie konnten vorrücken, aber der erwartete Ansturm verlangsamte sich ganz ausserordentlich. Am 1. September standen sie vierundzwanzig Kilometer vor den Grenzen der Stadt. Der Stadtrand wurde am 15. September erreicht. Am 22. September waren Strassengefechte innerhalb der Stadt im Gange.

Mittlerweile hatte die Rote Armee sowohl innerhalb der Stadt als auch – was wichtiger war – rings um die Stadt festen Fuss gefasst. Die Deutschen griffen täglich mit nicht weniger als acht Infanteriedivisionen, fünfhundert Tanks und fünfzehnhundert bis zweitausend Kampfflügen an, aber sie vermochten nicht mehr die russischen Linien

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

zu durchstossen. Der Kampf um Stalingrad entwickelte sich zu einer stationären Schlacht, ähnlich denen des ersten Weltkrieges.

Wie brachten die Russen es zuwege, diesem furchtbaren Feind standzuhalten? Weshalb waren die Deutschen ausserstande, weiter vorzurücken? Daran war nichts Geheimnisvolles. Die Antwort ist ganz einfach, dass die Deutschen nicht stark genug waren, den Angriff durchzuführen, und die Russen über Kräfte verfügten, die es ihnen ermöglichten, den Angriff abzuschlagen.

Die Deutschen hatten den (für sie) verhängnisvollen Fehler begangen, ihre Streitmacht zu teilen. Es war der Fehler, den sie schon im ersten Weltkrieg begangen hatten, als sie einige Divisionen nach Osten ausschwenken liessen, statt, wie es der Schlieffenplan vorsah, alles für die Eroberung von Paris zusammenzuziehen. Diesmal schickten sie in dem Bemühen, das Sowjetkommando zu täuschen und es glauben zu lassen, das Hauptziel sei das Ölgebiet von Baku, einige Divisionen in den Nordkaukasus. Bedeutend mehr Divisionen konzentrierten sie im Abschnitt Orel für die spätere Aktion gegen Moskau, welche die Entscheidung bringen sollte. Was übrig blieb, genügte nicht zur Erringung des Sieges in Stalingrad.

Stalin schilderte diese Vorgänge sehr treffend in seiner Ansprache vom 6. November 1942:

«Der Versuch, zwei Hasen gleichzeitig zu jagen – das Öl und die Einschliessung Moskaus – brachte die deutsch-faschistischen Strategen in Schwierigkeiten. So konnten infolge der offensichtlichen Undurchführbarkeit ihrer strategischen Pläne die taktischen Erfolge der deutschen Sommeroffensive nicht ausgenützt werden.»

Zur Stärke der Russen, die den deutschen Truppen mehr als gewachsen waren, trugen Führung, Menschenmaterial und Ausrüstung gleich viel bei.

General Andrej Jeremenko übernahm im August den Befehl über die Stalingrad front, worunter man die mit der Verteidigung der gesamten Region betraute Armeegruppe verstand. Er war einer der prächtigsten, zähesten, klügsten und energischsten Männer aus der Anzahl hoher Offiziere der Roten Armee, deren Biographien einander

so sehr ähneln. Er wurde am 14. Oktober 1892 in dem ukrainischen Dorf Markowka geboren. Als Zehnjähriger begann er als Bauer auf dem Feld zu arbeiten, im Jahre 1913 wurde er mobilisiert und brachte es schliesslich zum Korporal im 168. Infanterieregiment des Zaren. Er wurde am 19. August 1914 bei Lemberg verwundet, kam aber im Januar 1915 an die Front zurück, blieb bis zum Ende des ersten Weltkriegs draussen und beendete seinen Dienst unter dem Zaren in der Kavallerie.

Als die Deutschen 1918 die Ukraine besetzt hatten, wurde er Führer einer Guerillabande, vereinigte seine Truppe mit denen der Roten Armee und rückte unter Budjonnij in der Ersten Kavalleriearmee, in der er während des ganzen Bürgerkriegs diente, zum Offizier auf. Nach dem Krieg wurde er Berufssoldat, studierte an der Höheren Kavallerieschule, der Militärpolitischen Akademie und der Militärakademie *Frunse*.

Zu Beginn des zweiten Weltkriegs befehligte Jeremenko eine Armee an der Westfront in der Nähe der Armee General Iwan Konjews, der dann die Leitung des Kalinin-Abschnittes und später der gesamten Westfront übernahm. Anfangs 1942 stand Jeremenko an der Spitze der Toropez-Operationen im Nordwesten, die zur Durchschneidung der Eisenbahnstrecke Rschew-Welikije-Luki und zur Rückeroberung von dreitausend Städten, Marktflecken und Dörfern einschliesslich Toropez selbst führte. Im Sommer kam er auf direkten Befehl Stalins nach Stalingrad.

Jeremenkos Frau und einer seiner Söhne, das jüngste von vier Kindern, wurden von den Deutschen zu Beginn des Krieges getötet. Wie sie starben, wurde niemals bekannt gegeben, aber über die Tatsache ihres Todes sprach man unter seinen Kameraden im Oberkommando sehr ausführlich. Bei Stalingrad nahm er Rache. Aber nicht, ohne selbst dabei zu Schaden zu kommen. Der schwerkgebaute, untersetzte Mann wurde viermal schwer und dreimal leicht verwundet, während er in dem Mörser- und Artilleriefeuer durch die Ruinen Stalingrads humpelte. Sogar im Spital behielt er sein Frontkommando bei und führte es durch.

In Stalingrad selbst brachte er die 62. Armee Generalleutnant Was-

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

silij Tschuikows unter. General Tschuikow war gleichfalls Berufssoldat, Divisionskommandeur des Bürgerkrieges, Absolvent der Akademie *Frtinse*, und vor dem deutschen Einmarsch in Russland Militärattaché der Sowjets in Tschungking. Stabschef Tschuikows war Generalmajor Nikolaj Krilow, ein grosser, derber, gemütlicher Mann, der bei der Verteidigung Odessas und Sewastopols gleichfalls Stabschef gewesen war.

Diese Männer ergriffen in Stalingrad die Zügel mit fester Hand, warfen jeden hinaus, der auch nur die geringsten Zeichen von Defaitismus oder Pessimismus verriet – ebenso erbarmungslos, wie es Stalin vor vierundzwanzig Jahren getan hatte. Sie zogen Verstärkungen für die 62. Armee heran.

Zu diesen gehörte die 13. Garde-Infanteriedivision unter dem Befehl Generalmajor Alexander Rodimzew. Dieser war ein junger Sowjetgeneral, ein reines Produkt der kommunistischen Partei; er hatte das erste Mal im spanischen Bürgerkrieg gekämpft, war hierauf nach Russland zurückgekehrt, um in der Ukraine zu kämpfen, machte den Rückzug nach dem Osten mit und fuhr schliesslich Ende September mit seinen drei Regimentern in Camions an die Wolga. Sie überschritten in kleinen Booten den Fluss und bezogen im Nordabschnitt von Stalingrad Stellung.

Augenblicklich machte eine Erzählung die Runde, die Rodimzew-Garden hätten ihre Boote verbrannt. Zweifellos ist diese Geschichte apokryph. Kein Soldat der Roten Armee hätte zu dieser Zeit ein gutes Boot vergeudet oder auch nur die mindeste Lust gehabt, das Feuer des nahen Feindes auf sich zu ziehen, indem er einen Brand entfachte. Ausserdem ist es viel wahrscheinlicher, dass die Boote zu dem guten Zweck verwendet wurden, noch weitere Verteidiger nach Stalingrad zu schaffen. Aber ob Rodimzew's Leute nun ihre Boote verbrannten oder nicht, sie erreichten, was sie wollten: sie blieben in Stalingrad.

Die Soldaten Rodimzew's waren die ersten der Roten Armee, die im Verlauf der gewaltigen, unpersönlichen Schlacht um Stalingrad persönlich erwähnt wurden. Es machte einen sonderbaren Eindruck, in der Sowjetpresse wiederholt Berichte über die Leistungen einer ein-

zelen Division unter einem jungen Generalmajor zu lesen, während es doch auf der Hand lag, dass an diesem gigantischen Kampf zahlreiche andere Divisionen und viel klügere Männer teilnahmen. Dennoch wurde in allen Zeitungen der Sowjetunion Tag um Tag von der Tapferkeit, der Stärke und den Erfolgen Rodimzew und seiner Männer gesprochen.

Die einzige vernünftige Erklärung, auf die wir Korrespondenten kommen konnten, war, dass das Sowjetkommando die Schlacht zu einer realen, menschlichen Angelegenheit für die Russen machen wollte, aber nicht den Wunsch hatte, allzu viel von einzelnen Führern unter den Generälen der Roten Armee zu reden. Darum suchte man sich den pittoresken, aber harmlosen Rodimzew aus. Sechs andere Divisionen der 62. Armee kämpften, wie die seine, in Stalingrad. Erst als die Schlacht gewonnen war, erfuhr man in der Öffentlichkeit, dass Marschall Timoschenko schon längst vom Südwestabschnitt an die Nordwestfront gegangen war, und dass Georgij Schukow, damals Armeegeneral, bald aber selbst auch Marschall, als Vertreter von Stalins Generalhauptquartier den Oberbefehl in der Schlacht innehatte.

Viel persönlicher klangen die Geschichten, welche die dem schauerlichen Friedhof Stalingrad entronnenen Männer erzählten. Einer sagte mir, dass er, nachdem er die einsinkenden Dächer und zusammenstürzenden Mauern Stalingrads gesehen hätte, beim Anblick jedes hohen Gebäudes, sogar eines der massiven Wolkenkratzer in Moskau, aus Angst, es werde auf ihn stürzen, zitterte und bebte. Ein anderer erklärte, sein fürchterlichstes Erlebnis habe er gehabt, als er in Stalingrad im Graben lag: er meinte, warmes Blut fliesse über ihn, und als er aufblickte, sah er, dass es – ein Rattenschwarm war. Stalingrad sank in den Staub, aber die Rote Armee nicht.

Nachdem es den Deutschen misslungen war, Stalingrad vom Marsch aus zu nehmen, gingen sie Ende September daran, auf die Stadt so lange einzuhämmern, bis sie sich ergäbe. Der Zeitplan war bereits überschritten; auf Abschnitten von einer Länge von drei bis fünf Kilometer angreifend, suchten sie das nördliche Fabrikviertel, wo der Widerstand am heftigsten war, zu besetzen und damit die Verteidigung

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

der Stadt zu sprengen. Den Russen war es gelungen, den Feind bei Stalingrad aufzuhalten und mächtige Verteidigungswerke rings um die Stadt zu errichten, aber es war noch immer ein schwerer Kampf. Dann, am 9. Oktober, kam es zu einem überraschenden Umschwung in der Lage.

Das deutsche Kommando gab an diesem Tag bekannt, es habe bei Stalingrad eine neue Taktik eingeführt, nämlich das Gros der Infanterie und Tanks aus dem Gefecht zurückgezogen und an seine Stelle Artillerie und Sturzkampfbomber gesetzt, um Menschenleben bei der Eroberung der Stadt zu sparen. Die einzigen Menschenleben, die dabei gespart wurden, waren die der Russen. Denn das Gemetzel liess nach, und schliesslich verloren fast alle Deutschen, die dort waren, entweder das Leben oder die Freiheit.

Trotz ihrer Verlautbarung führten die Deutschen in der zweiten Oktoberhälfte eine gewaltige Offensive durch und stürmten wiederholt die Ziegelmauern und unter Feuer liegenden Höfe des nördlichen Fabrikviertels. Aber sie hatten so viel von ihrer Infanterie und ihren Tanks zurückgezogen, dass die Gefechtsfronten verkleinert waren. Nach dem *Roten Stern* gewannen sie in diesem Zeitabschnitt im Tag durchschnittlich nicht ganz fünfzig Meter und verloren, gleichfalls im Tag, dabei tausend bis viertausend Mann.

Am 6. November, dem Tag vor dem Jahrestag der bolschewistischen Revolution, zu welchem Datum sie Stalingrad in Besitz zu haben gehofft hatten, stellten sie diese Aktion ein. Sie lancierten am 12. November eine neue Offensive, bei der sie ihre Angriffe nicht mehr wie ursprünglich auf Abschnitten von drei bis fünf Kilometer, sondern auf solchen von zwei- bis vierhundert Meter Breite führten. Damals verfolgten sie bloss das Ziel, den kürzesten Weg zur Wolga zu gewinnen, die Verbindungsstellen der verteidigenden Einheiten zu durchstossen und die Linien der Roten Armee zu zerschlagen – also bedeutend weniger, als der ursprüngliche ehrgeizige Plan – Moskau zu erobern – vorgesehen hatte.

Sie hatten auch Erfolge an einzelnen Punkten, an denen sie ihre Angriffe konzentrierten. An vier Stellen brachen sie durch die schmale

Stadt zum Fluss durch. Nördlich und südlich von Stalingrad konnten sie Stützpunkte am westlichen Wolgaufer errichten. Feldmarschall Friedrich von Paulus, der den Angriff der 6. deutschen Armee befehligte, errichtete sein Hauptquartier im Souterrain des Warenhauses Univermag auf dem Platz der Revolutionshelden im Zentrum Stalingrads.

Im Herbst war die Situation für die Verteidiger Stalingrads im engeren Sinne schwierig. Das Armeehauptquartier General Tschuikows, der in der Stadt geblieben war, lag nicht selten weiter vorn als die Divisions- oder Regimentskommandostellen und war oft dem Feuer der automatischen Geschütze des Feindes ausgesetzt. Fünfmal musste Tschuikow sein Kommando verlegen, einmal, weil es von brennendem Benzin überflutet war, andere Male, weil seine Kommunikationen abgeschnitten wurden. In einem kritischen Augenblick befahl er seinem Stabschef, auf das Ostufer der Wolga zurückzugehen; er selbst hatte die Absicht, in Stalingrad zu bleiben. Krilow scharfte mit den Füßen und blieb stumm stehen. Schliesslich trat ein anderes Mitglied des Stabs vor und sprach für ihn: «Wir wollen miteinander siegen oder sterben.» Sie blieben beisammen.

Rodimzews Division hatte den grössten Teil des Mamajew Kurgan gesäubert, der Anhöhe zehn Kilometer nördlich vom Zentrum Stalingrads, die das ganze Gebiet beherrschte. Die Deutschen hielten nur einen einzigen Höhenpunkt mit zwei riesigen Wassertürmen als Stützpunkt; der Hügel färbte sich im Herbst allmählich braun, dann rot, und wurde schliesslich, als die Jahreszeit weiter vorrückte, von weissem Schnee bedeckt. Weiter im Norden aber kämpfte die Gardedivision Generalmajor Stepan Gurews am äusseren Rande des Fabrikviertels, und die Mehrzahl der Divisionen der 62. Armee war infolge der Frontkeile, die die Deutschen zur Wolga vorgetrieben hatten, ohne Verbindung unter einander.

Mitte November war die Wolga noch nicht zugefroren. Eisschollen zerschlugen die Pontonbrücke und die Bootsfähren der Roten Armee, so dass die schwierige Lage der Verteidiger innerhalb der Stadt noch verzweifelter wurde als vorher.

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

Dann verbreitete sich unter den Truppen ausserhalb Stalingrads das Gerücht, Stalin sei bei ihnen. Einige behaupteten gesehen zu haben, wie er ruhig die Front entlangging und die Linien inspizierte. Dasselbe Gerücht zirkulierte zur gleichen Zeit in Moskau. Bestätigt wurde es niemals. Ich traf nie ein Mitglied der Roten Armee, das Stalin selbst an der Front gesehen hätte, wenn auch viele erklärten, sie wüssten aus zweiter Hand von diesem Besuch. In der Geschichte drückte sich wahrscheinlich symbolisch aus, dass Stalin im Geiste unter seinen Männern weilte. Er selbst sass mit seinem Generalstab in seinem Büro im zweiten Stock des Kreml und entwarf Pläne für seine grosse Gegenoffensive.

Richtig war, dass an der Front um Stalingrad, während die 62. Armee die Wucht des deutschen Angriffs auf die Stadt zu tragen hatte, eine Unmenge von Menschen und Material an den feindlichen Flanken zusammengesogen wurde. Nachdem die Deutschen den Missgriff begangen hatten, den Angriff auf Stalingrad mit unzureichenden Kräften zu dotieren, verfielen sie in einen zweiten Fehler, indem sie verbissen an ihrem ursprünglichen Plan festhielten. Während sie an diesem einzigen Punkt und, etwas schwächer, im Kaukasus angriffen, liessen sie die Roten Armeen an allen anderen Frontabschnitten unbehelligt.

In der Tat lag, mit Ausnahme Stalingrads und des Kaukasus, die Initiative überall bei den Russen. Sie hatten im August eine Offensive bei Rschew, nordwestlich von Moskau, lanciert. Sie gelangten dabei nur in die Vorstädte Rschews, ohne die Stadt nehmen zu können. Das überzeugte offensichtlich die Deutschen davon, dass es der Roten Armee noch immer an Offensivkraft fehle. Als ich jedoch gerade gegen Ende dieser Offensive eine Reise an die Front bei Rschew machte, konnte ich feststellen, dass das Sowjetkommando nicht alles, was ihm zur Verfügung stand, in diesem Angriff eingesetzt hatte. Es war nur ein leichter Vorstoss ausgelöst worden, der den Zweck hatte, die deutschen Linien abzutasten und die eigenen Truppen, ohne sie zu verschwenden, in Tätigkeit zu erhalten.

Die wahre Streitmacht der Roten Armee wurde rings um Stalingrad konzentriert. Eine allgemeine Reorganisierung war im Gange. Die gesamte Sowjetfront, ursprünglich aus drei Gruppen unter dem Be-

fehl Woroschilows, Timoschenkos und Budjonnijs bestehend, deren jede eine grosse, ungelenke Organisation aus mehr als hundert Divisionen bildete, wurde jetzt in zwölf kompakte Kampfgruppen geteilt, sämtlich von tüchtigen Berufssoldaten befehligt und mit allem ausgerüstet, was sie zu Offensivzwecken brauchten. An der Spitze dieses gegliederten Ganzen stand Stalin, der zur Koordinierung der Aktionen an der Front seine besonderen Vertreter hatte.

Der Zustrom an Material aus der eigenen Kriegsindustrie der Sowjetunion und der ihrer Alliierten machte sich fühlbar. Schwere KW-Tanks, deren Anzahl zu Kriegsbeginn beschränkt gewesen war, wurden in grosser Anzahl zu neuen Brigaden zusammengestellt – es waren insgesamt etwa dreitausend Panzerfahrzeuge. Während amerikanische und britische Jagdflieger Murmansk, Leningrad und Moskau verteidigten, sammelten sich die JAK-, MIG- und LAGG-Kampfflugzeuge um Stalingrad. Auf den zur Stalingrader Front führenden Strassen drängten sich die Nachkömmlinge Katjuschas, die in Stellung gingen. Camions und Jeeps rollten zwischen der Front und dem Hinterland hin und her.

Die Deutschen hielten den grössten Teil Stalingrads, aber rings um sie zog sich ein Gewitter zusammen – ein Gewitter, das am 19. November 1942 losbrach.

An diesem Tag lancierten drei Rote Armeegruppen die lange und sorgfältig vorbereitete russische Gegenoffensive im Nordwesten und Südwesten von Stalingrad. Es gab die folgenden Angriffsfronten: Südwest, befehligt von General Nikolaj Watutin; Don, kommandiert von General Konstantin Rokossowski; und Stalingrad, unter dem Befehl General Jeremenkos. Die Aufgabe war, die feindlichen Flanken zu durchbrechen und die Deutschen in Stalingrad einzuschliessen. Am 23. November war das Ziel erreicht. An diesem Tag vereinigten sich bei Kalatsch aus dem Nordwesten und dem Südwesten kommende Gruppen, schwenkten nach Osten ein und stellten die 6. deutsche Armee sowie einen Teil der 4. deutschen Tankarmee, die von einem schmalen Streifen russischer Streitkräfte eingekreist waren.

Der Durchbruch erfolgte zum grössten Teil auf Kosten der Rumä-

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

nen, die nach ihren Erlebnissen bei Odessa und Sewastopol bereits kriegsmüde waren und immer unzufriedener wurden, je weiter sie in den Norden kamen und sich von ihrer Heimat entfernten, und je geringer die Aussicht wurde, dass sie ihren undankbaren Kampf beenden könnten. In dieser Schlacht wurden zehn rumänische Divisionen geschlagen; der grösste Teil von ihnen fiel oder geriet in die Gefangenschaft der Roten Armee, die überraschend den nicht zugefrorenen Don im Nordwesten von Stalingrad überschritt und im Süden, innerhalb des Donknies, rasch vorrückte. Auch vier deutsche Divisionen wurden arg mitgenommen.

Die Einkesselungsbewegung hielt das Sowjetoberkommando für die grösste, die je ausgeführt worden war; sie sollte sogar alles übertreffen, was die Deutschen im ersten Kriegsjahr durchgeführt hatten. Innerhalb des Rings der Roten Armee standen zweiundzwanzig Divisionen mit Artillerie- und Pionierregimentern und -Bataillonen, insgesamt an die 330'000 Mann. Die Aufgabe, um deren Lösung es sich handelte, war die Vernichtung dieser Streitmacht.

Es gibt eine alte russische Geschichte von einem Jäger, der mit einem Freund wettete, er könnte einen Bären mit blossen Händen fangen. Er ging in den Wald, rang mit dem Bären und rief seinem Freund zu: «Siehst du, ich hab ihn. Die Sache ist bloss die, er will mich jetzt nicht loslassen.» Es war noch immer fraglich, ob die 6. deutsche Armee die Kräfte, die sie eingeschlossen hatten, loslassen würde.

Noch eine Frage erhob sich, eine moderne Version der alten: Sties man sie, oder fiel sie? Es gab in Moskau Militärbeobachter von hohem Rang, die der Ansicht waren, die deutschen Linien seien nicht durchstossen worden, sondern der Feind habe seine Hauptkräfte absichtlich zurückgezogen, um die Linien für den kommenden Winter zu verkürzen, habe die 6. Armee als Vorhut zurückgelassen und beabsichtige, seine Truppen im Frühjahr mit der grössten Selbstverständlichkeit wieder zusammenzuziehen. Wie sich erwies, war das die Interpretation der Ereignisse, die die Deutschen wünschten – die aber die Russen durchaus nicht akzeptierten.

Am 16. Dezember leitete die Rote Armee am mittleren Don weiter

nordwestlich von Stalingrad eine zweite Offensive ein, vermehrte ihre Stützpunkte am westlichen Donufer und bedrängte die deutschen Truppen in Stalingrad noch heftiger. Diesmal litten die Italiener am schwersten; sieben ihrer Divisionen hatten ausser sechs deutschen und zwei rumänischen besonders grosse Verluste. Immer noch blieb das Problem zu lösen übrig, den Feind in Stalingrad zu vernichten. Das entscheidende Stadium der Schlacht entwickelte sich südwestlich von Stalingrad.

Die Deutschen hielten sich durchaus nicht an ihrem eigenen Plan, die 6. Armee in Stalingrad eingeschlossen zurückzulassen, sondern schickten Truppen zur Entsetzung der Einkesselten. Die Führung hatte Feldmarschall von Manstein, der Sieger von Sewastopol. Es handelte sich um drei Tankdivisionen, drei weitere Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen, neun Artillerieregimenter und verschiedene Hilfseinheiten. Ihre Aufgabe war es, nordwestlich an der Eisenbahnlinie Kotelnikowo-Stalingrad vorzurücken, den Ring der Roten Armee um Stalingrad zu durchbrechen und die 6. Armee von Paulus' zu entsetzen.

Eine deutsche Streitmacht, ausgerüstet mit den Panzern, der Feuerkraft und der Mannschaftsstärke von Mansteins, war im offenen Felde noch niemals auf einen ihr ebenbürtigen Gegner getroffen. Solche Truppenmassen waren in Städten oder an natürlichen Befestigungslinien aufgehalten worden, aber im offenen Felde waren sie stets imstande gewesen, sich zu bewegen, wie sie wollten. Der Wendepunkt in der Schlacht um Stalingrad trat ein, als von Manstein sich mit Paulus vereinigen wollte. Es war ein Augenblick der Unentschiedenheit, denn niemand konnte mit Sicherheit sagen, wem sich das Schlachtenglück zuneigen würde.

Von Manstein trat seinen Marsch am 12. Dezember aus Stellungen knapp nördlich von Kotelnikowo an. Ihm trat die Rote Armee General Rodjon Malinowskij entgegen, der General Jeremenko unterstellt war. Malinowskij war, wie Rodimzew, ein begeisterter junger Kommunist, der gern Trinksprüche ausbrachte, aber niemals ohne mit den Worten zu schliessen: «Auf Stalin.» Er war auch ein zäher, intelligenter Soldat. Und er hatte die neue Schlagkraft der Roten Armee zur Verfügung.

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

Zwölf Tage lang stiess von Manstein vor; dazu setzte er bis zu hundertfünfzig Tanks bei einzelnen Angriffen ein, hatte eine ähnliche Anzahl in der zweiten Linie und eine ganze Infanteriedivision zur Unterstützung der Panzerkräfte. Er marschierte am Aksai-Fluss vorüber und rückte vierzig bis fünfundfünfzig Kilometer vor. Aber am Weihnachtsabend, den von Manstein mit von Paulus hatte feiern wollen, waren bereits drei Viertel seiner Streitmacht verloren, und er hatte erst die Hälfte des Weges zu seinem Ziel zurückgelegt.

Am 24. Dezember schlug Malinowskij zu. In drei Tagen trieb er von Manstein zu seinen Ausgangsstellungen zurück. Nicht zufrieden damit, verfolgte er erbarmungslos den geschlagenen Feind, nahm am 29. Dezember Kotelnikowo ein und jagte von Mansteins Truppen in wilder Flucht nach Rostow vor sich her. Von diesem Augenblick an war das Schicksal der 6. deutschen Armee besiegelt. Nun zerfiel die Schlacht um Stalingrad in zwei voneinander getrennte Operationen – die eine gegen die vor Stalingrad eingeschlossene Gruppe, die andere gegen die sich weit nach dem Süden und dem Westen ausbuchtenden Linien.

Mittlerweile hatte auf den Steppen der Winter eingesetzt. Ein beissend kalter Wind aus dem Osten fegte den Schnee über die kahle Erde. Reif bedeckte die wenigen verkümmerten Bäume. Die Tümpel in den Bomben und Granattrichtern bedeckten sich mit hartem Eis. Eine viereinhalb Quadratmeter grosse Eisscholle, die langsam die Wolga heruntergetrieben kam, setzte sich fest, der mächtige Strom war zugefroren, und am 16. Dezember überschritt ein Angehöriger der Roten Armee, Sergeant Titow von einem Pionierbataillon, in diesem Winter zum ersten Mal zu Fuss den Fluss. Ihm folgten zahllose Männer zu Fuss, in Camions und auf Schlitten. Das Problem der Versorgung der Roten Armee im Westen des Flusses war gelöst.

Aus den deutschen Belagerern Stalingrads wurden nun, nach den Communiqués ihres Führers, «die Verteidiger Stalingrads». Sie gruben sich in den Kellern der Stadt und den Löchern der Steppe tief ein. Ihre Munition wurde auf 25 bis 30 Patronen täglich reduziert, und sie bekamen Befehl, nur zur Verteidigung zu schiessen. Die tägliche Verpflegung bestand nur noch aus 125 g Brot und einer Portion Pferde-

fleisch. In dieser Zeit entstand einer der klassischen Kriegsaussprüche; ein deutscher Gefangener sagte zu den Roten Soldaten, die ihn gefangen nahmen:

«Wir haben unsere Kavallerie aufgefressen.»

Aber die Schwierigkeiten dieser Truppen, die eingeschlossen waren, sich aber nicht geschlagen geben wollten, hatten durchaus nichts Scherzhaftes. Die Rote Armee gab ihnen eine letzte Gelegenheit zu kapitulieren. Am 8. Januar näherten sich zwei von einem Trompeter begleitete Offiziere mit einer weissen Fahne den deutschen Linien. Auf ihr Trompetensignal antworteten die Deutschen mit einem Geschosshagel, und die Abordnung lief in Deckung. Aber sie kam wieder, signalisierte mit der Fahne und liess die Trompete blasen; diesmal blieb es in den deutschen Linien still. Soldaten der Roten Armee, die durch ihre Feldstecher beobachteten, sahen, dass ihren Kameraden die Augen verbunden und sie in das Lager des Feindes geführt wurden.

Die Emissäre überbrachten ein Ultimatum. Es war ein bemerkenswertes Dokument, das im Ausland jedoch kaum Aufmerksamkeit erregte, weil man davon erst erfuhr, als es keinen Aktualitätswert mehr hatte. In der Sowjetunion aber wurde es gelesen und immer wieder gelesen. Es lautete:

«An den Befehlshaber der 6. deutschen Armee, Generaloberst Paulus oder seinen Stellvertreter. An alle Offiziere und Mannschaften der vor Stalingrad eingekesselten Truppen:

Die 6. deutsche Armee, die Verbände der 4. Panzerarmee sowie die zur Verstärkung entsandten Reserven sind seit dem 23. November 1942 völlig eingekesselt.

Die Streitkräfte der Roten Armee haben diese deutschen Truppen mit einem festen Ring umgeben. Alle Hoffnungen auf Entsatz durch eine deutsche Gegenoffensive aus dem Süden und Südwesten haben sich als trügerisch erwiesen; die deutschen Streitkräfte, die euch zu Hilfe kommen sollten, sind von der Roten Armee in die Flucht geschlagen worden. Was von ihnen übrig geblieben ist, fällt jetzt auf Rostow zurück.

Infolge des erfolgreichen, raschen Vormarsches der Roten Ar-

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

mee sind die deutschen Transportflugzeuge, die eure Hungerationen an Lebensmitteln, Munition und Heizmaterial heranschaffen, zu einem ständigen Wechsel ihrer Startbahnen gezwungen und haben auf ihren Flügen weite Entfernungen bis zu euch zurückzulegen. Ausserdem werden den deutschen Transportflugzeugen von der russischen Luftwaffe schwere Verluste an Maschinen und Mannschaften zugefügt. Ihre Hilfe für die eingeschlossenen Truppen wird unwirksam.

Eure eingeschlossenen Truppen sind in einer ernsten Situation. Sie leiden unter Hunger, Krankheiten und Kälte. Der strenge russische Winter beginnt erst. Die schweren Fröste, kalten Winde und Schneestürme stehen noch bevor; eure Soldaten sind nicht mit Winteruniformen ausgerüstet und leben unter äusserst unhygienischen Bedingungen.

Sie als Befehlshaber, sowie alle Offiziere der eingeschlossenen Truppen, müssen genau wissen, dass Sie keine Möglichkeit haben, den Einschliessungsring zu durchbrechen. Ihre Lage ist hoffnungslos, weiterer Widerstand sinnlos.

Angesichts der hoffnungslosen Situation, in der Sie sich befinden, und um unnötiges Blutvergiessen zu vermeiden, schlagen wir Ihnen folgende Kapitulationsbedingungen vor:

Sämtliche eingekesselten deutschen Truppen unter Ihnen und Ihrem Stab haben die Feindseligkeiten einzustellen.

Alle Mannschaften, Depots und Vorräte an Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Kriegsgerät sind uns von Ihnen geordnet und in gutem Zustand zu übergeben.

Wir garantieren allen Offizieren und Soldaten, die die Feindseligkeiten einstellen, Leben und Sicherheit, sowie nach Kriegsende die Rückkehr nach Deutschland oder in andere Länder, in welche die Kriegsgefangenen zu gehen wünschen.

Alle Truppen, die sich ergeben, behalten ihre Uniformen, Rangabzeichen und Auszeichnungen, persönlichen Besitztümer, Wertgegenstände und, soweit es sich um höhere Offiziere handelt, die Seitenwaffen.

Alle Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die sich ergeben, erhalten die normale Verpflegung.

Allen Verwundeten, Kranken und an Frostschäden Leidenden wird ärztliche Behandlung zuteil.

Ihre schriftliche Antwort wird am 9. Januar 1943 um 10 Uhr vormittags Moskauer Zeit erwartet und hat von Ihrem persönlichen Abgesandten überreicht zu werden, der in einem Personenwagen mit weisser Fahne über die Strasse von dem Nebengeleise Konnij zum Bahnhof Kotluban zu fahren hat. Ihr Abgesandter wird von autorisierten russischen Kommandeuren im Abschnitt B am 9. Januar 1943 um 10 Uhr vormittags empfangen werden, eineinhalb Kilometer südöstlich vom Nebengeleise 564.

Für den Fall, dass Sie unsere Kapitulationsvorschläge ablehnen, müssen wir Sie darauf aufmerksam machen, dass die Truppen der Roten Armee und die Rote Luftwaffe gezwungen sein werden, an die völlige Vernichtung der eingeschlossenen deutschen Truppen zu gehen, und dass Sie die Verantwortung für eine solche Vernichtung zu tragen haben werden.

Generaloberst der Artillerie Woronow,  
Delegierter des Generalhauptquartiers des  
Oberkommandos der Roten Armee.

Generalleutnant Rokossowskij,  
Kommandeur der Truppen an der Donfront.»

Die Emissäre der Roten Armee kehrten spät abends am 8. Januar in die eigenen Linien zurück. Es erübrigte sich, am nächsten Tag eine Delegation zum Empfang der Deutschen auszuschicken, denn sie kamen niemals. Sie hatten es bereits abgelehnt, das Ultimatum anzunehmen. Ihr Führer hatte ihnen den Befehl gegeben, bis zum Tode zu kämpfen, und das wollten sie tun. Die Ruhe, die während der Verhandlungen an der Front herrschte, hielt auch während der Nacht an, und Sowjetlautsprecher forderten die Deutschen nochmals auf, sich zu ergeben, aber es war erfolglos. Am nächsten Morgen wurde das Feuer wieder eröffnet, und zwei Tage später, am 10. Januar, leitete die Rote Armee eine Generaloffensive gegen die eingeschlossene Gruppe ein.

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

Zur Vernichtung des in die Enge getriebenen Feindes gehörte noch immer grosse Kraft. Die Rote Armee hatte sie. Am 16. Januar hatten die Rad an Rad stehenden Geschütze General Woronows und die in gedrängten Formationen stürmenden Truppen General Rokossowskijs den westlichen Teil der deutschen Befestigung eingedrückt und drängten die Deutschen nach Osten in ein schmales Dreieck an der Wolga. Am 26. Januar hatten sie die feindliche Streitmacht in zwei kleine, isolierte Gruppen zerschlagen, die eine im Westen, die andere im Norden von Stalingrad. Am 31. Januar zerschmetterten sie die westliche Gruppe und nahmen von Paulus in seinem im Warenhaus-Souterrain gelegenen Hauptquartier gefangen. Am 2. Februar erledigten sie die letzte Tasche der deutschen Truppen im Traktorenwerk des nördlichen Stalingrad und führten ihre Operation zu Ende.

Der Abschluss der Schlacht, die fraglos die grösste dieses Krieges, vielleicht die grösste aller bisherigen Kriege war, wurde Stalin von Woronow und Rokossowskijs mit schlichten Worten telegrafisch gemeldet:

«In Durchführung Ihrer Befehle haben die Truppen an der Donfront am 2. Februar um vier Uhr früh die Zerschlagung und Vernichtung der in Stalingrad eingeschlossenen feindlichen Truppen beendet.»

An den Fronten im Norden, Westen und Süden führte die Rote Armee ihren zweiten Winterfeldzug weiter. Alles, was dort geschah, stand in direktem Zusammenhang mit der Schlacht um Stalingrad selbst. Das Gehirn eines Mannes im Kreml koordinierte alles, um den Deutschen eine allgemeine Winterniederlage beizubringen.

Im Norden griff die Rote Armee Welikie Luki, das den eminent wichtigen Abschnitt zwischen Moskau und Leningrad dominiert, an und eroberte es. Diese Offensive hatte nicht nur den Zweck, wertvolles Gelände zu gewinnen, sondern auch die Deutschen an einer Abziehung wichtiger Streitkräfte nach dem Süden und an einer Ansammlung von Reserven für eine Frühlingsoffensive gegen Moskau im Jahre 1943 zu verhindern.

Im Süden verjagte die Rote Armee den Feind aus dem Kaukasus. Als die Deutschen an den Zufahrtswegen nach Ordschonikidze, dem

Endpunkt der georgischen Heerstrasse über den Kaukasus nach Tiflis, zum Stehen gebracht worden waren, wurde ihre Nachhut von dem russischen Vorstoss südlich von Stalingrad bedroht. Damals sprach das Communiqué des Führers die Wahrheit, als es erklärte, die Wehrmacht ziehe sich zurück, um ihre Linien zu verkürzen. Die Rote Armee folgte am 3. Januar den Deutschen nach Mosdok, besetzte die drei Städte Georgjewsk, Mineralnij Wodi und Pjatigorsk am 11. Januar, erreichte am 6. Februar das Asowsche Meer und schloss die Überreste der deutschen Truppen in der Nordwestecke des Kaukasus ein.

Eine weitere Offensive der Roten Armee zerschlug Mitte Januar die ungarischen Streitkräfte an der Woronesch-Front. Sechs magyarische Divisionen wurden vernichtet, dazu noch ein buntes Gemisch aus Italienern und Deutschen. Nun rollte die gesamte südliche Hälfte der russischen Linie nach Westen, wobei Truppen der Woronesch-Front unter General Filip Golikow und der Briansk-Front unter General Max Reuter sich mit denen vereinten, die die Lawine bei Stalingrad ausgelöst hatten.

Was sich zur gleichen Zeit bei Leningrad abspielte, stand an Tragik nur dem Drama von Stalingrad nach. Die Stadt, die an Grösse nur Moskau und, was ihren Gefühlswert für die Russen betraf, keiner anderen in der Sowjetunion nachstand, war seit September 1941 belagert. Unvergleichlich waren die Leiden der Bevölkerung, die im ersten Kriegswinter von 125 g Brot im Tag gelebt hatte – oder gestorben war – und nun einen zweiten solchen Winter durchmachte.

Was man aus Leningrad hörte, war entsetzlich: es wurde von den «Totentagen» gesprochen; das waren der erste und der zweite jedes Monats, an denen die Leichen der im vorangegangenen Monat Gestorbenen zur Beerdigung herausgebracht wurden; man hatte sie so lange zurückbehalten, um bis zur nächsten Kartenausgabe ihre Rationen zu bekommen. Jedes Holzgebäude in der Stadt war angeblich des Brennholzes wegen abgerissen worden. Von den drei Millionen der Stadt sollte nicht mehr ganz eine Million da sein.

Am 18. Januar erfolgte die sensationelle Meldung, dass Truppen der Leningrad-Front unter General Leonid Goworow und der Wolchow-

## DIE SCHLACHT UM STALINGRAD

Front unter General Kyrill Meretzkow sich vereinigt hatten, um die deutsche Landblockade Leningrads zu durchbrechen. Sie hatten in einer Offensive, die am 12. Januar begann, die Stadt Schlüsselburg östlich von Leningrad zurückerobert und sich jenseits der Newa vereinigt.

Aber Leningrads Leiden waren noch nicht vorbei. Die Blockade war gebrochen, aber die Belagerung wurde nicht aufgehoben. Ich bat um die Erlaubnis, Leningrad zu besuchen. In solchen Fällen bekam ich entweder die Genehmigung oder überhaupt keine Antwort. Diesmal erhielt ich einen kategorisch negativen Bescheid. Der Grund dafür war, wie ich später erfuhr, dass die Deutschen zweihundertzweölf Batterien rings um Leningrad massiert hatten und nach der Offensive der Roten Armee mit allen diesen Geschützen ein furchtbares Bombardement der Stadt und ihrer Umgebung eröffneten. Die Rettung Leningrads hatte noch zu erfolgen.

Im Süden jedoch stürmte die Rote Armee in einem Siegeslauf vor, in dem den Deutschen alles, was sie 1942 gewonnen hatten, und noch mehr abgerungen wurde. Die Hauptstützpunkte der Deutschen für ihre Winteroffensive 1941 und ihre Sommeroffensive 1942 waren die Städte Charkow und Kursk gewesen. Die Rote Armee eroberte am 8. Februar Kursk und am 16. Februar Charkow. Und im Zentrum fielen Rschew und Wiasma, starke Verteidigungspunkte und Ausgangsstellen für Offensiven gegenüber Moskau, in die Hände der Russen.

Die Schnelligkeit und scheinbare Leichtigkeit, mit der diese Bastionen zum Einsturz gebracht wurden, waren irreführend. Die Gründe für ihren Fall waren in Stalingrad zu suchen. Dort wurden die deutschen Fronttruppen teils vernichtet, teils zerstreut. Die Städte hinter ihnen waren nicht stärker als die Männer, die sie verteidigten. Als die Männer besiegt waren, mussten die Städte aufgegeben und die deutschen Linien zurückgenommen werden, bis neue Truppen bereitgestellt werden konnten.

Die neue Organisation der Roten Armee nützte rasch alle ihre Vorteile aus. Stalin war als Oberbefehlshaber in die Öffentlichkeit getreten.

Am 25. Januar fügte er in einem Tagesbefehl, der die Truppen beglückwünschte, seinem Namen zum erstenmal den Titel «Ober-

befehlshaber» hinzu – eine Funktion, die er in Wirklichkeit schon seit Kriegsbeginn ausübte – und wenige Wochen später nahm er den militärischen Rang «Marschall der Sowjetunion» an.

Gleich nach Stalin, als Soldat Nr. 1 im Felde, kam Schukow, der nach der Koordinierung der Siege von Stalingrad und Leningrad zum Marschall erhoben wurde. Drei andere fungierten als Koordinatoren Stalins: Woroschilow, einer der ersten Marschälle der Sowjetunion, der mit Schukow bei Leningrad zusammenarbeitete; Alexander Wasilewskij, der bei Stalingrad Schukow assistierte und dann Stalin in Woronesch allein repräsentierte; und Nikolaj Woronow, gleichfalls Koordinator in Stalingrad, der nach Schukows Abgang blieb, um die völlige Vernichtung der Deutschen herbeizuführen.

Unter diesen Marschällen führten die Generäle, die die einzelnen Fronten befehligten, die Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, zu einem grossen Teil Veteranen der Schlachten um Moskau und um Stalingrad, alle nunmehr erfahren im modernen Krieg, ihre Aufgaben mit Tüchtigkeit durch. Ihr Material war ausgezeichnet und wurde glänzend verwendet.

Die Verluste der Deutschen in den drei Offensivmonaten von November 1942 bis Februar 1943 schätzte die Rote Armee auf 700'000 Tote, 300'000 Gefangene, 7'000 Tanks, 4'000 Flugzeuge und 7'000 Geschütze. Die Sowjetberechnung der feindlichen Verluste bezifferte sich für zwanzig Monate auf die erschütternde Summe von neun Millionen Toten, Verwundeten und Gefangenen – davon mindestens vier Millionen Gefallene.

Die Deutschen erlitten eine schwere Niederlage, aber es war nicht *die* Niederlage. Als die Kommunikationslinien der Russen länger und die der Deutschen kürzer wurden, war der Feind imstande, in das Donezbecken zurückzukehren, vor allem Charkow wieder einzunehmen. Neue und schreckliche Schlachten standen noch bevor.

Aber nichts konnte der Roten Armee die Glorie des Sieges von Stalingrad rauben. Die Mühen, Opfer und Leiden der Völker der Sowjetunion waren nicht umsonst gewesen. Russland hatte sich zu seiner höchsten Höhe aufgerichtet.

## Kapitel XIX

### EIN TOAST AUF DIE ZUKUNFT

**D**as also ist das Russland des Krieges. Wie wird das Russland des Friedens sein? Meine Aufgabe ist es, zu berichten, nicht vorauszusagen, aber man muss nicht mit prophetischen Fähigkeiten begabt sein, um zu sehen, dass ein siegreiches Russland nach dem Krieg sein wird, was es vor ihm war – Sowjetrussland.

Für Joseph Stalin, seine Mitarbeiter, die Rote Armee und das russische Volk existiert, wenigstens bewusst, nach einem Vierteljahrhundert des Sowjetregimes, kein anderes Resultat. Am 6. November 1941 sagte Stalin: «Es darf keine wie immer geartete Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Nationen geben!» Am 6. November 1942 proklamierte er als eines der Ziele der Alliierten, «das Recht jeder Nation, ihre Angelegenheiten in ihrer eigenen Art zu ordnen». Für ihn besteht kein Zweifel daran, dass Russland, wenn man sich nicht in seine Angelegenheiten einmischt, bei den Sowjeteinrichtungen bleiben wird.

Wenn für die Menschen ausserhalb der Sowjetunion, die in ihrer Phantasie manchmal Probleme heraufbeschwören, welche für die Russen kaum existieren, Zweifel bestehen, möchte ich eine Stelle aus dem Kriegsroman *Alexej Kulikwo Soldat* von Boris Gorbатов zitieren. Es ist ein Gespräch zwischen Kulikow und seinem Freund Dubjaga im Schützengraben.

«Russland wird immer Russland bleiben», sagte Dubjaga zusammenfahrend. «Es war unter den Tartaren, und ist doch Russland geblieben. Lass es unter den Deutschen sein, und . . .»

«Ich will nicht irgendein Russland», unterbrach ihn Kulikow voll Bitterkeit. «Wenn du es schon wissen musst, ich will das Russland, wo ich Herr meines Landes bleibe, wie ich es vorher war; wenn meine Frau ein Kind zur Welt bringt, will ich ein Krankenhaus, und wenn mein Sohn erzogen werden soll, eine Schule haben. Ich will ein Sowjetrussland, hörst du? Ich will kein anderes, und es wird auch nie ein anderes geben.»

Einige Zeit nach diesem Gespräch haben Kulikow und Dubjaga eine Erkundungsaufgabe durchzuführen. Dubjaga winkt plötzlich mit einem weissen Taschentuch über dem Kopf und läuft auf die feindlichen Linien zu, um sich zu ergeben, wird aber von seinem Freund erschossen. Die Sowjets sehen darin das Schicksal aller Russen, die unbewusst mit jedem Russland 'einverstanden sind, die nicht bewusst und ganz speziell ein Sowjetrussland wünschen.

Es handelt sich hier nicht um eine Stelle aus einem gewöhnlichen Roman, den der Autor aus einer Laune heraus verfasst hat. Es ist eine bedeutungsvolle politische Erklärung, ausdrücklich für die Allgemeinheit geschrieben. Der Roman erschien im Oktober 1942 in der *Prawda*, dem Organ des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, der führenden Zeitung in der Sowjetunion. Er sollte nicht zur Unterhaltung dienen, sondern hatte erzieherische Zwecke, soweit so etwas notwendig war.

Für die Sowjetrussen war und ist Russland Sowjetrussland und wird es auch nach dem Siege bleiben. Was für ein Russland bedeutet das?

Hier bewegt sich der Prophet auf dünnstem Eis.

Jeder, der an das 1939 von Russland mit Deutschland getroffene Abkommen und seinen späteren Widerstand gegen den deutschen Einmarsch denkt, weiss genau, dass es der plötzlichen Kehrtwendungen, der erstaunlichsten Wunder fähig ist.

Dennoch möchte ich auf Grund dessen, was man bis jetzt weiss, behaupten, dass das Sowjetrussland der Nachkriegszeit sozialistisch, aber nicht international revolutionär sein wird; atheistisch, aber nicht kämpferisch antireligiös; autokratisch, aber nicht antidemokratisch.

Für die Russen stellt sich in diesem Fall auch gar nicht die Frage

einer anderen allgemeinen Definition ihres Regimes. Sehen wir uns den ersten Punkt an: Sozialismus. Die Verfassung von 1936 besagt in Artikel 1: «Die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ist ein sozialistischer Staat der Arbeiter und Bauern»; und in Artikel 4: «Die ökonomische Grundlage der U.d.S.S. R. bilden das sozialistische Wirtschaftssystem und das sozialistische Eigentum an den Produktionsinstrumenten und -mitteln, gefestigt im Ergebnis der Liquidierung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, der Aufhebung des Privateigentums an Produktionsinstrumenten und -mitteln, und der Abschaffung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.»

Zu keiner Zeit während des Krieges ist es zu einer grundlegenden Veränderung dieser Verfassung oder zu einem Kompromiss mit dem Privateigentum gekommen.

In einem kurzen Abriss über die Periode nach dem ersten Weltkrieg und dem russischen Bürgerkrieg, sagte Stalin am 23. Februar 1942: «Im Verlauf dieser beiden Dekaden friedlichen Aufbaus entstanden in unserem Lande die sozialistische Industrie und der kollektive Landbau; Wissenschaft und Kultur blühten, und die Bande der Freundschaft zwischen den Völkern unseres Landes festigten sich.» Fraglos erwartet er eine weitere, gleichgerichtete Entwicklung der sozialistischen Industrie und des kollektiven Landbaus nach dem zweiten Weltkrieg.

Den alten Kinderschreck der Weltrevolution hatte Stalin jedoch mit seiner Erklärung, der Kommunismus sei keine Exportware, schon längst vor dem Krieg getötet. Wenn es notwendig war, ihn noch tiefer zu begraben, so tat er dies während des Kriegs mit seinen wiederholten Erklärungen über die Politik der Nicht-Einmischung in die inneren Angelegenheiten anderer Nationen – eine Politik, die sich ebenso sehr auf den Umgang der Sowjetunion mit anderen Mächten bezieht wie auf deren Beziehungen zur Sowjetunion. Mit anderen Worten, das ehemals revolutionäre Russland zieht seine Hände von anderen Ländern ab.

Die Frage der Religion scheint protokollarisch klar zu sein. Die Sowjetverfassung besagt in Artikel 124: «Die Freiheit der Ausübung

religiöser Riten und die Freiheit der antireligiösen Propaganda ist für alle Bürger anerkannt.» Das Wichtigste in diesem Zusammenhang ist jedoch die Frage: was fördert die kommunistische Partei, die religiösen Riten oder die antireligiöse Propaganda? Die Antwort lautet, sie fördert das zweite, sie sieht in der Religion noch immer Opium für das Volk, und Russland wird, solange die Kommunistische Partei die Macht ausübt, vorherrschend atheistisch sein. Aber wer seine Religion weiter auszuüben wünscht, wird nicht verfolgt werden.

Die Religionsfrage, eine der in der russischen Revolution umstrittensten Fragen, wurde zu Kriegsbeginn wieder zu einem internationalen Problem, als Präsident Roosevelt Averell Harriman, dem Leiter der Delegation für die Moskauer Materialkonferenz der drei Mächte, den Auftrag erteilte, sich bei der Sowjetregierung für Religionsfreiheit einzusetzen. Zu einem öffentlichen Problem wurde sie, als der Präsident bei einer Pressekonferenz seine Aufträge bekannt gab. Harrimans Demarchen brachten keine greifbaren Resultate. Die Erklärung des Präsidenten führte lediglich zu einer Beantwortung durch Losowskij, der auf die Regelungen der Sowjetverfassung hinwies.

Es kam zu einer auffallenden Nachgiebigkeit in der Haltung der Kommunistischen Partei gegenüber der Religion. Die antireligiöse Zeitung *Der Gottlose* wurde suspendiert, und ihr Redaktor Jemeljan Jaroslawskij, Mitglied des Zentralkomitees der Partei, ging daran, Artikel zu schreiben, in denen er die Deutschen der Religionsunterdrückung anklagte. Das schönste Buch, das während des Krieges in der Sowjetunion erschien, war *Die Wahrheit über die Religion in Russland*, herausgegeben vom Moskauer Patriarchat. Dieser hübsche, in blauen Stoff gebundene, 457 Seiten starke Band mit Goldschnitt brachte Erklärungen von Kirchenmännern und Fotografien, um zu beweisen, dass, während die Deutschen die Kirchen in Russland entweihten, unter den Sowjets Religionsfreiheit bestehe und die Orthodoxe Kirche die russischen Kriegsanstrengungen unterstütze.

Das bedeutete keine fundamentale Änderung der Sowjethaltung gegenüber der Religion. Als einzige offizielle Erklärung für die Suspendierung des *Gottlosen* wurde Papiermangel genannt. Ich hörte, dass

ein Volkskommissar – mit anderen Worten ein Kabinettsmitglied – von seiner Sekretärin ein Exemplar des Buches über Religion kaufen lassen wollte und erfahren musste, dass es nur für die Verbreitung im Ausland bestimmt sei. Die wirklichen Mittel zur Abschreckung von der Religion, der atheistische Unterricht in den Schulen und spezielle Steuern, Strom-, Gas- und Wassertarife sowie andere finanzielle Abgaben für religiöse Institutionen, blieben in Wirksamkeit.

Der allerunparteiischste Beobachter konnte nur den Eindruck haben, dass zwischen der von Natur aus patriotischen Orthodoxen Kirche und der Kommunistischen Partei, die offensichtlich darauf bedacht ist, alles, was russisch ist, im Kampf gegen die Deutschen zu einen, ein Waffenstillstand auf Kriegsdauer herrscht. Alles, was sich für die Nachkriegszeit voraussehen lässt, ist eine Fortführung der atheistischen Politik der Kommunistischen Partei, aber eine weniger aktive Abschreckung von der Religion.

Aber auch hier gab es sonderbare Zeichen. Zu den in der Sowjetpresse veröffentlichten Begrüßungsadressen anlässlich des fünfundzwanzigsten Jahrestages der bolschewistischen Revolution am 7. November 1942 gehörte auch eine von Sergej, dem stellvertretenden Patriarchen und Metropolitan Moskaus, an Stalin gerichtete:

«Im Namen unserer Geistlichkeit und aller Rechtgläubigen der russischen Orthodoxen Kirche, wahrer Kinder unseres Vaterlandes, spreche ich Ihnen aus ganzem Herzen unsere dankbare Verehrung aus und segne in Ihnen den Mann, den Gott dazu auserwählt hat, unsere Truppen zu führen und unsere kulturellen Bestrebungen zu fördern, der uns zu dem Sieg über die barbarischen Eindringlinge, zu dem friedlichen Aufblühen unseres Landes und einer frohen Zukunft für seine Völker geleitet. Gott segne und verherrliche Ihr grosses Werk um des Vaterlandes willen.»

Das Wort «Gott» wurde seit der Revolution zum ersten Mal in der Sowjetpresse gross geschrieben. Ähnliche Botschaften kamen von Nikolaj, dem Metropolitan Kiews, und Kalistrat, dem Patriarchen von Georgien, beide im Kirchenstil geschrieben, beide mit Wünschen für ein langes Leben Stalins und einen baldigen Sieg. Das Interessante

an diesen Telegrammen war nicht nur, dass sie abgeschickt wurden, sondern auch, dass man sie in der offiziellen Presse veröffentlichte. Eine weitere staatliche Anerkennung der Orthodoxen Kirche erfolgte mit der Zuziehung des Metropoliten Nikolaj zu der Regierungskommission, die die deutschen Greuel im besetzten Gebiet zu untersuchen hat. Welche Bedeutung diese Zeichen für die Zukunft haben können, vermag niemand zu sagen.

Die Frage der Autokratie ist weniger klar, da sie durch ein Vokabular aus Worten verdunkelt wird, die nicht immer für alle Menschen dasselbe bedeuten. Unter Autokratie verstehe ich die selbständige, absolute Herrschaft eines nur sich selbst verantwortlichen Mannes, und unter Demokratie die Regierung durch das Volk selbst, das die höchste Macht durch Vertretung ausübt.

Am 6. November 1942 erwähnte Stalin in seinem Resümee über die Ziele der Alliierten die «Wiederherstellung der demokratischen Freiheiten». Seine Verfassung wurde nach dem Vorbild der Demokratie in ihrer reinsten Form gebildet. Sie besagt in Artikel 30: «Das höchste Organ der staatlichen Macht der U.d.S.S.R. ist der Oberste Rat der U.d.S.S.R.», der die ausschliessliche gesetzgebende Gewalt ausüben und die Handlungen der Exekutivkörperschaft, des Rates der Volkskommissare, beaufsichtigen soll. Die Deputierten des Obersten Sowjets werden nach Artikel 134 «von den Wählern auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts in geheimer Abstimmung gewählt». Das ist Demokratie.

Ein Haken in der Verfassung erscheint jedoch in Artikel 126; er gewährleistet den Bürgern das Recht, sich in gesellschaftlichen Organisationen zu vereinigen; «die aktivsten und zielbewusstesten Bürger aus den Reihen der Arbeiterklasse und anderer Schichten der Werktätigen aber vereinigen sich in der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki), die der Vortrupp der Werktätigen in ihrem Kampf für die Festigung und Entwicklung des sozialistischen Systems ist und den leitenden Kern aller Organisationen der Werktätigen, sowohl der gesellschaftlichen wie der staatlichen bildet.» Mit anderen Worten, über den demokratischen Apparat ist eine verhält-

nismässig kleine Körperschaft von Männern gestellt (etwa 3'000'000 aus der vor dem Krieg insgesamt 193'000'000 zählenden Bevölkerung) deren Macht unbegrenzt ist. Ihr Führer ist Stalin. Das ist Autokratie.

Stalin leitet seine Macht aus seinem Posten als Generalsekretär der Kommunistischen Partei ab. Dass er kurz vor Ausbruch des Krieges den Vorsitz im Rat der Volkskommissare und bald nach der deutschen Invasion das Verteidigungskommissariat übernahm, hatte die praktische Folge, die Kriegführung zu vereinfachen und mit Stalins Namen für das Volk zu identifizieren, wirkte sich jedoch in keiner Hinsicht auf seine Stellung als unumschränkter Herrscher aus.

Stalin, der am 21. Dezember 1942 dreiundsechzig Jahre alt geworden ist, mag nach dem Krieg sehr wohl den Vorsitz im Rat der Volkskommissare und das Verteidigungskommissariat aufgeben. Aber Generalsekretär der Kommunistischen Partei wird er wahrscheinlich bleiben, solange er lebt, und die Männer seines Heimatlandes Georgien werden sehr alt. Als Generalsekretär wird er weiter der autokratische Beherrscher Russlands sein, aber ein Autokrat, der im Prinzip nichts gegen die Demokratie hat.

Mit der Behauptung, das Nachkriegsrußland werde sozialistisch, atheistisch und autokratisch sein, ist nicht gesagt, dass es unverändert bleiben wird. Einem so gewaltigen Kampf muss irgendeine Wandlung entspringen. Noch nie hat eine Nation eine grössere Umwälzung durchgemacht als Rußland nach dem ersten Weltkrieg. Aber damals war es eine geschlagene, unzufriedene Macht und lag in Trümmern. Nach diesem Krieg müsste es siegreich und zufrieden sein und in seiner Struktur stärker denn je. Angesichts dieser Tatsache lässt sich schon eine grosse Änderung voraussehen – ein wohlwollenderes Regime.

Dieses Regime begann nach fünfundzwanzigjähriger Existenz eine gewisse Altersmilde zu entwickeln. Es war nach zweijähriger Kriegsdauer mit seinen Dienern an der Front und im Hinterland sehr zufrieden. Es zeigt sein Wohlwollen auf vielerlei Arten, in manchen geringfügigen, fast ungreifbaren Dingen, die jedoch alle bedeutsam sind. Die Tage der Reinigungen zum Beispiel sind vorbei.

Die Nordwestfront Marschall Woroschilows und die Südwestfront

Budjonnijs wurden im ersten Kriegsjahr in Stücke geschlagen, und doch konnten die beiden, Woroschilow vorübergehend und Budjonnij für immer, sich in Würde und mit Ehren zurückziehen. Marschall Timoschenko konnte, nach Siegen und nach Niederlagen, von einer Front erhobenen Hauptes zur anderen gehen. Marschall Schaposchnikow konnte ungestört dienen, in Rückzug und Vormarsch stets Generalstabschef bleiben und sich tatsächlich aus gesundheitlichen Gründen zurückziehen, worauf er von Wassilewskij abgelöst wurde. Unter den fünf ersten Marschällen der Sowjetunion hörte man während des Kriegs nur von einem nichts, von Marschall Kulik, der aber schon Jahre vorher völlig in den Hintergrund getreten war. Einer der bemerkenswerten Fälle war der des ehemaligen Chefs der politischen Abteilung in der Roten Armee, Lew Mechlis, der einen Misserfolg erleben und dennoch zum Generalleutnant ernannt werden konnte, als die politischen Kommissare in militärische Befehlshaber umgewandelt wurden.

Dieses neue Wohlwollen liess sich an Alltagsereignissen erkennen, die vielleicht trivial zu sein scheinen, aber eine nicht minder grosse symptomatische Bedeutung haben. Auf der in westlicher Richtung aus Moskau hinausführenden Arbat-Strasse, die oft von Wagen benutzt wurde, welche aus dem Kreml kamen, war es Zivilchauffeuren strengstens verboten, Fahrzeuge zu überholen, damit die Strassenseite frei bliebe. Die Durchführung dieser Vorschrift wurde allmählich milder gehandhabt, bis schliesslich die Chauffeure die vor ihnen fahrenden langsamen Autobusse überholten. Auf dem Swerdlow-Platz, vor dem Bolschoi-Theater, sah ich, wie ein Milizsoldat auf einen zerlumpten kleinen Kerl zuging, eines der in Zeiten der Not wie Aasgeier in Russland umherstreifenden «Wolfkinder» mit ihren Altmännergesichtern. Der Milizsoldat behandelte den Knaben mit einer Sanftheit, wie sie kein Polizist anderer Länder hätte übertreffen können. Er tastete seine Taschen nach Waffen ab und führte ihn dann an der Hand in einen Gewahrsam. Viele Einzelfälle solcher Art waren zu beobachten.

Wie weit dieses Wohlwollen noch führen kann, wüsste niemand zu sagen.

Wird es möglich sein, mit einem Nachkriegsrußland dieser Art zusammenzuarbeiten? Eine Antwort darauf mag schwer sein, aber sie kann – und muss – gegeben werden, wenn die Alliierten den Frieden gewinnen sollen und nicht nur den Krieg.

Am 6. November 1942 erklärte Stalin: «Es wäre lächerlich zu leugnen, dass in den einzelnen Ländern, aus denen sich die anglo-sowjet-russisch-amerikanische Koalition zusammensetzt, verschiedene Ideologien und soziale Systeme existieren. Aber schliesst das die Möglichkeit und Ratsamkeit gemeinsamen Vorgehens von Seiten der Mitglieder dieser Koalition gegen den gemeinsamen Feind aus, der sie zu unterjochen sucht? Sicherlich nicht.»

Genau so sollte es möglich und ratsam sein, dass die Zusammenarbeit nach dem Krieg fortgesetzt wird. Auf dem Gebiet der unmittelbaren Nachkriegsprobleme sind keine unüberwindlichen Unterschiede vorauszusehen. Rußland, das Land, das am meisten gelitten und am besten gekämpft hat, hat sich sogar bei der Voranmeldung seiner Forderungen bereits überraschend mild gezeigt, bedeutend milder als einige von den Exilregierungen kleinerer Staaten, die nur einige Tage kämpften und dann ins Ausland flohen, um die Zerstückelung Deutschlands zu fordern.

Es ist Rußlands Wunsch, das Hitler-Regime zu vernichten. Aber das gilt nicht für die gesamte deutsche Nation. «Wir verfolgen nicht das Ziel, Deutschland zu zerstören, denn das ist ebenso unmöglich wie eine Zerstörung Rußlands. Aber wir können und müssen den Hitler-Staat zerstören», erklärte Stalin am 6. November 1942. «Wir verfolgen nicht das Ziel, die gesamte organisierte Militärmacht in Deutschland zu vernichten», sagte er, «denn jeder, der nicht Analphabet ist, wird verstehen, dass das nicht nur für Deutschland ebenso unmöglich ist wie für Rußland, sondern auch vom Standpunkt des Siegers nicht ratsam erscheint. Aber wir können und müssen Hitlers Armee vernichten.» Kein anderes Mitglied der Vereinigten Nationen könnte Widerspruch gegen diese Ziele erheben oder einen bescheideneren Plan für die Nachkriegsbehandlung eines geschlagenen Deutschland unterbreiten.

Russland wünscht eine strenge Bestrafung der nationalsozialistischen Führer, in denen es die Verantwortlichen für die in den besetzten Gebieten begangenen Grausamkeiten erblickt. In Noten, die das Datum des 25. November 1941, des 6. Januar und des 27. April 1942 tragen und an alle Länder gerichtet sind, mit denen Russland damals in diplomatischen Beziehungen stand, klagte die Sowjetregierung die nationalsozialistische Regierung und das deutsche Oberkommando systematischer, organisierter Plünderungen, des Ausradierens von Städten, des Landraubs, der Versklavung von Arbeitern, der Vernichtung von Gütern der russischen Kultur und der Dezimierung der Sowjetbevölkerung an. Die Note vom 27. April schloss mit den Worten: «Die Hitler-Regierung und ihre Komplizen werden einer strengen Busse und der verdienten Strafe für die Verbrechen sondergleichen nicht entgehen, die sie gegen die Völker der U.d.S.S.R. und gegen alle freiheitliebenden Völker begangen haben.» Damit sind die anderen Vereinten Nationen einverstanden.

Die Sowjetunion hat keine Gebietsforderungen erhoben. Stalin erklärte am 6. November 1941:

«Kriegsziele wie eine Einverleibung fremder Gebiete und die Unterwerfung anderer Völker – ob es sich nun um Völker und Gebiete in Europa handelt oder um Völker und Gebiete in Asien einschliesslich Irans – haben wir nicht und können wir nicht haben. Unser vornehmstes Ziel ist es, unsere Gebiete und unsere Völker vom deutsch-faschistischen Joch zu befreien. Kriegsziele, wie etwa den slawischen oder anderen unterdrückten Nationen Europas, die unsere Hilfe erwarten, unseren Willen und unser Regime aufzuzwingen, haben wir nicht und können wir nicht haben. Unser Ziel ist es, diesen Nationen in dem Befreiungskampf, den sie gegen die Hitler-Tyrannie führen, zu helfen und ihnen dann die Organisierung des Lebens in ihrem Lande, wie sie es für richtig halten, zu überlassen.»

Zu den russischen Gebieten zählt Stalin fraglos Ostpolen, Karelien, Bessarabien, Litauen, Lettland und Estland, die vor dem deutschen Einmarsch der Sowjetunion einverleibt waren. Die Landes-Sowjet-

regierungen dieser Gebiete wurden unsichtig in das Innere Russlands, fern dem Zugriff der feindlichen Besatzung, gebracht und werden für den Tag in Bereitschaft gehalten, an dem die Rote Armee in ihre Hauptstädte zurückkehrt. Das Problem der polnischen Grenzen und der Unabhängigkeit der baltischen Staaten mag nach dem Krieg zu einem Streitpunkt werden, dürfte aber die grundsätzlichen Beziehungen zwischen Amerika, Grossbritannien und Russland nicht stören.

Bei einem Resume darüber, was er als «das Aktionsprogramm der anglo-sowjetrussisch-amerikanischen Koalition» betrachtet, zählte Stalin am 6. November 1942 auf: «Abschaffung der Rassenbevorzugung; Gleichheit der Nationen und Unverletzlichkeit ihrer Gebiete; Befreiung der unterjochten Völker und Wiederherstellung ihrer souveränen Rechte; das Recht aller Nationen, ihre Angelegenheiten auf ihre eigene Art zu ordnen; wirtschaftliche Hilfe für Nationen, die gelitten haben, und Beistand bei der Herstellung ihres materiellen Wohlstandes; Wiederherstellung der demokratischen Freiheiten; Vernichtung des Hitler-Regimes.» Keines dieser Prinzipien dürfte am Konferenztisch Beunruhigung hervorrufen.

Über die unmittelbaren Fragen eines Friedensabschlusses hinaus erhebt sich das grosse Problem, nach dem Krieg freundschaftliche Alltagsbeziehungen und eine praktisch enge Zusammenarbeit zwischen den Vereinigten Staaten, Grossbritanniens und der Sowjetunion beizubehalten. In dieser Hinsicht lassen sich aus der Zeit, in der die drei Mächte im Krieg zusammenarbeiten, keine erfreulichen Schlüsse ziehen. Schädlich ausgewirkt haben sich die Unterschätzung der Sowjetunion durch die Alliierten, das Misstrauen der Sowjets gegen die Alliierten, der Disput über die zweite Front und die schweren Unstimmigkeiten im Fall Hess.

Schwierigkeiten ergeben sich auch daraus, dass die Sowjetunion ungeduldig ihre Kehle aus dem Zugriff der deutschen Hände befreien wollte, während die Alliierten langsamer, berechnender voringen. Stalin gab seiner Roten Armee den Befehl, den Eindringling im Jahre 1942 zu besiegen, während Roosevelt Schätzungen über die Kriegsproduktion 1943 anstellte und Churchill von kommenden Kampfjahren

sprach. Die Russen drängten auf sofortige Revolutionen in den besetzten Ländern, während die Exilregierungen Geduld und umsichtige Vorbereitungen für den Aufstand im geeigneten Augenblick anrieten. Als der Abgesandte eines besetzten kleinen Landes Kalinin sagte, die Moskauer Radiosendungen, die Gewalt predigten, könnten diese Vorbereitungen stören, erklärte der erblindete, aber noch sehr aktive ehrwürdige Sowjetpräsident mit allem Nachdruck, dass die Revolution etwas Lebendiges sei, dem man es überlassen, das man sogar dazu ermuntern müsse, sich auf seine eigene Art zu entwickeln. Das war eine vorübergehende Misshelligkeit, die sich aus Augenblicksproblemen ergab.

Die prinzipielleren Schwierigkeiten liessen sich im allgemeinen immer auf einen Mangel an Verständnis bei den Alliierten und fehlendes Vertrauen auf Seiten der Sowjetunion zurückführen. Keiner dieser beiden Fehler braucht irreparabel zu sein.

Das Misstrauen der Sowjets gegen die Vereinigten Staaten und Grossbritannien ist so alt wie das Sowjetregime selbst. Es geht zurück auf die Intervention der Alliierten gegen die Bolschewisten zu Beginn ihrer Herrschaft. Obgleich die Politik der Vereinigten Staaten nicht darauf abzielte, sich in die Innenpolitik Russlands einzumischen, sondern lediglich darauf, die Kriegsvorräte der Alliierten zu schützen und die tschechischen Truppen zu retten, von denen man annahm, dass sie sich durch Sibirien durchschlugen, lässt die Tatsache, dass amerikanische Truppen in Sibirien landeten, die Vereinigten Staaten in den Augen der Sowjets genau so als Interventionsmacht erscheinen wie alle anderen. Etwas von diesem Misstrauen ist noch immer da und stört die Kriegsanstrengungen, denn die Sowjets haben bis heute den Argwohn, dass reaktionäre politische Elemente in Grossbritannien und Amerika gegen sie arbeiten.

Auch die Verkennung der Sowjetunion durch die Alliierten ist so alt wie das Regime. Sie hat viele Ursachen; nicht die geringste darunter ist die Sprachenschwierigkeit. Es ist angesichts der Wichtigkeit Russlands geradezu erschreckend, wenn man sich klar macht, wie wenige Amerikaner, die sich dem Staatsdienst widmen, russisch können. Im Jahre 1942 beherrschte ein einziger Beamter an der Botschaft der Vereinigten

Staaten das Russische gut genug, eine politische Konversation zu führen, und auch das nicht gerade glänzend – und dieser Mann wurde noch im Verlauf des Jahres nach Washington versetzt. Es ist für einen Botschafter, und habe er auch die Fähigkeiten Admiral Standleys, eine selbstverständliche Notwendigkeit, über Adjutanten zu verfügen, die in seinem Namen mit den Behörden verkehren können, bei denen er akkreditiert ist. Eine Quelle des mangelnden Verständnisses kann auch darin liegen, dass die Russen fast gar kein Informationsmaterial zur Verfügung stellten, was seine Erklärung wiederum in dem fehlenden Vertrauen hat. Vor allem aber ist die Verständnislosigkeit vielleicht auf die geographische und politische Isolierung und auf das Nichtvorhandensein eines Studieninteresses für Russland zurückzuführen. Was da gebraucht wird, ist eine Körperschaft von Männern, die sich, wie es traditionsgemäss bei den Deutschen geübt worden ist, für Russland interessieren, die seine Sprache und Sitten gut kennen, die darauf bedacht sind, das Land zu studieren, ohne Dinge auszuspionieren, welche dort als geheim gelten, und die auch imstande sind, alles für die Vereinigten Staaten zu interpretieren.

Es muss auf beiden Seiten ein Verlangen nach Vertrauen und Verständnis existieren. Bei den Sowjets scheint ein solcher Wunsch in der Entwicklung begriffen zu sein, seit die Siege der Alliierten in Nordafrika Ende 1942 die Russen endlich davon überzeugten, dass ihre Freunde wirklich die ernste Absicht haben, im Krieg zu kämpfen. Obgleich anfangs 1943 wieder unbestimmte Klagen in Presse und Publikum darüber laut wurden, dass es noch immer keine zweite Front in Europa gebe, war der Ton nicht mehr bösartig. Stalin hatte seinem Volk gesagt, eine zweite Front sei in Vorbereitung, und man war bereit, ihm zu glauben. Auf Seiten der Alliierten bewies die wachsende Anzahl der Missionen das Verlangen nach Verständnis. Es scheint, damit die Zusammenarbeit wirksam wird, nicht mehr notwendig zu sein, als dass die Russen ihr Vertrauen in die Praxis umsetzen und die Alliierten das nötige Verständnis gewinnen.

In der praktischen Realität ist eine solche Zusammenarbeit ganz entschieden möglich. Brigadegeneral Patrick J. Hurley, ehemaliger

Kriegsminister in Washington, kam im November 1942 in die Sowjetunion mit einer überaus schwierigen Mission; er sollte einerseits die Front besichtigen und andererseits Staatsangelegenheiten mit Stalin diskutieren. Sowohl die Front der Roten Armee als auch Stalins Büro hatten zu den unzugänglichsten Stellen während des Kriegs gehört. General Hurley konnte beide Aufgaben erfüllen und reiste zwei Monate später nach völlig zufriedenstellender Durchführung seiner Missionen wieder ab.

Bei meiner eigenen Tätigkeit, die wohl nur ein kleines Gebiet einnimmt, aber für viele geschäftliche Beziehungen der Nachkriegszeit typisch sein mag, fand ich stets Zusammenarbeit von oben bis unten. Was die Spitze betrifft: kein Korrespondent könnte eine raschere und bessere Bedienung verlangen, als die Beantwortung zweier im richtigen Augenblick abgeschickter Briefe durch einen Ministerpräsidenten innerhalb eines einzigen Tages beweist. Und unten: die beiden Zensoren Anurow und Koschemjako waren manchmal langsam, wofür sie ihre eigenen Gründe hatten, aber niemals rücksichtslos und stets vernünftigen Argumenten zugänglich. Was die Mitte zwischen oben und unten angeht: Palgunow übermittelte mir bisweilen Entscheidungen, für die er keine Gründe nennen wollte, überzeugte mich aber immer davon, dass diese Entscheidungen in gutem Glauben und aus Gründen, die ihm billig erschienen, getroffen worden waren.

Palgunow überraschte mich gegen das Ende des Jahres 1942 sogar mit einer Einladung zu einem Lunch mit einigen seiner Kollegen im Hotel National. Zu den Anwesenden gehörten Boris Michajlow, ehemaliger Pariser Korrespondent der *Prawda*, Redaktor des *Journal de Moscou* und zurzeit Chef der amerikanischen Abteilung des Sowjet-Informationsbüros, und Wadim Kruschkow, der Generalsekretär des Sowinformbüros. Und zu meiner Überraschung traf ich dort auch einen meiner sechs Gefährten auf der Eisenbahnreise, die ich zu Kriegsanfang von Sotschi nach Moskau machte. Es stellte sich heraus, dass er tatsächlich der berühmte Iwan Lebedjew war, der Sowjet russische Chargé d’Affaires in Jugoslawien zurzeit der deutschen Invasion, den die Deutschen nun beschuldigten, der Führer der serbischen Guerillas zu sein.

## EIN TOAST AUF DIE ZUKUNFT

Seine völlig unkriegerischen Arbeitsinstrumente waren die beiden Schreibtische im Sowinformbüro und im Narkomindjel.

Wir machten Witze über das überfüllte Eisenbahncoupe und darüber, was die Deutschen wohl denken würden, wenn sie Lebedjew hier sähen, während sie annahmen, dass er in den jugoslawischen Bergen kämpfte; wir sprachen über den Krieg und unsere Aufgabe, der Welt über ihn zu berichten; wir assen Roastbeef und tranken Rotwein. Dieser Lunch gehört zu meinen allerschönsten Erinnerungen. Und ich fand damals auch, dass es durchaus möglich ist, mit solchen Männern Freundschaft zu schliessen.

Gerade um jene Zeit gab es noch eine andere kleine Zusammenkunft zwischen Russen und Amerikanern. Die Beamten der Belieferungsmmission der Vereinigten Staaten stellten in ihrem Quartier, dem ehemaligen Heim des deutschen Militärattachés am Chlebnij Pereulok, einen Christbaum auf und luden zweiundzwanzig Kinder der Nachbarschaft ein, darunter den achtjährigen Wolodja, dessen Vater an der Front stand. Wolodja nahm ein Glas Wein an, aber da er Russe war, musste er, ehe er es leerte, noch einen Trinkspruch ausbringen.

Er stieg auf einen Stuhl, stellte sich in Positur, hob das Glas und sagte:

«Auf die sowjetrussisch-amerikanische Freundschaft.»

Sein eigenes Volk und die amerikanische Nation schulden es Wolodja und seinem Vater, diesen Toast zu verwirklichen.

MOSKAU 1941–1943

DIE FÜHRERSCHICHT SOWJETRUSSLANDS

im Februar 1943

JOSEPH STALIN

*Oberster Befehlshaber der Armee, Marschall der Sowjetunion, Präsident des Landesverteidigungskomitees, Präsident des Rats der Volkskommissare der Sowjetunion, Volkskommissar für die Landesverteidigung,  
Generalsekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei*

POLITBÜRO

(Politisches Büro des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei.)

WJATSCHESLAW MOLOTOW

*V'Akskommissar für die auswärtigen Angelegenheiten,  
Vizepräsident des Landesverteidigungskomitees*

KLEMENTIJ (KLIM) WOROSCHILOW

*Ehemaliger VAkskommissar für die Landesverteidigung,  
Vorsitzender des Verteidigungsrats der Volkskommissare*

MICHAYL KALININ

*Vorsitzender des Präsidiums des Obersten Sowjets, des sowjetrussischen Parlaments*

AAZAR KAGANOWITSCH

*Volkskommissar für das Eisenbahnwesen,  
Mitglied des Kriegsrats für den Kaukasus*

ANASTAS MIKOJAN

*Volkskommissar für den Aussenhandel, beauftragt mit der Leitung des Transportwesens und der Versorgung für die Rote Armee*

## DIE FÜHRERSCHICHT SOWJETRUSSLANDS

NIKITA CHRUSCHTSCHEW

*Sekretär der Kommunistischen Partei der Ukraine,  
Mitglied des Südwestlichen Kriegsrats*

ANDREJ SCHDANOW

*Sekretär des Kommunistischen Parteikomitees für den Leningrader  
Distrikt, Mitglied des Leningrader Kriegsrats*

A. A. ANDREJEW

*Vorsitzender des Unionsrats des Obersten Sowjets,  
Sachverständiger für Agrarfragen*

### KANDIDATEN

(oder alternierende Mitglieder des Politbüros.)

Y. M. SCHWERNIK

*Vorsitzender des Nationalitätenrats des Obersten Sowjets,  
Führer der Gewerkschaften*

LAURENTIJ BERYA

*Innenkommissar, Chef des NKIVD.*

*[Narodnij Kommissariat Wnutrennich Djel = Volkskommissariat  
für die inneren Angelegenheiten [früher Tscheke]*

GEORGIJ MALENKOW

*Sekretär des Tjentralkomitees der Kommunistischen Partei für das  
Gebiet der Parteiadministration*

ALEXANDER SCHTSCHERBAKOW

*Sekretär des Kommunistischen Parteikomitees für den Moskauer Distrikt,  
Chef des Sowjet-Informationsbüros,  
Chef der Politischen Abteilung in der Roten Armee*

MOSKAU 1941–1943

NIKOLAJ WOSNESSENSKIJ

*Leiter der Staatlichen Plankommission (Gosplan) die mit dem Ausbau der Industrie beauftragt ist*

STAWKA

(General-Hauptquartier des Oberkommandos der Roten Armee)

GEORGIJ SCHUKOW

*Marschall, Erster Vizekommissar für die Landesverteidigung, vormals Befehlshaber der Westfront, Bevollmächtigter der Stawka an der Front von Stalingrad und von Leningrad*

KLEMENTIJ (KLIM) WOROSCHILOW

*Marschall, vormals Befehlshaber der Nordwestfront, Bevollmächtigter für die Front von Leningrad*

ALEXANDER WASSILJEWSKIJ

*Marschall, Chef des Generalstabs, Bevollmächtigter für die Fronten von Stalingrad und Woronesch*

NIKOLAJ WORONOW

*Marschall der Artillerie, Bevollmächtigter an der Stalingrader Front*

BORIS SCHAPOSCHNIKOW

*Marschall, vormals Generalstabschef, krankheitshalber •zeitweise beurlaubt*

SEMJON BUDJONNIJ

*Marschall, vormals Befehlshaber an der Südwestfront, beauftragt mit der Ausbildung der Reserven*

ALEXANDER NOWIKOW

*General der Flieger, Bevollmächtigter für das Flugwesen an der Stalingrader Front*

DIE FÜHRERSCHICHT SOWJETRUSSLANDS

BEFEHLSHABER AN DEN FRONTEN

LEONID GOWOROW

*Eroberer von Modschajsk, Leningrader Front*

KYRILL MERETZKOW

*Vormals Chef des Hauptquartiers, JVolchow-Front*

SEMJON TIMOSCHENKO

*Vormals Befehlshaber an der West- und Südwestfront  
sowie an der Nordwestfront*

IWAN KONJEW

*Vormals Befehlshaber an der Front von Kalinin, IVestfront*

MAX REUTER

*Ehemals beim Hauptquartier, Front von Briansk*

NIKOLAJ WATUTIN

*Eroberer von Woroschilowgrad, Südwestfront*

FILIP GOLIKOW

*Eroberer von Charkow, Front von Woronesch*

KONSTANTIN ROKOSSOWSKIJ

*Sieger von Stalingrad, Don-Front*

ANDREJ JEREMENKO

*Vormals Befehlshaber an der Front von Stalingrad, Südfront*

IWAN TULENJEW

*Vormals Befehlshaber des Moskauer Militärdistrikts,  
Transkaukasische Front*



# ÜBERSICHTS-KARTE RUSSLAND

